

**Hamburger Arbeiten
zur Allgemeinen
Erziehungswissenschaft**

**Eine Auswahl exzellenter
Qualifikationsschriften**

Nr. 2

**Offizier im Kaiserreich –
Verkörperung der
Gesellschaft?**

**Eine Betrachtung der militärischen
Führungskräfte unter besonderer
Berücksichtigung Preußens**

1871-1914

**Institut für Allgemeine
Erziehungswissenschaft
Fakultät für Geistes-
und Sozialwissenschaften**

**Helmut-Schmidt-
Universität/ Universität
der Bundeswehr Hamburg**

Jens Riede

Offizier im Kaiserreich – Verkörperung der Gesellschaft? Eine Betrachtung der militärischen Führungskräfte unter besonderer Berücksichtigung Preußens 1871-1914

Hamburger Arbeiten zur Allgemeinen Erziehungswissenschaft Nr. 2

Mai 2009

URL: <http://opus.unibw-hamburg.de/volltexte/2012/2975/>

Am Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft der Helmut-Schmidt-Universität (UniBw Hamburg) entstehen alljährlich einige Qualifikationsarbeiten, die weit über den Durchschnitt hinausragen und es verdient haben, einem breiteren Publikum zugänglich gemacht zu werden. Die vorliegende Reihe *Hamburger Arbeiten zur Allgemeinen Erziehungswissenschaft* dient dazu, exzellente Bachelor-, Master- und Diplomarbeiten vorzustellen. Die Herausgeber/innen möchten hiermit nicht nur jene – mit der Bestnote bewerteten – Schriften präsentieren, die als Beispiel und Vorbild für zukünftige Qualifikationsarbeiten dienen können. Sie sind auch der Überzeugung, dass eine jede dieser *Hamburger Arbeiten zur Allgemeinen Erziehungswissenschaft* einen eigenen, großen oder kleinen, Beitrag zur wissenschaftlichen Diskussion leistet.

Herausgeber/innen:

Prof. Dr. Carola Groppe

PD Dr. Gerhard Kluchert

Prof. Dr. Arnd-Michael Nohl

Prof. Dr. Lutz R. Reuter

Prof. Dr. Alfred K. Tremml

© The copyright of the paper stays with the author.

Diplomarbeit



mit dem Titel:

**Offizier im Kaiserreich – Verkörperung der Gesellschaft?
Eine Betrachtung der militärischen Führungskräfte unter besonderer
Berücksichtigung Preußens 1871-1914**



HELMUT SCHMIDT
UNIVERSITÄT

Universität der Bundeswehr Hamburg

eingereicht von:

Jens Riede

Erstgutachter:

Prof. Dr. Carola Groppe

Zweitgutachter:

Prof. Dr. Arnd-Michael Nohl

eingereicht am:

12.08.2008

in Hamburg

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	- 4 -
2	Die Sozialstruktur der preußischen Gesellschaft im Kaiserreich.....	- 9 -
2.1	Bestehendes Straßenbild als Spiegel der Gesellschaft.....	- 19 -
2.2	Demographische Faktoren	- 22 -
2.2.1	Bevölkerungsdichte und –struktur zur Zeit der Reichsgründung.....	- 22 -
2.2.2	Bevölkerungsentwicklung	- 23 -
2.2.3	Zahlenmäßige Relation zwischen Beamten und Militär	- 29 -
2.3	Die Bedeutung der Klassen für den Offizierberuf.....	- 33 -
2.3.1	Die Stellung des Adels	- 34 -
2.3.2	Das aufstrebende Bürgertum	- 37 -
3	Zum Verhältnis von Berechtigungen und Militärkarrieren.....	- 39 -
3.1	Entscheidende Veränderungen im Militär durch die preußischen Reformen.....	- 45 -
3.1.1	Bürgerliche Öffnung und Einführung des Leistungsprinzips	- 52 -
3.1.2	Die Bedeutung des Instituts der ‚Einjährig-Freiwilligen‘	- 57 -
3.2	Veränderungen durch die Roon’sche Heeresreform.....	- 63 -
3.3	Unterschiede zwischen Offizieren und Reserveoffizieren	- 68 -
3.4	Probleme des Auswahlverfahrens für die Einstellung in das Offizierkorps	- 75 -
	am Beispiel jüdischer Bürger.....	- 75 -
4	Der Zusammenhang von Militär und Monarchie v. a. am Beispiel von Wilhelm I.	- 80 -
	und Wilhelm II.	- 80 -
4.1	Das Ansehen des Monarchen Wilhelm II. in der preußischen	- 89 -
	Gesellschaft (u. a. ‚Eulenburg-Skandal‘).....	- 89 -
4.2	Die Bedeutung des Militärs in der preußischen Gesellschaft unter Wilhelm II. ...	- 96 -
5	Das vorherrschende Bild des Offiziers/Reserveoffiziers in der preußischen	- 99 -
	Öffentlichkeit	- 99 -
5.1	Die ‚Sonderwegsdebatte‘	- 104 -
5.2	Der Einfluss der Reichseinigungskriege auf das Offiziers-/Reserveoffiziersbild	- 113 -
	am Beispiel des gewonnenen Krieges gegen Frankreich 1870/71	- 113 -
5.3	Der Wandel der Position des Offiziers/Reserveoffiziers in der Gesellschaft	- 116 -
	unter der Regentschaft Wilhelms II.	- 116 -

5.4	Militär und Gesellschaft – öffentliche Diskurse am Beispiel von	
	historischen Zeitungen.....	- 120 -
5.4.1	Fallstudie ‚Bilse‘	- 122 -
5.4.2	Fallstudie ‚Der Hauptmann von Köpenick‘	- 127 -
5.4.3	Fallstudie ‚Zabern-Affäre‘	- 134 -
5.4.4	Fazit der drei vorangegangenen Fallbeispiele	- 142 -
5.5	Der Offizier in der deutschen Gesellschaft – Sonderrolle oder Verkörperung?..	- 144 -
6	Das deutsche Kaiserreich: zivile oder militaristische Gesellschaft?	- 151 -
6.1	Zur Relation von militärischer und ziviler Gesellschaft.....	- 154 -
6.1.1	Kriegervereine	- 162 -
6.1.2	Studentenverbindungen	- 165 -
6.2	Militarisierung als Prozess der europäischen Gesellschaftsentwicklung?.....	- 168 -
7	Fazit und Ausblick	- 174 -
8	Literaturverzeichnis.....	- 179 -
8.1	Primärliteratur.....	- 179 -
8.2	Sekundärliteratur	- 181 -
9	Abbildungsverzeichnis	- 190 -
10	Tabellenverzeichnis.....	- 192 -
11	Anhang	- 193 -

1 Einleitung

Ich habe mich im Rahmen meiner Diplomarbeit, welche in der Professur für Erziehungswissenschaft, insbesondere Historische Bildungsforschung unter der Betreuung von Frau Professor Doktor Carola Groppe erstellt wurde, mit der Betrachtung des Offiziers im Kaiserreich unter besonderer Berücksichtigung Preußens in dem Zeitraum von 1871 bis 1914 beschäftigt. Diese Arbeit enthält im Schwerpunkt eine Betrachtung der militärischen Führungskräfte des Heeres unter bildungshistorischer und sozialistorischer Perspektive und analysiert die Rolle des Offiziers und Reserveoffiziers in der Gesellschaft im Kaiserreich. Da der Einfluss der Führungskräfte des Heeres bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges der entscheidende blieb, findet die Marine nahezu keine Beachtung in der Untersuchung, auch wenn diese insbesondere nach der Jahrhundertwende stark an Bedeutung gewann.

Die mögliche Leistung meiner Diplomarbeit besteht darin, die Frage zu erörtern, ob die Offiziere und Reserveoffiziere die von Männern dominierte reichsdeutsche Klassengesellschaft de facto verkörperten und somit in ihr aufgegangen sind oder in wie weit sie eine besondere Position in dieser eingenommen haben. Dabei geht es mir einerseits darum, das Selbstbild bzw. das eigene Selbstverständnis der aktiven und inaktiven Offiziere sowie den Werdegang zum Offizier zu erarbeiten und andererseits darum, die Frage zu klären, wie die Zivilgesellschaft mit den militärischen Führungskräften umging und ob diese das Idealbild der Gesellschaft repräsentierten. Diesbezüglich sollen das zeitgemäße Bild des Offiziers in der preußischen Öffentlichkeit und im Verhältnis zum Monarchen konkretisiert und gegebenenfalls. stattgefundenen Veränderungen herausgestellt werden. Ich konzentriere mich dabei auf die Betrachtung der militärischen Führungskräfte des Hegemonialstaats Preußen, soweit dies getrennt von denen des gesamten Kaiserreichs möglich ist; vereinzelt erfolgt dazu der Vergleich mit den militärischen Führungskräften Bayerns, da dieser Bundesstaat im reichsdeutschen Vergleich als verhältnismäßig liberal galt. Um die Grundlage für eine derart komplexe Betrachtung zu schaffen, ist die Untersuchung der Sozialstruktur und der demographischen Faktoren der Gesellschaft des Kaiserreichs ebenso unabdingbar, wie die bildungshistorische Auflösung des Verhältnisses bzw. der Kopplung von Militär und Zivilem. Ich betrachte besonders die Auswirkungen der preußischen Reformen und das bedeutungsvolle Institut des ‚Einjährig-Freiwilligen‘. Da man die Historie des Deutschen Reiches nicht in einem, aus der Geschichte losgelösten Zusammenhang betrachten kann, war es mir wichtig, das Kaiserreich nicht isoliert zu betrachten, sondern entsprechende historische Zusammenhänge mit in die Untersuchung einzubeziehen.

Die zeitliche Eingrenzung des Themas auf die Jahre 1871 bis 1914, abseits der geschichtlichen Abstecker, beruht daher einerseits darauf, dass gemäß Hans-Ulrich Wehler in den Jahren der Reichsgründungszeit sowie dem darauf folgenden Jahrzehnt die „Weichen für die Folgezeit“¹ des umstrittenen ‚deutschen Sonderwegs‘² gestellt wurden, zweitens in der Zeitspanne des Kaiserreichs die Gesellschaft sich enorm weiterentwickelt und ausdifferenziert hat und drittens in diesem Zeitraum der entscheidende Schritt zur hoch entwickelten Industriegesellschaft getätigt wurde. In meiner Arbeit möchte ich die kontroverse Diskussion, die unter dem Synonym der ‚Sonderwegsdebatte‘³ bekannt geworden ist, aufgreifen und dabei aufschlüsseln, ob die deutsche Entwicklung wirklich so gravierend von der anderer Länder abwich, wie dies viele Fachhistoriker konstatieren. Darüber hinaus werde ich die Militarisierung der deutschen Gesellschaft prüfen. Die im Sommer 1914 beginnenden Kriegsjahre werden von mir bewusst außen vor gelassen, da sie meiner Meinung nach in einer gesonderten Arbeit zu untersuchen sind, weil sich in diesen vier Jahren derartig gravierende gesellschaftliche Veränderungen vollzogen haben, die die Beziehung von Militär und Zivilem beträchtlich verschoben haben. Des Weiteren gilt es anhand der Darstellung von drei exemplarisch ausgesuchten Vorfällen und Skandalen in historischen Zeitungen das Verhältnis von Militär und Gesellschaft zu beschreiben. Die Auswahl der Artikel erfolgte bewusst unter dem Gesichtspunkt einer Beteiligung von Offizieren an den Zwischenfällen. Dabei werde ich durch die Recherche von kontemporären Zeitungen versuchen, die öffentlichen Diskurse zu den jeweiligen Ereignissen und den Umfang sowie die Art der Berichterstattung zu beschreiben und Rückschlüsse daraus zu ziehen.

Meine Arbeit beginnt mit einer Charakteristik der Sozialstruktur der preußischen Gesellschaft, um damit die zum Gesamtverständnis beitragenden sozialen Rahmenbedingungen zu schaffen und die militärischen Führungskräfte in die reichsdeutsche Klassengesellschaft ein-

¹ Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 1284.

² „Die Rede vom deutschen Sonderweg impliziert zweierlei: Einmal impliziert sie die Annahme, daß es in der Geschichte Normalwege gibt, und zweitens impliziert sie – zumindest der Intention nach – einen Vergleich, denn sonst könnte man nicht sinnvoll vom Sonderweg sprechen.“ Möller, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 10.

³ „Nicht die im Kaiserreich dominante positive Deutung, nach der der nicht parlamentarische Charakter der deutschen ‚konstitutionellen Monarchie‘, die Stärke der Regierung gegenüber den Parteien, das renommierte und effektive Beamtentum und die jahrzehntelange Tradition der ‚Reformen von oben‘ als Vorzug gedeutet wurden, sondern die kritische Variante aus liberal-demokratischer Sicht bildete den Meilenstein der ‚Sonderwegs‘-Hypothese nach 1945, bei der es um die grundlegende Ausgangsfrage ging, aus welchen Gründen es in Deutschland im Unterschied zu vergleichbaren hochentwickelten Ländern nach der krisengeschüttelten Zeit nach 1918 zum Sieg des Nationalsozialismus und damit zur ‚deutschen Katastrophe‘ (Friedrich Meinecke) kommen konnte.“ Budde, Auf dem Weg ins Bürgerleben, S. 305.

zuordnen. Die bündige Darstellung sozialen Veränderungen, die insbesondere in den Jahren der Reichsgründung eingeleitet wurden, ist notwendig, um die vorhandenen Diskrepanzen und Ambivalenzen der Gefühle, Bestrebungen und des Handelns der Gesellschaft nachvollziehen zu können.

Im daran anknüpfenden Kapitel erfolgt die Untersuchung des Verhältnisses von Berechtigungen und Militärkarrieren unter einer bildungshistorischen Perspektive. Dabei liegt mein besonderes Augenmerk auf der Verknüpfung des zivilen mit dem militärischen Bereich, speziell der Erforschung der Kopplung von Offizierkarrieren an das Berechtigungswesen. An dieser Stelle wird die sozialisatorische sowie die militärische Bedeutung des ‚Einjährig-Freiwilligen-Instituts‘ betrachtet. Dies kann jedoch nur mit Hilfe des Rückgreifens auf die entsprechenden Innovationen im Zuge der preußischen Reformen erfolgen, daher wird die Bedeutung der zwei, für meine Untersuchung, wesentlichen Prinzipien der bürgerlichen Öffnung und der Leistung, die als Sozialisationsfaktoren zu begreifen sind, gesondert hervorgehoben. Weiterhin dient mir dieses zweite Kapitel dazu, allgemeine Unterschiede zwischen den aktiven Offizieren auf der einen Seite und den Reserveoffizieren auf der anderen Seite sowie die Besonderheiten dieser Patente zu erarbeiten. Zudem findet noch eine Beschreibung der Roon’schen Heeresreform mit deren einschneidenden militärischen Veränderungen statt. Ein kurz gefasster Exkurs, die Probleme der jüdischen Bevölkerung, die in das kaiserliche Offizierkorps eintreten wollten, betreffend, schließt dieses Kapitel ab.

Im dritten Hauptabschnitt werden erstens das Verhältnis des Kaisers zu seinem Militär⁴ und die Entstehung bzw. Grundlage dieser Verbindung erarbeitet, zweitens das Ansehen des regierenden Monarchen in der preußischen Gesellschaft und drittens der Einfluss, den Wilhelm II. ausübte, um das Militär mit dem Offizierkorps an dessen Spitze weiter in der preußischen Gesellschaft zu etablieren. Die Notwendigkeit einer Akzentuierung der kaiserlichen Einflussnahme auf die den Offizieren und Reserveoffizieren in der preußischen und reichsdeutschen Gesellschaft zugeschriebenen Position, ist unbedingt hervorzuheben und unterliegt daher an dieser Stelle ebenso meiner Betrachtung.

Im dem vierten Kapitel ist es mein Anliegen die eingenommene Position bzw. die begleitete Rolle des Offiziers und Reserveoffiziers, speziell im sozialen Gefüge Preußens darzustellen und zu beschreiben. Das Bild, welches die militärischen Führungskräfte in der preußischen und gesamtdeutschen Öffentlichkeit verkörpert haben, soll diesbezüglich im Vordergrund der Untersuchung stehen. Das geschieht durch Aufzeigen der Ereignisse, die

⁴ Hierbei liegt der Schwerpunkt eindeutig auf dem letzten deutschen Kaiser Wilhelm dem Zweiten, dem sicherlich durch seine 30-jährige Regentschaft eine wesentliche Bedeutung dieses Kapitel betreffend zukommt.

dieses Bild geschaffen und verändert haben, allem voran das Phänomen der Reichseinigungskriege.⁵ Darauf aufbauend werde ich anhand der Darstellung öffentlicher Diskurse bezüglich zivil-militärischer Angelegenheiten in historischen Zeitungen, auf die Beziehung von Zivilbevölkerung und Militär eingehen, um die Sichtweise der Öffentlichkeit auf die militärischen Führungskräfte zu beschreiben. Hierzu werde ich den Versuch unternehmen, den Offizier als Teil der deutschen Gesellschaft einzuordnen. Des Weiteren wird in dem Abschnitt die ‚Sonderwegsdebatte‘⁶ ausgiebig unter variierenden Gesichtspunkten behandelt und von mir zu dieser Stellung bezogen. Ich schließe mich dabei der kritischen Sichtweise Thomas Nipperdeys an, der die Auffassung vertritt, dass der ‚Fortgang der deutschen Geschichte [...] niemals fest[stand], so wenig wie der Fortgang jeder anderen Geschichte.‘⁷

Das fünfte und zugleich letzte Kapitel des Hauptteils meiner Arbeit wird dazu genutzt, den Militarismusbegriff zu definieren sowie exakter aufzuschlüsseln, und um im Kaiserreich die Relation von ziviler zu militaristischer Gesellschaft zu klären. Um das hervorzuheben, werde ich einerseits die den Kriegervereinen nachgesagten und auf die Gesellschaft militarisierend wirkenden Effekte und andererseits die Militarisierung der Studentenverbindungen untersuchen. Beendet wird dieser Abschnitt durch einen westeuropäischen Vergleich mit den Nationen England und Frankreich, in dem geprüft werden soll, ob der Prozess der Militarisierung als Teil der europäischen Gesellschaftsentwicklung zu deklarieren ist.

Im Fazit werden noch einmal die entscheidenden Erkenntnisse und Rückschlüsse der zuvor erarbeiteten Kapitel meiner Diplomarbeit zusammen getragen, diese damit gesondert hervorgehoben und zugleich versucht einen Anstoß für gegebenenfalls notwendige oder weiterführende Untersuchungen zu geben.

Zur Bearbeitung meines Themas nutzte ich die einschlägige Fachliteratur zum Kaiserreich aus Sicht des heutigen Forschungsstandes sowie eine Reihe von Fachaufsätzen und literarischen Texten, weiterhin stützt sich meine Arbeit auf zeitgenössische Quellen; hierbei sind v. a. die Erfahrungsberichte, Briefe, Zeitungen, Zeitschriften, Gedichte, die Veröffentlichungen der einschlägigen Soziologen über die Reichsgesellschaft, aber auch die Militärkritiker und die militärische Publizistik, zumeist mit dem Offizier bzw. dessen Ausbildung und dem

⁵ Stellvertretend für die Bedeutung der drei Reichseinigungskriege auf die sich verändernde Rolle der aktiven und inaktiven Offiziere soll die Wirkung des aussagekräftigsten dritten deutsch-französischen Krieges behandelt werden.

⁶ ‚Man bricht dem deutschen politischen Bewußtsein nach 1945 das Rückrat, wenn man die Sonderwegsthese eliminiert.‘ Sontheimer, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 32.

⁷ Nipperdey, War die Wilhelminische Gesellschaft eine Untertanen-Gesellschaft?, S. 174.

Offizierkorps dieser Zeit als Gegenstand der Betrachtung, zu nennen. Ich bin mir über eine subjektive Prägung der von Offizieren erstellten Literatur bspw. durchaus bewusst und habe bei meiner Argumentation daher vermieden mich ausschließlich auf eine Quelle zu berufen, um das Risiko in dem Fall einer manipulativen Beweisführung zugunsten des Militärs, gering zu halten. Eine facettenreiche Bearbeitung aller Untersuchungsgegenstände wurde von mir daher ständig angestrebt, nicht zuletzt, um der heterogenen und sich im Umbruch befindlichen Gesellschaft Preußens und des gesamten Deutschen Reiches gerecht zu werden. Die beabsichtigte Verwendung zeitgenössischer Zitate soll helfen, den Leser in die Epoche des Kaiserreichs zu führen und den Versuch unternehmen, ihm eine Art historischen Gedächtnisses der Mitglieder dieser Zeit zu vermitteln, um die betrachteten Vorgänge im damaligen Zeitverständnis nachvollziehen zu können.

Eine gesonderte Auswertung der einschlägigen Fachliteratur der Deutschen Demokratischen Republik blieb in meiner Arbeit ebenso unberücksichtigt wie eine tiefgründigere Differenzierung der verwendeten Quellen.

2 Die Sozialstruktur der preußischen Gesellschaft im Kaiserreich

Das deutsche Kaiserreich, mit seinem Ursprung im Norddeutschen Bund, trat staatsrechtlich am 01. Januar 1871 ins Leben. Am 18. Januar 1871 exakt um 12 Uhr fand im Spiegelsaal von Versailles die Kaiserproklamation statt.⁸ Durch dieses Zeremoniell erhielt der preußische König Wilhelm Friedrich Ludwig, kurz Wilhelm I., die Kaiserwürde und fortan den Titel *Deutscher Kaiser*. Damit war der erste deutsche Nationalstaat mit einer konstitutionellen Monarchie unter der „Personalunion von Deutschem Kaiser und König von Preußen“⁹ geschaffen. Diese zutiefst symbolträchtige Handlung verband die Reichsgründung mit dem Sieg im Kriege, fand jedoch unter Ausschluss der Öffentlichkeit, auf den Tag 170 Jahre nach dem preußischen Königskrönungstag statt.¹⁰ „Die Zeremonie vom 18. Januar sollte nach dem Willen ihrer Regisseure verdeutlichen, wer im neuen Reich den Ton angeben würde: der Kaiser, die Fürsten und das Militär. Reichstagsabgeordnete, Volksvertreter also, waren vorsätzlich nicht eingeladen worden.“¹¹

Die drei militärisch gewonnenen Reichseinigungskriege, zunächst 1864 der Deutsch-Dänische, 1866 der Deutsch-Deutsche oder auch Deutsch-Österreichische Krieg genannt und 1870/71 der von Frankreich aufgrund der Emser Depesche begonnene Deutsch-Französische Krieg, legten den Grundstein für das neu gegründete Reich. Dieses Reich, in Form eines Nationalstaates, vereinigte 25 Bundesstaaten, wozu auch die drei Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck sowie das neu eingegliederte Elsass-Lothringen zählten. Die Bundesstaaten vertraten neben den gemeinsamen Zielen des Kaiserreichs weiterhin aber auch ihre eigenen Ansichten und Interessen. Dies war generell möglich, da die Verfassung des Reiches, im Kern die des Norddeutschen Bundes von 1867 war, welche aus einer Anreihung von Kompromissen bestand und einer ständigen politischen Interpretation bedurfte.¹² „Es gab den Gesamtstaat, und es gab die Einzel-, die Glied-, die Bundesstaaten, die das Reich gegründet hatten, die an ihm teilhatten mit einem Stück Autonomie und mit einem Stück Mitbestimmung. [...] Die Einzelstaaten hatten ihre eigene Hoheit, auch wenn sie nicht mehr souverän waren, ihre eigenen Aufgabenbereiche und Zuständigkeiten und ihre eigenen Institutionen.“¹³ Die Bundesstaaten konnten sich an zentralen Entscheidungen, die Führung und Gesetzgebung

⁸ Vgl. Fesser, *Die Kaiserzeit, Deutschland 1871-1918*, S. 5.

⁹ Born, *Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918*, Bd.3, S. 25.

¹⁰ Vgl. Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, Bd.2, *Machtstaat vor der Demokratie*, S. 80.

¹¹ Fesser, *Die Kaiserzeit, Deutschland 1871-1918*, S. 5.

¹² Vgl. Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, Bd.2, *Machtstaat vor der Demokratie*, S. 85.

¹³ Ebd.

des Reiches betreffend, im Verfassungsorgan des Bundesrates beteiligen, in welchem alle Bundesstaaten durch Bevollmächtigte ihrer Regierungen vertreten waren.¹⁴



Abbildung 1: Anton von Werner: Die Proklamierung des Deutschen Kaiserreiches (18. Januar 1871) – Dritte (oder Friedrichsruher) Fassung von 1880-82.¹⁵

Im Jahr der Reichsgründung betrug die Reichsbevölkerung etwa 41,06 Millionen Menschen und war damit zum zweit bevölkerungsstärksten Land hinter Russland avanciert, wobei der größte Anteil mit knapp 24,70 Millionen Menschen in Preußen lebte und somit Preußen als Hegemonialstaat den stärksten Anspruch im neuen Reich erhob.¹⁶ Diese preußische Hegemo-

¹⁴ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 85 f.

¹⁵ http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/sub_image.cfm?image_id=1403&language=german

¹⁶ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 494.

nie kam einerseits in der Gewichtung preußischer Stimmen im Bundesrat¹⁷ und andererseits dadurch zum Ausdruck, dass der preußische Ministerpräsident, fast durchweg, auch das Amt des dem Bundesrat vorsitzenden Reichskanzlers innehatte.¹⁸

Die Auflösung der alten ständischen Sozialstruktur und damit der Stände, im Sinne des Absolutismus, in der Gesellschaft im Kaiserreich an sich, begann im Rahmen der preußischen Reformen, vor allem durch die Bauernbefreiung dank des Dekrets vom 9. Oktober 1807,¹⁹ infolgedessen es nur noch *freie Bürger*²⁰ gab. In diesem Zuge erfolgte die Aufhebung der Erb- bzw. Gutsuntertänigkeit, wodurch es faktisch jedem Bauer möglich war, das Land seines Gutsherren zu verlassen und gegebenenfalls in die Stadt zu ziehen, um dort ein Gewerbe im Rahmen der Gewerbefreiheit ab 1810/1812 anzumelden, da Zwänge durch Zünfte und Gilden durch die Abschaffung des Zunftzwanges entfielen.²¹ Diese Gewerbefreiheit war ebenfalls ein Resultat der preußischen Reformen und eröffnete neue Optionen des Einkommenserwerbs. Die *Dekorporierung*, also die Auflösung der ständischen Gliederung, ging nicht linear und direkt in die *Klassenbildung* über und blieb zudem jahrzehntelang unvollständig.²² „Die Klassenbildung zeichnete sich zwar in Ansätzen schon vor 1848 ab, setzte sich aber mit voller Kraft erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts durch und fand ihre stärkste Ausprägung im späten Kaiserreich. Die Dekorporierung schwächte also überlieferte Barrieren und Ungleichheitsmuster, besonders auch rechtlicher Art.“²³ Die sich somit entwickelnde ‚ständelose‘ Gesellschaft des Kaiserreichs war von Klassenkonflikten, basierend auf sozialer Ungleichheit und interessenabhängiger politischer Einflussnahme, aber auch aufgrund von Missverständnissen bzw. Verständnislosigkeit beruhend auf verschiedenartiger Konfessionen, belastet.

Um die sich in der Veränderung befindliche Sozialstruktur zu verstehen, muss man sich näher mit dem Begriff der ‚Klasse‘ auseinandersetzen. Laut Maximilian Weber stellen

¹⁷ Preußen selbst verfügte zwar nur über 17 der 58 (seit 1911 61 Stimmen), obwohl es etwa zwei Drittel des Reichsgebietes und der Reichsbevölkerung umfasste; aber der Großteil, der mit jeweils einer Stimme berechtigten nord- und mitteldeutschen Kleinstaaten waren nach Thomas Nipperdey Statisten der preußischen Hegemonie, auf die Preußen ggf. Druck ausüben konnte, um deren Stimme für den Bundesrat zu bekommen. Vgl. Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, Bd.2, *Machtstaat vor der Demokratie*, S. 88.

¹⁸ Vgl. Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, Bd.2, *Machtstaat vor der Demokratie*, S. 88 ff.

¹⁹ In Folge dieses, durch den Minister Reichsfreiherr Karl von und zum Stein erarbeitete und durch Friedrich Wilhelm III. erlassene s. g. Oktoberedikt wurde die Erbuntertänigkeit der Bauern, d. h. Selbstverantwortlichkeit und Freiheit der Bauern ohne ‚soziales Netz‘, erlassen. Vgl. Reinhold, *Deutschland im Spannungsfeld von Revolution und Napoleon*, Bd.8, S. 334 ff.

²⁰ „Nach dem Martinitage 1810 gibt es nur noch freie Leute.“ Zitat aus dem Gesetz, zitiert nach: Wohlfeil, *Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814*, Bd.1, S. 117.

²¹ Vgl. Reinhold, *Deutschland im Spannungsfeld von Revolution und Napoleon*, Bd.8, S. 340.

²² Vgl. Kocka, *Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft*, Bd.13, S. 100.

²³ Kocka, *Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft*, Bd.13, S. 100 f.

Klassen „keine Gemeinschaften [...], sondern nur mögliche [und häufige] Grundlagen eines Gemeinschaftshandelns dar.“²⁴ Weiterhin nennt er Besitz und Besitzlosigkeit die Grundkategorien aller Klassenlagen.²⁵ Von Bildung als Kriterium für die Zuordnung in eine Klasse ist in diesem Fall noch nicht die Rede. Die Klasse stellt dementsprechend eine Gruppe von Menschen dar, die sich durch bestimmte, gemeinsame insbesondere ökonomische Merkmale und durch ein Klassenbewusstsein auszeichnet.

Beim Fokus auf die preußische Gesellschaft benutze ich den erweiterten Begriff der Klasse nach Gustav Schmoller,²⁶ da er im Unterschied zu ‚modernen Autoren‘ aus der Zeit in die Zeit schaut²⁷ und den Klassenbegriff um folgende Merkmale ergänzte. Er nennt die Kriterien Vermögen, Einkommen und soziale Stellung als Einordnungsmerkmale für seine vier Bevölkerungsgruppen²⁸ und schreibt, „[d]ie vier Gruppen, die ich bilden möchte, formiere ich nach Betriebsmerkmalen, Vermögen, Einkommen und sozialer Stellung.“²⁹ Schmoller führt unter weiteren Eigenschaften lediglich „technische und menschliche Bildung“³⁰ als Merkmale an, um den Begriff ‚Mittelstand‘ genauer nach oben und unten abgrenzen zu können,³¹ und nicht wie ihm das Karl Erich Born in dem Aspekt fälschlicherweise mit den drei Kriterien Besitz, Funktion und Bildung auf alle Klassen verallgemeinernd unterstellt.³² Nach einem, im Gegensatz zum Klassenmodell, neu geschaffenen Entwurf, der die Bevölkerung in gewisse klar unterscheidbare Schichten, d. h. die Gesellschaft stufenförmig mit gleichartig sozialen Akteuren einteilte, arbeitete Schmoller. Im Voraus erwähnt er allerdings folgende Bedenken zur Einordnung der preußischen Bevölkerung in ein entsprechendes Schichtungsmodell: „Ich möchte weiter vorausschicken, daß ich die soziale Schichtung des preußischen Staates für wesentlich ungleichmäßiger halte, als die des übrigen Deutschlands: [...] Der Durchschnitt

²⁴ Weber, Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Bd.2, S. 679.

²⁵ Vgl. ebd.

²⁶ Volker Ullrich bezeichnet Schmoller als einen der bekanntesten Nationalökonomien des Kaiserreichs. Vgl. Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 309.

²⁷ Davon abgesehen, dass Schmoller zur Zeit des Kaiserreichs lebte, beziehen sich viele der Autoren auch heute noch auf ihn, wie bspw. Karl Erich Born.

²⁸ Vgl. Schmoller, Was verstehen wir unter dem Mittelstande? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen?, S. 29.

²⁹ Ebd.

³⁰ Schmoller, Was verstehen wir unter dem Mittelstande? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen?, S. 6.

³¹ Vgl. ebd.

³² Karl Erich Born schreibt, dass sich „[z]ur Ermittlung und Darstellung der sozialen Schichtung [...] am besten die drei Kriterien Besitz, Funktion und Bildung, die Gustav Schmoller 1897 seiner Analyse der sozialen Schichtung zugrundegelegt hat“ verwenden lassen. Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 59.

Deutschlands muß also von dem Preußens abweichen.³³ Dies beruht darauf, dass zu Beginn des Kaiserreichs in Preußen immer noch das Kleinbauerntum vorherrschte und dadurch die gesellschaftlichen Gegensätze, z. B. des Besitzes, des Einkommens, der Bildung sowie auch der sozialen Macht und Ehre eine geringere war, als im Durchschnitt Deutschlands.³⁴

Karl Helfferich ermittelte über den Steuerzensus den Anteil der Oberschicht einschließlich ihrer Angehörigen an der preußischen Gesellschaft im Jahre 1896 mit 1,25%. Dieser Anteil stieg bis in das Jahr 1912 auf knapp 1,87%.³⁵ Born bezieht sich auf Helfferich und benennt vermögende und aristokratische Familien der größten Grundbesitzer und Unternehmer, hohe Beamte, die höchsten Offiziere, also Generale sowie wohlhabende Rentiers und sehr gut verdienende Ärzte und Künstler als Mitglieder der Oberschicht.³⁶

Zum „höheren Mittelstand“,³⁷ der zweiten Schicht, die wir heutzutage das „Bürgertum“ nennen würden, zählte Schmoller die mittleren Grundbesitzer und Unternehmer sowie Teile des Bildungsbürgertums, d. h. die meisten höheren, sprich akademisch gebildeten Beamten und viele Mitglieder der liberalen Berufe.³⁸ Die freiberuflichen Akademiker und auch den Großteil des Offizierkorps sowie die Stabs- und Subalternoffiziere sollte man gemäß Born ebenso zum oberen Mittelstand zählen, welcher dann mit seinen Familien in Preußen 1896 einen Anteil von 2,4% ausgemacht hatte und sich bis in das Jahr 1912 nicht zuletzt aufgrund sozialen Aufstiegs auf 4,5% fast verdoppelte.³⁹ Somit sind nach Gustav Schmollers Schichtungsmodell und unter Berücksichtigung von Karl Erich Borns Ergänzung, in den beiden ‚höchsten‘ Bevölkerungsschichten jeweils Offiziere vertreten.

Zur bedeutungsvollsten, wenn auch bei langem nicht prozentual stärksten, Schicht in der Entwicklung bzw. Ausdifferenzierung des Kaiserreichs wurde das *Bürgertum*. „Im Kaiser-

³³ Schmoller, Was verstehen wir unter dem Mittelstande? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen?, S. 29.

³⁴ Vgl. ebd.

³⁵ Die Prozentzahlen ergeben sich, indem Helfferich die Zensiten (=zur Zahlung der Steuer verpflichtete Steuer-subjekte), einschließlich ihrer Angehörigen der Einkommensstufen 4, 5, 6 und 7 mit einem Jahreseinkommen von 6000-9500, 9500-30500, 30500-100 000 und in der siebten Einkommensstufe mit einem Jahreseinkommen von über 100 000 Mark zusammenaddiert und durch die Gesamtzahl der Angehörigen aller Einkommensstufen dividiert. Vgl. Helfferich, Deutschlands Volkswohlstand 1888-1913, S.129.

³⁶ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 59.

³⁷ Schmoller, Was verstehen wir unter dem Mittelstande? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen?, S. 28.

³⁸ Vgl. Schmoller, Was verstehen wir unter dem Mittelstande? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen?, S. 31.

³⁹ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 59.

reich hielt der Aufstieg der wichtigsten bürgerlichen Klassen, insgesamt auch ‚des‘ Bürgertums weiter an.⁴⁰ Die Aufwärtsbewegung des Bürgertums verlief nach Wehler in drei Phasen.⁴¹ Mit der dritten Phase, beginnend nach den 1870er Jahren, war jedoch keineswegs ein Nachlassen und vor allem kein Abbruch des bürgerlichen Vordringens, wie z. B. in der dritten Phase nach Kocka, verbunden.⁴²

Das Bürgertum umfasste nach Jürgen Kocka in großen Konsens mit anderen Historikern:

1. Die Kapitalbesitzer mit Kaufleuten, Fabrikanten und Bankiers.
2. Das Wirtschafts- und Besitzbürgertum (die s. g. Bourgeoisie im eigentlichen Sinn), welches durch Unternehmer und leitende Angestellte (Direktoren) mit ihren Angehörigen verkörpert wurde.
3. Das Bildungsbürgertum, d. h. „alle Personen, die höhere, meist akademische Bildung besaßen und sie beruflich verwerteten“,⁴³ wurde durch Pfarrer, Ärzte, Rechtsanwälte, Professoren, Gymnasiallehrer, Richter und höhere Verwaltungsbeamte, Wissenschaftler, Diplomingenieure, qualifizierte Experten und Administratoren sowie die Angehörigen anderer ‚Freier Berufe‘ vertreten.⁴⁴

Diese zum Teil nicht sehr eindeutige Abgrenzung (durch bspw. Angehörige der Gruppe der qualifizierten Experten oder der ‚Freien Berufe‘), falls es denn überhaupt möglich war eine solche Demarkation zu ziehen, konnte mit Hilfe des Ausschlussprinzips jedoch unterstützt werden. Somit wurden definitiv der Adel, die Bauern und Arbeiter sowie die ‚Unterschichten‘ generell nicht zum Bürgertum gezählt und im engeren Sinn fasst Kocka lediglich die Wirtschafts- und Bildungsbürger als das Bürgertum zusammen und beziffert deren Stärke gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf etwa 7%.⁴⁵ Wehler überschlägt die Stärke des Bildungsbürger-

⁴⁰ Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 712.

⁴¹ Wehler teilte die drei Phasen etwas abweichend von Kocka’s Modell folgendermaßen ein: Die erste Phase als erfolgreiche Aufwärtsbewegung begann ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und dauerte bis hin zum späten Vormärz, darauf folgte die zweite Phase von den 1840er Jahren bis in die 1870er Jahre und die dritte Phase schließlich nach den 1870ern bis zum Ersten Weltkrieg. Vgl. ebd. Bei Kocka hingegen beginnt die erste Phase des Aufstiegs ab 1800 und dauert bis 1840, die zweite Phase der Kulmination und Wende von den 1840er bis zu den 1870er Jahren und die dritte Phase der Defensive ab den 1870er Jahren bis zum Ersten Weltkrieg. Vgl. Kocka, Wirtschaftsbürger und Bildungsbürger, Bd.2, S. 47 ff.

⁴² Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 712.

⁴³ Kocka, Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, Bd.13, S. 114.

⁴⁴ Vgl. ebd.

⁴⁵ Vgl. Kocka, Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, Bd.13, S. 114 f.

tums um 1870 gerade mal auf 240 000 bis 300 000 samt ihrer Familienmitglieder.⁴⁶ Carola Groppe nennt in diesem Zusammenhang das Einjährigenprivileg als wichtigstes Zugehörigkeitskriterium zum Bildungsbürgertum für die Zeit des Kaiserreichs,⁴⁷ welches „alle diejenigen, die eine höhere Schule mindestens mit dem erfolgreichen Besuch der Untersekunda, also mit dem so genannten ‚Einjährigen‘ [...] verlassen haben“⁴⁸ bekamen. Nach dieser Definition zählten somit auch ein Teil der Offiziere zum Bürgertum, wobei seltsamerweise diese nicht unbedeutende Zahl durch Kocka keine explizite Erwähnung in den Reihen des Bürgertums fand.

Es bleibt offen und ist nicht leicht zu beantworten inwieweit Teile des ‚alten Mittelstandes‘, wie selbstständige Handel- und Gewerbetreibende oder mittlere Angestellte sowie Beamte, ebenfalls zum Bürgertum zu rechnen sind oder ob man diese lieber dem ‚Kleinbürgertum‘⁴⁹ bzw. dem ‚Mittelstand‘ zurechnen sollte, da die Grenzen oft verschwammen.⁵⁰ Nach Schmoller, einem Historiker aus der Zeit des Kaiserreichs, setzte sich das Bürgertum, welches durch ihn nicht als eigene Schicht dargestellt wurde, überwiegend aus Teilen der Oberschicht sowie dem höheren Mittelstand zusammen und er ordnete das Kleinbürgertum der nächst niederen Schicht zu.

Carola Groppe verstärkt die von Mario Rainer Lepsius, in seiner Studie „Zur Soziologie des Bürgertums und der Bürgerlichkeit“ getroffene Aussage, nachdem das Bürgertum zu Recht eine „historisch wandelbare Sozialform“⁵¹ war, in die neue Schichten eindringen und ehemals etablierte auch wieder ausscheiden konnten⁵² und hebt die damit verbundene soziale Mobilität und Wandlungsfähigkeit des Bürgertums hervor. Es stellte damit keine ‚starre‘ und abgeschlossene, sondern eine amorphe Gruppierung dar.

Die gemeinsame Kultur und Lebensführung war, neben der Abgrenzung der ‚gemeinsamen Gegner‘, ein weiteres Merkmal des Bürgertums⁵³ und förderte den Zusammenhalt des ansons-

⁴⁶ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 730.

⁴⁷ Vgl. Groppe, Die Macht der Bildung. Das deutsche Bürgertum und der George-Kreis 1890-1933, S. 32.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Wehler bezifferte das Kleinbürgertum um 1914 mit 8-10%. Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 846.

⁵⁰ Vgl. Kocka, Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, Bd.13, S. 114.

⁵¹ Vgl. Lepsius, Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil 3, Lebensführung und ständische Vergesellschaftung, S. 82.

⁵² Vgl. Groppe, Die Macht der Bildung. Das deutsche Bürgertum und der George-Kreis 1890-1933, S. 28 f.

⁵³ Vgl. Groppe, Die Macht der Bildung. Das deutsche Bürgertum und der George-Kreis 1890-1933, S. 26.

ten sehr heterogenen Bürgertums.⁵⁴ „Bürgerliche Kultur [...] hielt das Bürgertum zusammen und begründete seinen Ort in Gesellschaft und Politik. Sie war städtisch, kommunikativ und schriftlich, in ihr spielten Selbstständigkeit und Respekt für Leistung, Bildung und methodische Lebensführung eine maßgebliche Rolle.“⁵⁵ Die Frau begleitete nach Kocka eine sonderbare Schlüsselrolle im Rahmen der bürgerlichen Kultur, da an sie einerseits die Weitergabe der gelebten Kultur (und damit die Konstituierung des Bürgertums an die nächste Generation), resultierend aus ihrem zentralen Platz innerhalb der Familie, gebunden war; andererseits jedoch die Bürgerlichkeit der Frau durch fehlende Teilhabe am Erwerbsleben sowie an öffentlichen Anlässen oft beschnitten wurde.⁵⁶ Der Verein bzw. das damit verbundene Vereinsleben wurde zu einem Kernstück bürgerlicher Kultur, hier ließen sich unabhängig von der Obrigkeit gemeinsame Aufgaben erledigen und gesellig Beisammensein.⁵⁷

Die nach Schmoller dem „höheren Mittelstand“ folgende Schicht war der so genannte „niedere Mittelstand“ oder auch untere Mittelstand sowie Kleinbürgertum genannt.⁵⁸ Dieser bezeichnete v. a. die mittleren und unteren Beamten, die Kleinhändler, Angestellten, Werkmeister und besser bezahlten Angestellte, aber auch Berufsunteroffiziere, welche jedoch lediglich aufgrund ihrer Funktion und sicher nicht wegen ihrer Besitzverhältnisse oder ihrer Bildung zu dieser Gruppierung zu zählen waren.⁵⁹ Born beziffert den unteren Mittelstand, dessen Lebensverhältnisse im oberen Schichtbereich als auskömmlich galten, im unteren dagegen nur mit Einschränkungen, im Jahre 1896 mit 29,2% der preußischen Bevölkerung. Im Verlauf des Kaiserreichs wuchs diese Schicht schließlich bis 1912 auf mehr als die Hälfte der Bevölkerung Preußens (53,9%) an.⁶⁰

Vor diesem starken Anstieg, d. h. im Jahre 1896, betrug demnach der Anteil der „untern Klassen“⁶¹ in Preußen, zumeist Lohnarbeiter, aber auch ärmere Handwerker, Kleinbauern sowie einige untere Beamte,⁶² welche ein Jahreseinkommen von unter 900 Mark hatten, 67,2%. Dies

⁵⁴ Vgl. Kocka, Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, Bd.13, S. 118.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Vgl. ebd.

⁵⁷ Vgl. Kocka, Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, Bd.13, S. 119.

⁵⁸ Schmoller, Was verstehen wir unter dem Mittelstande? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen?, S. 28.

⁵⁹ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 59.

⁶⁰ Vgl. ebd.

⁶¹ Schmoller, Was verstehen wir unter dem Mittelstande? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen?, S. 28.

⁶² Vgl. Schmoller, Was verstehen wir unter dem Mittelstande? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen, S. 31.

bedeutet, dass in dieser Zeit mehr als zwei Drittel der preußischen Bevölkerung in Armut lebten, auch wenn sich wiederum dieser Prozentsatz bis zum Jahre 1912 auf 40% verringerte,⁶³ was wohl der wirtschaftliche Aufschwung in Folge der industriellen Revolution, v. a. für die Stadtbevölkerung mit sich brachte. Dabei ist es keine Frage, dass durch die Hochzeit der Industriellen Revolution, ab den 1870er Jahren die Klassenformierung aber auch die weitere Abgrenzung der Klassen zueinander vorangetrieben wurde und sich die Schere zwischen arm und reich vergrößerte.

Trotz der Klassenformierung hat „[d]er Teil der Bevölkerung, dessen Einkommen nur bis 900 M. reicht, [...] sich bei gleichzeitiger starker Zunahme der Gesamtbevölkerung erheblich vermindert. [Jedoch wird niemand] [...] bestreiten, dass dieses Verhältnis noch weit entfernt davon ist, ein befriedigendes zu sein.“⁶⁴ Jenes Resultat empfand Helfferich demnach als nicht genügend und stellte weiteren Handlungsbedarf fest.

Das folgende Gemälde zeigt einige Arbeiter in einem Eisenwalzwerk. Eisen wurde zu einem der wichtigsten Rohstoffe im Kaiserreich, deren Bedarf und infolgedessen die Produktion ständig zunahm; unter welchen kläglichen Arbeitsbedingungen dies geschah, sei dahingestellt. Die Arbeiter schufteten tagein, tagaus stundenlang im Werk, die kurzen Pausen wurden, wie im vorderen rechten Bildrand zu erkennen, zum Verpflegen unweit des Arbeitsplatzes verwendet.

⁶³ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 59.

⁶⁴ Helfferich, Deutschlands Volkswohlstand 1888-1913, S. 128 ff.



Abbildung 2: Adolph Friedrich Erdmann von Menzel: Eisenwalzwerk (1875).⁶⁵

Die vorangegangene Argumentation bezieht sich, mit der Ausnahme der Berufsunteroffiziere, welche aufgrund ihrer Funktion zum unteren Mittelstand gezählt worden, lediglich auf ein Kriterium der sozialen Schichtung, nämlich auf das Einkommen, wie auch Max Weber den Besitz als Grundkategorie für die Zuordnung zur jeweiligen Klasse nannte. Das Kriterium des Einkommens wurde in Preußen doppelt wirksam. Allein ein gewisses Einkommen berechnete zur Wahl, gemäß dem Dreiklassenwahlrecht für das preußische Abgeordnetenhaus und die Zuordnung zu einer Klasse war in gewisser Hinsicht die Voraussetzung für bestimmte Berufe und damit parallel für eine politische Einflussnahme.⁶⁶ Weitere Faktoren wie die eingenommene Funktion innerhalb der Gesellschaft, Bildung und Herkunft waren von ebenso großer Bedeutung für die Einordnung in eine bestimmte Schicht bzw. zu einer speziellen Klasse.⁶⁷

Hans-Ulrich Wehler beschreibt den Transformationsprozess der Sozialhierarchie im kaiserlichen Deutschland mit folgenden Worten: „Nachdem die Industrielle Revolution auch in Deutschland die neuartige produktionskapitalistische Marktwirtschaft zur gesellschaftsprägenden Macht erhoben hatte, setzte sich mit innerer Folgerichtigkeit auch der beschleunigte

⁶⁵ http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/sub_image.cfm?image_id=1312&language=german

⁶⁶ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 59.

⁶⁷ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 60.

Übergang zur Marktgesellschaft weiter fort, in der die marktbedingten Klassen zu den dominierenden Sozialformationen aufstiegen.⁶⁸ Selbst nach der Dekorporierung, d. h. dem Wegfall der Standesschranken und während der Entwicklung des Kaiserreichs zur industriellen Gesellschaft hatten ständische Elemente, auch im Militär, weiterhin Bestand in der preußisch-preußischen Gesellschaft, auch wenn diese einem deutlichen Schrumpfungsprozess unterlagen. In der historischen Entwicklung finden Veränderungsprozesse nun einmal fließend und nicht ansatzlos sprunghaft statt. „Da die Geschichte nun einmal die unreinen Mischungen liebt, haftete diesen Klassen noch geraume Zeit manches ständische Erbe an.“⁶⁹ So existierte für den Eintritt in das Offizierkorps weiterhin das Kooptationsprinzip. Die Regimenter konnten sich den Offiziersnachwuchs aussuchen und machten die Wahl u. a. davon abhängig, welche der Familien der ‚angehenden‘ Offiziere in der Fähnrichs- und Leutnantzeit, die bis zu 11 Jahre betragen konnte, die erhebliche finanzielle Unterstützung durch eine monatliche Zulage garantieren konnte und ermöglichte damit das Offizierkorps in den Händen des Adels zu halten.⁷⁰ Dies hatte zur Konsequenz, dass es sich nicht jede Familie finanziell leisten konnte einem Kind die Ausbildung zum Offizier zu ermöglichen. „Weitere ständische Elemente des Militärs waren die Militärgerichtsbarkeit und die Verteidigung der Standesehre der Offiziere. Die Militärgerichtsbarkeit war zuständig für alle, auch die nicht-militärischen Straftaten aller Armeeingehörigen im aktiven Dienst und der verabschiedeten und zur Disposition gestellten Offiziere.“⁷¹

2.1 Bestehendes Straßenbild als Spiegel der Gesellschaft

Werner Hartmann beschreibt das Straßenbild in Preußen gegen Ende des 19. Jahrhundert wie folgt: „Das Soldatische Bild breitete sich damals noch über die Kaserne aufs Städtchen aus und die blauen Uniformröcke der Infanterie oder die grünen Röcke der Artillerie vermischten sich im Straßenbild mit dem Zivil des Bürgers. Hier sah man den schneidigen Offizier, mit Säbel und Sporen geziert, mit seiner Braut promenieren, dort den Unteroffizier mit prüfenden Blick auf den Rekruten gerichtet, ob wohl der Gruß auch richtig klappte? [...] Vor der Kaserne spielte sich täglich der große Wachwechsel und der 2-stündliche Postenwechsel ab, ein Schauspiel für Alt und Jung, heute nur noch in Monarchien zu bestaunen. Diese Gleichfö-

⁶⁸ Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 843.

⁶⁹ Ebd.

⁷⁰ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 32.

⁷¹ Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 60.

migkeit, aber auch Formalität hat sich in allen Standorten [...] gehalten und auch eine gewisse Romantik ausgestrahlt.⁷² Nach Hartmanns Schilderung gehörte demnach das Militär zum alltäglichen Straßenbild im 19. Jahrhundert und der Offizier in Uniform trat als angesehene Figur hervor.



Abbildung 3: Adolph Friedrich Erdmann von Menzel: Unter den Linden in Berlin, Abreise König Wilhelms I. zur Armee am Nachmittage des 31. Juli 1870 (1871).⁷³

Unmittelbar im Vorfeld des Krieges portraitierte Menzel den Monarchen in einer einfachen Kutsche, auf der Prachtstraße unter den Linden in Berlin, wie er sich den Weg durch die Menge bahnt. Die schlichte, nicht übergroß dargestellte Kutsche mit dem Königspaar verschwindet nahezu in der Abschied nehmenden Menge. Der König ragt nicht über die bürgerliche Gesellschaft hinaus, dies symbolisiert die Veränderung der Stellung des Monarchen. König Wilhelm I. von Preußen ist Teil der Gesellschaft geworden und in ihr

⁷² Hartmann, Geist und Haltung des deutschen Soldaten im Wandel der Gesellschaft (1880-1980), S. 34.

⁷³ http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/sub_image.cfm?image_id=1304&language=german

aufgehoben.⁷⁴ Entgegen Hartmanns Schilderung fehlt in dem oben dargestellten Bild das Militär gänzlich, nicht einmal, wenn der König als oberster Kriegsheer an die Front nach Frankreich zu seiner Armee reist, sind Soldaten anwesend bzw. begleiten ihn und nur Bürger befinden sich auf der Straße. Menzel stellte eher das bürgerlich erscheinende Berlin, als das soldatische und königliche in den Vordergrund, was durch die Fokussierung auf die zivilen Menschenmassen und der in den Hintergrund gerückten monarchischen Seite zum Ausdruck kommt. Die Perspektive bzw. der Standpunkt des Monarchen ändert sich jedoch infolge der Reichseinigungskriege, indem Wilhelm I. als Kaiser und Integrationsfigur der deutschen Einheit und mit ihm das Militär in den Mittelpunkt gerückt wird. Die Reichsgründung erfüllt die Wünsche der preußischen und zum großen Teil der gesamtdeutschen Gesellschaft und stellt damit das emotionale Ereignis dieser Zeit dar.



Abbildung 4: Scann der Photographie von H. von Rückwandt: Das Schloß in Berlin; vorn die lange Brücke mit dem Denkmal des Großen Kurfürsten von Schlüter (1888).⁷⁵

⁷⁴ Vgl. Becker, Die Einigungskriege in der Öffentlichkeit Deutschlands 1864-1913, S. 455 f.

⁷⁵ Lemmer, Berlin und Preußen und das Reich, S. 12 f.

Durch diese Photographie stellt von Rückwandt das nach der Reichseinigung veränderte Straßenbild in Preußen dar. Auf der Brücke im Vordergrund reitet unbehelligt und stolz ein Kürassier. Die Bürger um ihn herum drehen sich teilweise nach ihm um oder gehen ihres Weges. Demnach gehörte hier (im Jahre 1888) das Militär zum gewohnten Straßenbild und geht nach der Reichsgründung in diesem auf.

Die unterschiedlichen Entstehungszeiten, erstens von Menzels Gemälde kurz vor der Gründung des Kaiserreichs und zweitens von Rückwandts Photographie einige Jahre später, sind bezeichnend für den Wandel in der Darstellung der Rolle bzw. Position, die das Militär zunächst in der preußischen und später reichsdeutschen Gesellschaft einnimmt. Dadurch geht hervor, dass die Reichsgründung wesentliche emotionale Veränderungen zugunsten des vor 1870/71 teilweise verhassten Militärs hervorgerufen hat. Die Aussageabsicht, die der Künstler mit einem Gemälde oder auch einer Photographie dem Publikum vermitteln möchte, liegt zwar im Ermessen des Gestalters, kann aber durchaus ambivalent durch verschiedene Betrachter wahrgenommen werden.

Auf die Illustration der jubelnden Massen bei der Rückkehr der siegreichen Soldaten aus den Reichseinigungskriegen, allem voran den Krieg gegen Frankreich, möchte ich an dieser Stelle lediglich hinweisen, da diese eindrucksvollen Bilder, die die unermessliche Freude der Nation ausdrücken, einem jedem Leser bekannt sein dürften.

2.2 Demographische Faktoren

2.2.1 Bevölkerungsdichte und –struktur zur Zeit der Reichsgründung

Das Kaiserreich galt nicht unbegründet als *junges Reich*, waren doch im Jahre der Reichsgründung 43,4% der Gesamtbevölkerung unter 20 Jahren und 61,1% unter 30 Jahren alt.⁷⁶ Von den 41,059 Millionen Einwohnern des Kaiserreichs⁷⁷ im Dezember 1871 waren 20,152 Millionen männlichen und 20,907 Millionen weiblichen Geschlechts, somit überwog die weibliche Bevölkerung leicht die männliche.⁷⁸ Dabei kamen durchschnittlich 76 Einwohner auf einen Quadratkilometer. Im Reichsgründungsjahr waren 51% aller Deutschen, die min-

⁷⁶ Vgl. Bödecker, Preußen und die Wurzeln des Erfolgs, S. 237.

⁷⁷ Vergleichend dazu hatte Frankreich im Reichsgründungsjahr 36,2 und England 31,6 Millionen Einwohner. Vgl. Bödecker, Preußen und die Wurzeln des Erfolgs, S. 224.

⁷⁸ Vgl. Statistisches Bundesamt, Bevölkerung und Wirtschaft 1872-1972, S. 90 ff.

destens 16 Jahre alt waren, bereits verheiratet.⁷⁹ Die Lebenserwartung lag bei der Geburt im selben Jahr bei den Männern bei 35,8 und bei den Frauen bei 38,4 Jahren, wobei hinzugefügt bleibt, dass diese Lebenserwartung stark anstieg, nachdem man die ersten gefährlichen Jahre überlebt hatte.⁸⁰

Die konfessionelle Zugehörigkeit spaltete sich in dem Reichsgründungsjahr in 62,3% Angehörige evangelischen, 36,2% römisch-katholischen Glaubens und 1,3% jüdischer Religionszugehörigkeit sowie 0,2% sonstigen Glaubens auf.⁸¹ Damit lag im Kaiserreich eine starke Mehrheit der Protestanten vor.

Zur Reichsgründung lebte der Großteil der Bevölkerung noch in Gemeinden mit einer Einwohnerzahl von unter 2000 Menschen.⁸² Der Landwirtschaftssektor dominierte zunächst im Reichsgründungsjahr noch die Industrie und den Handel als Wirtschaftssektoren; die Bevölkerung des Kaiserreichs befand sich jedoch in einer Art Aufbruch. Inwieweit dies die wirtschaftliche oder die gesellschaftliche Struktur betraf, darauf werde ich im folgenden Kapitel eingehend Stellung beziehen.

2.2.2 Bevölkerungsentwicklung

Im Jahre 1871 lebten noch mit knapp 64% fast zwei Drittel der Reichsbevölkerung in Landgemeinden mit bis zu 2000 Einwohnern, demnach etwas über 36% in so genannten Städten ab 2000 Einwohnern, wie dies u. a. durch Hans-Ulrich Wehler definiert wurde.⁸³ Im Vergleich dazu sank der prozentuale Anteil der Landbevölkerung bis zum Jahre 1910 auf knapp 40% ab. Dies bedeutet zwar lediglich eine geringe absolute Zahlenabnahme der Landbevölkerung um nicht einmal 265 000 Menschen aber im Verhältnis zu der überaus hohen Bevölkerungszunahme zwischen den Jahren 1871 und 1910 um fast 23,9 Millionen Menschen im Reichsgebiet, bedeutet dies einen beachtlichen relativen, d. h. prozentualen Rückgang der Landbevölkerung und daraus resultierend hohen Zuwachs der Stadtbevölkerung um 160% in 40 Jahren.⁸⁴ „Die Verstädterung – verstanden als Wachstum des in Städten wohnenden Anteils der gesamten Bevölkerung – kam in Deutschland erst in den 1840er Jahren in Gang, zugleich mit der Industrialisierung, und sie beschleunigte sich in den Jahrzehnten des Kaiser-

⁷⁹ Vgl. Berghahn, Das Kaiserreich 1871-1914, Bd.16, S. 108.

⁸⁰ Vgl. Kocka, Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, Bd.13, S. 64 ff.

⁸¹ Vgl. Statistisches Bundesamt, Bevölkerung und Wirtschaft 1872-1972, S. 90 ff.

⁸² Vgl. Berghahn, Das Kaiserreich 1871-1914, Bd.16, S. 97.

⁸³ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 512.

⁸⁴ Vgl. Statistisches Bundesamt, Bevölkerung und Wirtschaft 1872-1972, S. 94.

reichs.“⁸⁵ Durch die starke Zunahme der Bevölkerung sowie durch die entstehenden Möglichkeiten im Rahmen der Industrialisierung entwickelte sich das Deutsche Reich mehr und mehr zu einer beachtlichen Großmacht auf dem europäischen Kontinent und gewann an politischen Einfluss. Somit vollzog sich im Verlauf des Kaiserreichs eine deutliche Verschiebung der Bevölkerungsmehrheit zugunsten der Städte. „Die dramatischste Wachstumssteigerung erlebten die Großstädte. Ihre Bevölkerung, vor 1914 schon ein Drittel aller Städter überhaupt, nahm in absoluten Zahlen um das Siebenfache, prozentual immer noch um das Viereinhalbfache zu. 1914 war bereits jeder fünfte Deutsche ein Großstädter.“⁸⁶

Auf Preußen bezogen verlief der Bevölkerungszuwachs innerhalb der o. g. vier Jahrzehnte noch etwas deutlicher. Die Bevölkerung wuchs hier von 24,68 Millionen (1871) auf 40,17 Millionen (1910) um 62,7% (Reichsdurchschnitt war 58,2%) und das Verhältnis von Stadt- zur Landgemeindebevölkerung kehrte sich fast ins Gegenteil. Demnach zählten zunächst 62,8% im Jahre 1871 zur Land- und 37,2% zur Stadtbevölkerung und im Jahre 1910 wandelte sich diese Relation in 38,4% Land- und 61,6% Stadtbevölkerung.⁸⁷ Dieses, im Vergleich zu den meisten anderen Teilstaaten des Kaiserreichs, hohe Bevölkerungswachstum ist gemäß Karl Erich Born v. a. auf die hohe Zuwanderung aus Süddeutschland und Ost- und Südosteuropa in die preußischen Industriegebiete in Rheinland-Westfalen, das etwa dem heutigen Ruhrgebiet entspricht und in den Raum Berlin zurückzuführen, nicht zuletzt basierend auf höheren Löhnen und einem besseren Arbeitsplatzangebot.⁸⁸ Sieht man sich dazu vergleichend die Zahlen der Erwerbstätigen und ihrer Angehörigen im gesamten Reich in den drei prozentual bestimmenden Wirtschaftssektoren in Jahre 1882 und 1907 an, ergeben sich folgende Werte:

⁸⁵ Kocka, Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, Bd.13, S. 78.

⁸⁶ Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 512.

⁸⁷ Vgl. ebd.

⁸⁸ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 55.

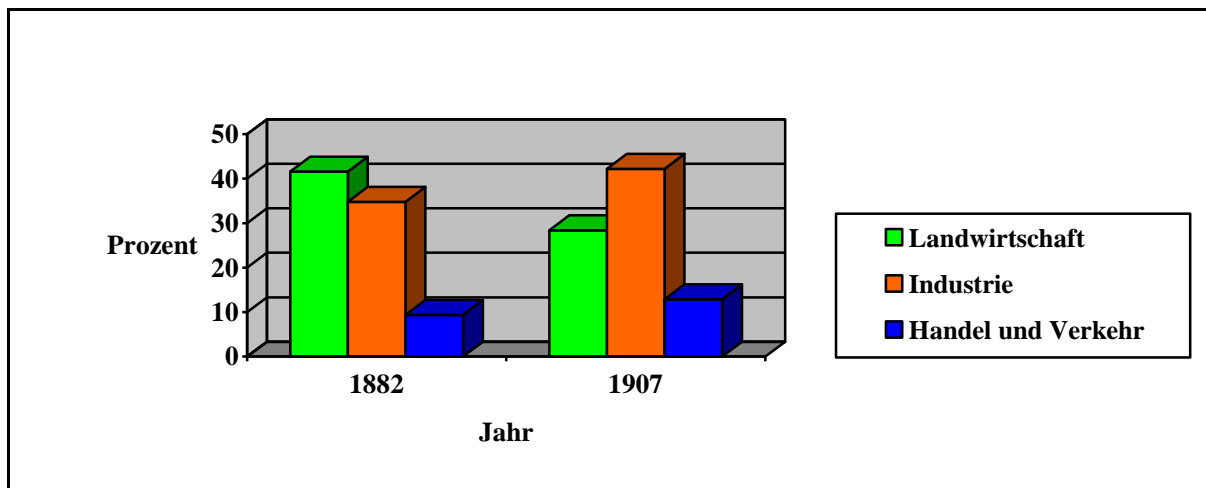


Abbildung 5: Erwerbstätige mit Familienangehörigen in den Wirtschaftssektoren

Zu den drei oben graphisch visualisierten Wirtschaftssektoren ist hinzuzufügen, dass die Werte für die Sektoren *Landwirtschaft* (einschließlich Gärtnerei, Tierzucht, Forstwirtschaft und Fischerei), *Industrie* (einschließlich Bergbau, Baugewerbe und Handwerk) sowie *Handel und Verkehr* (einschließlich Gast- und Schankwirtschaft) zu Stande kommen. In dieser Grafik nicht Erwähnung gefundene Wirtschaftssektoren waren häusliche Dienste (1882 gleich 5,0% und 1907 gleich 3,3%), Militär, Verwaltung und freie Berufe einschließlich kirchliche und kommunale Verwaltung (1882 gleich 4,6% und 1907 gleich 5,2%) und Berufslose sowie Rentenbezieher (1882 gleich 4,7% und 1907 gleich 8,1%).⁸⁹ Auf den genauen Anteil der im Militär dienenden Soldaten wird im Kapitel 2.2.3 eingegangen.

Dieses von mir erstellte Diagramm verdeutlicht die Veränderungen, infolge der Urbanisierung sowie der Binnenwanderung, anhand des ursprünglich vorherrschenden Übergewichts des Agrarsektors hin zum Industriesektor. Damit hat die Landwirtschaft als beschäftigungsreichstes Tätigkeitsfeld ihren Platz, im Rahmen der Hochindustrialisierung, an die Industrie abgegeben, worauf schon die, im Laufe der Zeit veränderten, Zahlenrelationen von Stadt- zu Landbevölkerung hingewiesen haben. Vor allem der Aufschwung der Eisen- und Stahlindustrie, der chemischen Industrie und der Elektrotechnik bewirkte die starke Umverteilung zwischen ländlicher und städtischer Bevölkerung.⁹⁰ „Zwar hatte Preußen wegen seines großen Anteils am Gebiet und an der Bevölkerung des Deutschen Reiches auch absolut die größte

⁸⁹ Vgl. Hohorst, Kocka, Ritter, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch II. Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870-1914, S. 66 ff.

⁹⁰ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 55.

Industrie in Deutschland, aber aufgrund der ausgedehnten Landwirtschaft blieb Preußen im Industrialisierungsgrad und im Übergang zur industriellen Gesellschaft noch lange hinter dem Reichsdurchschnitt zurück.⁹¹ Im Jahre 1907 jedoch lag Preußen schließlich exakt mit 42,8% industrieller Bevölkerung im Reichsdurchschnitt.⁹²

Abgesehen davon war Deutschland bis zu Beginn der 90er Jahre des 19. Jahrhundert ein Auswanderungsland, auch wenn aus Preußen nur ein relational kleinerer Teil der reichsweiten Auswanderer stammte. Annähernd in der gesamten Zeitspanne des Deutschen Reiches (1871-1913) belief sich die Zahl der aus Preußen stammenden Auswanderer auf etwa 1,5 Millionen (2,85 Millionen waren es im gesamten Reichsgebiet).⁹³ Als im Jahre 1893 in den Vereinigten Staaten von Amerika die freie Zuteilung von Staatsland aufhörte, wurde der größte Teil der bisherigen Auswanderung aus Preußen in eine innerpreußische Ost-West-Wanderung umgelenkt.⁹⁴ Die dadurch in den Ostprovinzen verloren gegangenen Landarbeiter wurden durch Saisonarbeiter aus Österreich-Ungarn und Russisch-Polen ersetzt. Die Binnenwanderung war bedeutungsvoll für Preußen, da diese als Nachbarschaftswanderung aus dem Umland der Industriestädte und als Nahwanderung innerhalb der Provinzen oder in Nachbarprovinzen die Verstädterung vorantrieb und somit zur Veränderung sozialer und politischer Strukturen führte.⁹⁵

Der starke Bevölkerungsanstieg im Deutschen Reich hatte diverse Ursachen. Zum einen sank die Mortalität von 1871 (2,83%) auf 1913 (1,5%) fast um die Hälfte, was v. a. durch eine erhöhte Nahrungsqualität sowie durch steigende hygienische Bedingungen, bessere Wohnverhältnisse und durch die staatliche Sozialpolitik erreicht wurde. Diese Sozialpolitik wurde in Form von ansteigend flächendeckender medizinischer und medikamentöser Versorgung bewirkt. Zum anderen wurden durchschnittliche Arbeitszeiten verringert und das bei erhöhten Reallöhnen ab den 1880er Jahren.⁹⁶ Trotz alledem kann man diese positive Transformation nicht durchgängig auf alle Bevölkerungsschichten übertragen. „Klassenspezifische Unterschiede blieben vielmehr in wichtigen Bereichen mit aller Härte weiterhin bestehen, ja die relative Deprivation der angelernten und ungelerten Arbeiter, überhaupt der städtischen und ländlichen Unterschichten hielt nicht nur weiter an, sondern wurde zeitweilig sogar noch

⁹¹ Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 56.

⁹² Vgl. ebd.

⁹³ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 56 f.

⁹⁴ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 57 f.

⁹⁵ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 56 f.

⁹⁶ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 495 f.

vergrößert.⁹⁷ Die Säuglingssterblichkeit (im Verlauf des ersten Lebensjahres) innerhalb des „demographischen Übergangs“⁹⁸ hingegen verzeichnete erst nach der Jahrhundertwende einen auffallenden Rückgang.⁹⁹ Bemerkenswert dabei ist, dass in Preußen die eheliche Säuglingssterblichkeit bis zur Jahrhundertwende in der Stadt höher (Mitte 1870er Jahre gleich 21,1%) als auf dem Land (Mitte 1870er Jahre gleich 18,3%) lag. Eine klare Trennung muss allerdings bei „städtischen, protestantischen, preußischen Beamten- und Angestelltenfamilien [gemacht werden, da sie] die Kleinkindersterblichkeit nicht nur halbieren, sondern auf fast die Hälfte des Reichsdurchschnittes drücken konnten.“¹⁰⁰ Die Sterblichkeit der illegitim Geborenen lag ungefähr doppelt so hoch, wobei bei diesen die Mortalitätsrate auf dem Land höher, als in der Stadt war.¹⁰¹ Ebenso wie regionale Unterschiede die Kindersterblichkeit betrafen, entsprach dies auch den Fertilitätsziffern. Alles in allem kann man dennoch sagen, dass es nach 1870 „[z]u einem regelrechten ‚Baby-Boom‘ kam [...], dem weitere 20 Jahre mit relativ hohen Geburtenraten folgten.“¹⁰² Die jährlichen Wachstumsraten, resultierend aus der sinkenden Mortalität und den partiell steigenden Geburtenziffern (Geburtenüberschüsse) sowie die ab den 1880er Jahren ansteigende Lebenserwartung sind der Ursprung der starken Dynamik des Bevölkerungswachstums im Kaiserreich.¹⁰³

Der beschriebene enorme Zuwachs der Bevölkerung innerhalb der folgenden 40 Jahre nach Gründung des deutschen Kaiserreichs (Reichsdurchschnitt um 58,2% und Preußen um 62,7%) schürte neben Hoffnungen,¹⁰⁴ wie „Großmachtdenken“¹⁰⁵ auch Ängste „vom ‚Volk ohne Raum‘ oder von der ‚Massengesellschaft‘“,¹⁰⁶ welche nicht ohne Folgen blieben. „Direkt und indirekt machte die Bevölkerung des Kaiserreichs ihren Einfluss geltend: Sie wirkte ein auf politische Denkströmungen und auf die öffentliche Meinung, auf die Wahrnehmung des wirt-

⁹⁷ Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 496.

⁹⁸ Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 493. Dieser fundamentale Transformationsprozess, der sowohl das gesellschaftliche als auch das private Leben von Abermillionen von Menschen in einen historisch beispiellos neuartigen Aggregatzustand überführt hat, setzte sich [...] während des ‚demographischen Übergangs‘ in vier klar unterscheidbaren Phasen durch.

⁹⁹ Vgl. Berghahn, Das Kaiserreich 1871-1914, Bd.16, S. 92.

¹⁰⁰ Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 497.

¹⁰¹ Vgl. ebd.

¹⁰² Berghahn, Das Kaiserreich 1871-1914, Bd.16, S. 93.

¹⁰³ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 499 f.

¹⁰⁴ Diese Hoffnungen wurden durch den fast durchweg anhaltenden wirtschaftlichen Aufschwung sowie der Folge-Euphorie durch die Siege in den Reichseinigungskriegen verstärkt.

¹⁰⁵ Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 500.

¹⁰⁶ Ebd.

schaftlichen Wachstums und der konjunkturellen Krisen, auf das Urteil über die soziale Ungleichheit und das Spannungsverhältnis zwischen den großen Klassen, auf die Sozialpolitik und Steuerung der Urbanisierung. Wenige Realitätsbereiche ließ sie unberührt.“¹⁰⁷

Generationenkonflikte traten zwischen der jungen, ab den 1880er Jahren heranwachsenden, mit einem neuen Lebensgefühl und einer neuen Weltanschauung versehenen Generation der ‚Wilhelminer‘, verkörpert durch den als 29jährigen im Jahre 1888 den Thron besteigenden Wilhelm II. und der so genannten Gründergeneration, „die die Reichsgründung sowie die großen politischen Kompromisse der 1860er und 1870er Jahre getragen hatte“,¹⁰⁸ mit einer neuartigen Qualität auf.¹⁰⁹ Die Gründergeneration hatte sich als Hauptaufgabe gesetzt, dass von 1871 Erreichte zu konsolidieren. „Die Sozialisationserfahrungen [und daraus resultierende Wünsche und Ansprüche] der industrie- und großstädtischen Vorkriegsgeneration von 1880, vor allem von 1900 bis 1914 unterschieden sich [dagegen] zutiefst von älteren Bedingungen des Aufwachsens.“¹¹⁰ Es erfolgte im Kaiserreich eine weitere Ausdifferenzierung der Kindheit bis zunächst um die Jahrhundertwende, die sich fortsetzte mit einer qualitativen Aufwertung der kindlichen Lebenswelt.¹¹¹ Zunehmend wurden Kinder, wenn möglich, von Produktionsfunktionen entlastet und durften an einem Familienleben, räumlich separiert von der Arbeitsstätte, teilhaben; eine gewisse Elternliebe entstand.¹¹² Es erfolgte eine klare Trennung zwischen Kinderwelt und Erwachsenenwelt, infolge derer die weitere Ausgrenzung in eine Sphäre für Jugendliche entstand.¹¹³ „Diese, an die Kindheit anschließende Jugendphase wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum Problem, da wegen der hohen Geborenenziffern und vor allem der Geburtenüberschüsse dank sinkender Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit der Anteil der jugendlichen Bevölkerung stetig angestiegen war.“¹¹⁴ Die damit einhergehenden Probleme der ‚Verjugendlichung‘ der Reichsbevölkerung werde ich im Kapitel 4.2 noch einmal aufgreifen.

¹⁰⁷ Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 500.

¹⁰⁸ Berghahn, Das Kaiserreich 1871-1914, Bd.16, S. 149.

¹⁰⁹ Vgl. ebd.

¹¹⁰ Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 501.

¹¹¹ So bekamen Kinder eine eigene Kleidung zugestanden und sie wurden nicht mehr wie kleine Erwachsene behandelt, wenn möglich wurden Kinderstuben getrennt von Erwachsenenzimmern eingerichtet. Vgl. Ebd.

¹¹² Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 500 f.

¹¹³ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 501.

¹¹⁴ Ebd.

2.2.3 Zahlenmäßige Relation zwischen Beamten und Militär

Im Kaiserreich dienten das Beamtentum sowie das Heer der Monarchie als wesentliche Stütze.¹¹⁵ Von daher waren Beamte und Offiziere zu einer ‚standesgemäßen Lebensführung‘ verpflichtet und standen mit einem besonderen rechte- und pflichtenausgestatteten Dienstverhältnis zum Staat und zur Monarchie.¹¹⁶ Zu der standesgemäßen Lebensführung u. a. durch Teilnahme an Bällen und Austragung von Gesellschaften sowie Dinnern, waren v. a. Offiziere ab dem Dienstgrad Hauptmann und höhere Beamte angehalten, was nicht selten bei Offizieren zu finanziellen Engpässen führte. „Hier besteht eine Verpflichtung, und da der gesellige Kreis, welchem der Officier durch seine Stellung im Regiments- oder Garnisons-Verbande von selbst angehört und welchen er nicht ignorieren kann, [...] Namentlich in den größeren Städten hat ein geselliger Verkehr über die Grenzen des militärischen Verbandes hinaus für sehr viele Officiere unübersteigliche Schwierigkeiten [...]“¹¹⁷

Für die folgende Argumentation lege ich die nachstehende Definition für Beamte zugrunde. Wenn von Beamten gesprochen wird, werden hiermit Zivilbeamte, d. h. Beamte in Zivilbehörden bezeichnet. Thomas Nipperdey teilt die Beamten in höhere, d. h. akademisch gebildete als prägenden Kern des Beamtentums, mittlere und kleine Beamte ein.¹¹⁸

Eine besondere Form der Beamten stellten die s. g. ‚Zwölfender‘ dar, dies waren in einer Zivilverwaltung nach 12-jähriger Dienstzeit angestellte Unteroffiziere.¹¹⁹ Diese ‚Zwölfender‘ bekamen einen materiellen Anreiz, in Form einer späteren Zivilversorgung, die über ihre aktive Dienstzeit hinausreichte,¹²⁰ da ihnen „in der Regel die Übernahme in den Staatsdienst sicher war.“¹²¹ Ralf Pröve sah die Zahl der Langgedienten, die nach ihrer Verabschiedung in die unteren Dienstposten der Verwaltung einrückten, nach Erlassung der entsprechenden Gesetzesnovelle von 1874, deutlich ansteigen,¹²² d. h. das die Unteroffiziere, mit abgeschlossener 12-jährigen Dienstpflicht zunehmend in den Staatsdienst drängten. „Im Interesse der Armee wurde die Regelung gegen alle Kritik beibehalten und ständig ausgeweitet, so dass schließlich die Anstellung von Zivilbewerbern im Staats- und Kommunaldienst

¹¹⁵ Vgl. Ritter, Das Deutsche Kaiserreich 1871-1914, S. 63.

¹¹⁶ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 60.

¹¹⁷ Preußischer Stabsoffizier (H. v. M.), Der deutsche Officier. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr, S. 50.

¹¹⁸ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866, Bd.1, Bürgerwelt und starker Staat, S. 128 f.

¹¹⁹ Vgl. Pröve, Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 43.

¹²⁰ Vgl. Hartmann, Geist und Haltung des deutschen Soldaten im Wandel der Gesellschaft (1880-1980), S. 26.

¹²¹ Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890-1914, Bd.7, S. 433.

¹²² Vgl. Pröve, Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 43.

auf der unteren Ebene nahezu völlig, auf der mittleren stark blockiert war.¹²³ Letztendlich verbesserte sich die Situation der gedienten Militäranwärter, durch die Öffnung des kommunalen Dienstes in den 90er Jahren spürbar, infolge der Verabschiedung detaillierter Anstellungsgrundsätze für das gesamte Reich.¹²⁴ Somit gehörte dieser zahlenstarke Personenkreis rein von der Funktion her, zu den Zivilbeamten, jedoch von der Gesinnung her wohl am ehesten noch dem Militär an. Wie stark der Einfluss dieser ‚Zwölfender‘, die in den zivilen Staatsdienst nach absolviertem militärischem Staatsdienst eintraten, tatsächlich war, bleibt jedoch zunächst einmal offen und wird im Kapitel 6.1 wiederum aufgegriffen.

Um nur einige Fakten zu nennen: Die Zahl der mittleren und subalternen Beamten stieg in Preußen zwischen der Mitte des 19. Jahrhunderts und 1907 von 40 000 auf 250 000 und damit um jährlich 3% an, im Gegensatz dazu vervierfachte sich die Zahl der preußischen Offiziere im selben Zeitraum auf etwas über 20 000.¹²⁵ Die Etatstärke des Heeres für das gesamte Reich belief sich 1880 auf 422 589 Soldaten (darunter 17 227 Offiziere), was knapp 0,94% der Gesamtbevölkerung repräsentierte, zusätzliche die personell fast zu vernachlässigende Marine mit insgesamt 11 116 Soldaten und stieg bis 1914 auf eine Heeresetatstärke von 800 646 Soldaten (darunter 30 739 Offiziere), was beinahe 0,96% der Reichsbevölkerung markierte, an.¹²⁶

Frankreich verfügte bereits 1913 über 780 000 Soldaten (ca. 1,9%) und England mit 138 000 Soldaten (ca. 0,3%).¹²⁷ Im europäischen Vergleich mit England und Frankreich lag Deutschland zu Beginn der zweiten Dekade des 20. Jahrhunderts, im Jahre 1913 bei den Militärausgaben mit 22 Mark pro Einwohner deutlich hinter Frankreich mit 30 Mark und England mit 33 Mark pro Kopf zurück.¹²⁸

Schaut man sich nun allein für das Jahr 1880 die gesamte Reichsbevölkerung mit ihren 45,234 Millionen an, fokussiert dabei für folgende Anschauung lediglich die 20- bis 64-jährigen, dann sind dies noch ziemlich genau 22,80 Millionen.¹²⁹ Setzt man diese Altersgrup-

¹²³ Prüve, Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 43.

¹²⁴ Vgl. Deist, Militär, Staat und Gesellschaft, S. 32.

¹²⁵ Vgl. Berghahn, Das Kaiserreich 1871-1914, Bd.16, S. 103.

¹²⁶ Vgl. Hohorst, Kocka, Ritter, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch II. Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870-1914, S. 171.

¹²⁷ Wobei England zu Beginn des Ersten Weltkrieges noch über keine Wehrpflicht verfügte. Vgl. Bödecker, Preußen und die Wurzeln des Erfolgs, S. 248.

¹²⁸ Vgl. Bödecker, Preußen und die Wurzeln des Erfolgs, S. 249.

¹²⁹ Vgl. Hohorst, Kocka, Ritter, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch II. Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870-1914, S. 171.

pe in Relation zur Etatstärke von Heer und Marine desselben Jahres, so waren 1,90% dieser Bevölkerungsgruppe Soldaten, (d. h. jeder 53. dieser Altersspanne war 1880 Soldat) und ein verschwindend geringer Anteil von nur knapp 0,076% diesen Alters waren Offiziere.¹³⁰

Im Vergleich dazu kann man sich nun die Beamtenzahlen heranziehen. Prüft man diese eingehend, so kommt man zu folgenden Werten. Thomas Nipperdey legt für das Jahr 1881 (die Reichsbevölkerung blieb von 1880 bis 1881 nahezu konstant) eine Zahl von 648 000 Beschäftigten im öffentlichen Dienst zugrunde. Dabei bemerkt er, dass „die Unterscheidung von ‚An- ‚Angestellten‘ - das Wort gab es ja noch kaum – und Beamten [...] noch nicht immer scharf gezogen [war].“¹³¹ Setzt man schließlich auch hier die Altersgruppe der 20- bis 64-jährigen in Relation zu den Beamtenzahlen, so waren 1880/1881 ca. 2,85% dieser Bevölkerungsgruppe Beamte im öffentlichen Dienst, d. h. etwa jeder dreiunddreißigste.¹³² Um noch einmal auf die Stellung und den damit eventuell einhergehenden militärischen Prägecharakter der ‚Zwölfender‘ innerhalb der Zivilverwaltung zurückzukommen, so lässt sich am Beispiel der Post, wo im Jahre 1900 von den bestehenden 23 063 mittleren Beamtenstellen, 8 715 durch die Unteroffiziere nach beendeter 12-jähriger Dienstzeit besetzt waren und im Jahre 1914 ganz und gar 19 324 der zur Verfügung stehenden 44 075 mittleren Beamtenstellen in der Postverwaltung.¹³³ Inwieweit sich diese Relationen durch andere Ressorts der zivilen Verwaltung zogen, entzieht sich jedoch meiner Kenntnis sowie die daraus resultierende allgemein gültige Aussagekraft.

Dementsprechend gab es im Reich prozentual mehr Zivilbeamte als Soldaten. Daraus wird unverkennbar deutlich, dass die staatlichen und kommunalen Zivilbediensteten im Reich zwischen 1875 und 1907 im Vergleich zur Militärpräsenz überproportional von fast 525 000 auf knapp 1,2 Millionen anstiegen, währenddessen das Militär seine Gesamtstärke von 1880

¹³⁰ Diese errechneten Werte ergeben sich, indem man die Zahlen für ein gewisses Jahr der jeweiligen Altersgruppen im Reich addiert und diese durch die Etatstärke des Militärs des jeweiligen Jahres dividiert, bzw. zu diesen in Relation setzt. Vgl. Statistisches Bundesamt, Bevölkerung und Wirtschaft 1872-1972, S. 95 und dazu Vgl. Hohorst, Kocka, Ritter, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch II. Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870-1914, S. 171.

¹³¹ Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 128.

¹³² Die hier errechneten Werte ergeben sich, indem man für das entsprechende Jahr die betreffende Altersgruppe durch die Anzahl der Beamten dividiert bzw. zu diesen in Relation setzt. Vgl. Statistisches Bundesamt, Bevölkerung und Wirtschaft 1872-1972, S. 95 und Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 128 f.

¹³³ Vgl. Deist, Militär, Staat und Gesellschaft, S. 32 f.

(433 705 Soldaten) bis 1910 (679 857 Soldaten) nicht einmal verdoppelte.¹³⁴ Im Zuge der Bevölkerungsexpansion sowie infolge des wirtschaftlichen und industriellen Aufschwungs wuchs folglich der Umfang des Beamtentums bei erhöhtem Aufgabenumfang¹³⁵ dennoch exorbitant an, gegensätzlich (zumindest bis zu Beginn des Ersten Weltkrieges) dazu stieg die Etatstärke der Armee wenn überhaupt parallel mit der Bevölkerung.

Um in Preußen in die dünne, zu Beginn des Kaiserreichs immer noch vom Adel dominierte, Führungsschicht des Beamtentums zu gelangen, galt es als Bürgerlicher neben dem *Leistungsprinzip* zwei Barrieren zu überwinden.¹³⁶ Zum einen musste man zu den ‚richtigen Kreisen‘ gehören und zum anderen musste man die ‚richtige Gesinnung‘ aufweisen, demnach staatsloyal, national, königs- und kaisertreu sein.¹³⁷ Kennzeichnend ist nach Werner Conze, dass im Jahre 1910 der Anteil der Adligen in den leitenden Positionen der regionalen Verwaltung in Preußen erheblich höher liegt als bei den höheren Beamten der Ministerien.¹³⁸

Um eine fiktive vergleichende Ebene zwischen Beamten und Offizieren zu schaffen, kann man das Offizierkorps mit seiner bildungsmäßigen Stufe der Primareife am ehesten in Relation zu dem akademisch gebildeten, sprich dem höheren Beamtentum, in eine gesellschaftliche Verwandtschaft setzen.¹³⁹ Es gab eine Gemeinsamkeit in Preußen zwischen den militärischen Führungspositionen und den hohen Ämtern des zivilen Staatsdienstes und zwar wurden jene durch den preußischen Adel dominiert.¹⁴⁰

¹³⁴ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 1022 f. und dazu Vgl. Hohorst, Kocka, Ritter, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch II. Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870-1914, S. 171.

¹³⁵ Wobei Nipperdey die administrativen Leistungen dieser Beamtenschaft als beachtlich und sehr effektiv beschreibt. Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 138.

¹³⁶ Zu den Beamten der Führungsschicht zählten bspw. Polizeipräsidenten, höhere Verwaltungsbeamte im Justizdienst (Richter) sowie Gerichtspräsidenten. Die Beamten des Auswärtigen Amtes (Diplomaten) nahmen eine Sonderrolle ein, da dort die starke Dominanz des Adels selbst bis 1914 mit fast 70% Adligen fort dauerte. Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 133 ff.

¹³⁷ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 133.

¹³⁸ Vgl. Conze, Ergebnisse und Entwicklungen 1851-1918, S. 104.

¹³⁹ Mit Hilfe dessen kann man sich eine ungefähre Vorstellung der gesellschaftlichen Einordnung der Offiziere machen. Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 62.

¹⁴⁰ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 64.

2.3 Die Bedeutung der Klassen für den Offizierberuf

„Für den Geist der Streitkräfte wie für ihre politische und gesellschaftliche Sonderstellung prägend und tragend war in erster Linie das Offizierkorps.“¹⁴¹ Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass in der Zeit des Kaiserreichs allmählich der Adelsanteil im Offizierkorps sank und damit ein Prozess des Vordringens der Bürgerlichen einsetzte.¹⁴² Man kann dennoch zunächst einmal festhalten, je niedriger der Offiziersrang war, desto höher war der Anteil der Bürgerlichen. Der bald einsetzende Anstieg der bürgerlichen Offiziere, in welchem Dienstgrad auch immer, resultierte nicht zuletzt aus der Zunahme der Stärke des Offizierkorps. Für das gesamte Reichsheer betrug die Planstellen für Offiziere 1874 etwas über 17200,¹⁴³ nach den späteren Heeresvergrößerungen von 1888/89 schon 19294¹⁴⁴ Offiziere und 1914¹⁴⁵ besaß das Offizierkorps im Reich eine Stärke von 30739 aktiven Offizieren (jeweils ohne Sanitätsoffiziere), wozu noch eine hohe Anzahl von Reserveoffizieren dazu kam.¹⁴⁶ Bei den genannten Gesamtzahlenstärken für das Offizierkorps variieren die Angaben in der Literatur teilweise erheblich. Messerschmidt nennt für das Jahr 1914 bspw. eine zu geringe Etatstärke von 32000 Offizieren in Heer und Flotte.¹⁴⁷

Speziell in Preußen lagen die Zahlen noch etwas anders, wobei sich das Offizierkorps von 13343¹⁴⁸ Offizieren im Jahre 1874 auf 15036¹⁴⁹ Offiziere im Jahr 1888/89 entwickelte, allerdings auf einen weiteren Ausbau des preußischen Offizierkorps nach 1900 wegen des Mangels an geeigneten Offiziersnachwuchs verzichtet wurde,¹⁵⁰ zumindest bis in die letzten

¹⁴¹ Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 219.

¹⁴² Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 220.

¹⁴³ Aufgrund des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874. Vgl. Messerschmidt, Das preußisch-deutsche Offizierkorps 1850-1890, Bd. 11, S. 31.

¹⁴⁴ Die Gesamtstärke des genannten Reichsoffizierkorps besteht aus allen aktiven Heeresoffizieren des preußischen, sächsischen, württembergischen und bayrischen Offizierkorps. Vgl. Jany, Die Königlich Preußische Armee und das Deutsche Reichsheer 1807 bis 1914, Bd.4, S. 287.

¹⁴⁵ Vgl. Kaiserliches Statistisches Amt, Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Fünfunddreißigster Jahrgang 1914, S. 343.

¹⁴⁶ Vgl. Hohorst, Kocka, Ritter, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch II. Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870-1914, S. 171.

¹⁴⁷ Zieht man als Zahlenvergleich jedoch die Fakten aus dem entsprechenden Jahrgang des Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich hinzu, so kommt man auf eine Etatstärke von weit über 34200 Offizieren. Vgl. Messerschmidt, Preußens Militär in seinem gesellschaftlichen Umfeld, S. 73 und dazu Vgl. Kaiserliches Statistisches Amt, Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Fünfunddreißigster Jahrgang 1914, S. 343 f.

¹⁴⁸ Vgl. Messerschmidt, Das preußisch-deutsche Offizierkorps 1850-1890, S. 31.

¹⁴⁹ Vgl. Messerschmidt, Das preußisch-deutsche Offizierkorps 1850-1890, S. 32.

¹⁵⁰ Vgl. Messerschmidt, Preußens Militär in seinem gesellschaftlichen Umfeld, S. 73.

Vorkriegsjahre,¹⁵¹ was sich v. a. bei der Infanterie und der Feldartillerie offenbarte.¹⁵² „Schon seit den 70er Jahren, eigentlich schon nach Edwin von Manteuffels Ausscheiden aus dem Militärkabinett, hieß das Problem nicht mehr die Konkurrenz von Adel und Bürgertum, es lag jetzt in der Festlegung der unteren Grenze. Auch Thomas Nipperdey schließt sich der Meinung an, dass man im Offizierkorps die Unterscheidung nach Adel und Bürgerlichen nicht überschätzen sollte, da als entscheidender gelte, wie die Ergänzung des Korps sich vollzog und auswirkte.¹⁵³ Als homogenitätsgefährdend wurde der Andrang von Bewerbern aus dem unteren Mittelstand angesehen.“¹⁵⁴ Das bedeutet im Umkehrschluss, dass der generelle Andrang bürgerlicher Offiziersaspiranten kein Problem mehr darstellte, sondern viel mehr das es theoretisch fast jedem möglich war diese Laufbahn einzuschlagen, jedoch nur ‚gutbürgerliche‘ Anwärter erwünscht waren. Die Offiziere, als Funktionselite, sahen sich verpflichtet ihren besonderen Korpsgeist zu bewahren, dafür wurde eine vom Kaiser gezielt geförderte Standesehre geschaffen, welche von besonderen Ehrengerichten geschützt wurde.¹⁵⁵ „Der Zusammenhang von Ehre, Ehrenverwaltung, Verhaltensregelung und politischer Loyalität findet sich auf den Gebieten der Überwachung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Offiziere, der Personalauslese und der Bildungsanforderungen.“¹⁵⁶ Abitur war nicht gleich Abitur, da die Armee Abiturienten der Gymnasien akzeptierte, jedoch der Oberreal-Abiturient sich zusätzlich der Portepeefährichsprüfung unterziehen musste, wobei dann das dort zu erwerbende Examen bei Bewerbern aus dem sozialen Umfeld der Oberrealschule als Kontrollinstanz bzw. auch als Sperre fungieren konnte.¹⁵⁷

2.3.1 Die Stellung des Adels

Ehrhardt Bödecker beschrieb, dass der Einfluss des Adels nicht in seiner quantitativen Teilhabe, sondern in seiner *verhaltensprägenden Lebensführung*, welcher die Befolgung ungeschriebener Regeln, d. h. einer gewissen Etikette einschloss, lag.¹⁵⁸ Laut Hans-Ulrich Wehler waren sechs Jahre vor Gründung des Kaiserreichs (1865) noch 65% aller preußischen

¹⁵¹ Bis zum Kriegsbeginn am 01. August 1914 wurde der Friedensbestand an aktiven Offizieren in Preußen auf 22112 Offiziere ausgebaut. Vgl. Demeter, Das Deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat 1650-1945, S. 47.

¹⁵² Vgl. Deist, Militär, Staat und Gesellschaft, S. 29.

¹⁵³ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 221.

¹⁵⁴ Messerschmidt, Preußens Militär in seinem gesellschaftlichen Umfeld, S. 74.

¹⁵⁵ Vgl. Pröve, Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 37.

¹⁵⁶ Ebd.

¹⁵⁷ Vgl. Messerschmidt, Das preußisch-deutsche Offizierkorps 1850-1890, S. 35 f.

¹⁵⁸ Vgl. Bödecker, Preußen und die Wurzeln des Erfolgs, S. 98.

Offiziere Adelige und bis ein Jahr vor Ausbruch des I. Weltkrieges (1913) immerhin noch 30%, welche jedoch fast alle höheren Positionen innehatten.¹⁵⁹ „Bis 1913 dominierte in den entscheidenden Rängen des preußischen Heeres – und damit auch in der Zentrale des Reichsheeres – der Adel. Aber unverkennbar sank sein Anteil mit wachsender Präsenzstärke.“¹⁶⁰ Mit der Abschaffung ständischer Privilegien verschwand zwar formal die Ungleichheit im preußischen Offizierkorps, den Zugang sowie Beförderungen betreffend, aber da dies ein entwicklungsgeschichtlicher Prozess war, fand dieser nicht von heute auf morgen statt, nicht zuletzt, weil die bestehenden Verbindungen und Beziehungen der Adligen existent blieben.¹⁶¹ Am Beispiel der Besetzung der preußischen Regimentskommandeur-Stellen, hierzu herausgegriffen die adelslastige Infanterie und Kavallerie sowie die Artillerie, lässt sich diese allmähliche Entwicklung gut darstellen. Waren demzufolge Mitte der sechziger Jahre noch 95% der Infanterie-, 94% der Kavallerie- und 67% der Artillerie-Regimentskommandeure adlig, so wandelte sich dieses Verhältnis bis zur Mitte der 1880er Jahre deutlich. Demnach waren 1885 lediglich noch 76% der Infanterie-, 93% der Kavallerie- und 50% der Artillerie-Regimentskommandeure adlig.¹⁶²

Da es einen durch die politische Führung als beunruhigend empfundenen, erkennbaren Mangel an Offizierersatz gab, verkündete Kaiser Wilhelm II. am 29. März 1890 folgende Order: „Der gesteigerte Bildungsgrad unseres Volkes bietet die Möglichkeit, die Kreise zu erweitern, welche für die Ergänzung des Offizierkorps in Betracht kommen. Nicht der Adel der Geburt allein kann heutzutage wie vordem das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, der Armee ihre Offiziere zu stellen. Aber der Adel der Gesinnung, der das Offizierkorps zu allen Zeiten beseelt hat, soll und muß demselben unverändert erhalten bleiben. Und das ist nur möglich, wenn die Offizieraspiranten aus solchen Kreisen genommen werden, in denen dieser Adel der Gesinnung zu Hause ist. Neben den Sprossen der adligen Geschlechter des Landes, neben den Söhnen Meiner braven Offiziere und Beamten, die nach alter Tradition die Grundpfeiler des Offizierkorps bilden, erblicke Ich die Träger der Zukunft Meiner Armee auch in den Söhnen solcher ehrenwerter bürgerlicher Häuser, in denen die Liebe zu König und Vaterland, ein warmes Herz für den Soldatenstand und christliche Gesittung gepflanzt und anezogen wer-

¹⁵⁹ Vgl. Wehler, Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918, S. 161.

¹⁶⁰ Ebd.

¹⁶¹ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 61.

¹⁶² Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 63 f.

den.“¹⁶³ Damit wird eindeutig durch einen kaiserlich-königlichen Erlass dem ‚Adel der Geburt‘ nunmehr der ‚Adel der Gesinnung‘ an die Seite gestellt.¹⁶⁴ Die Bedeutung der bürgerlichen Offizierbewerber bei der Ergänzung des Offizierkorps wird durch Kaiser Wilhelm II. v. a. wegen ihres hohen Bildungsgrads hervorgehoben. Somit fand das Bildungs- aber auch das Besitzbürgertum die Tür zur Militärelite offen. Danach sollen alle Antragsteller aus ‚ehrenwertem bürgerlichem Hause‘ mit der richtigen ‚Gesittung‘, einem ‚warmen Herz für den Soldatenstand‘ und ‚Liebe zu König und Vaterland‘ sollen zu den neuen Trägern, neben den bisherigen Grundpfeilern, der zukünftigen kaiserlichen Armee werden.

Ralf Pröve beschreibt neben anderen Autoren überspitzt, dass ganz und gar in Eliteeinheiten, wörtlich wie den Garderegimentern, bis 1914 überhaupt keine bürgerlichen Offiziere aufgenommen wurden,¹⁶⁵ was sich so als nicht ganz richtig erweist, wenn man hinzu vergleichend die Angaben von Karl Demeter, nach denen in der kaiserlichen Garde 1908 zwar insgesamt nur vier aber bis zum Jahr 1913 dagegen schon 59 bürgerliche Offiziere dienten, nimmt.¹⁶⁶ Eine korrekte Aussage sei gemäß der Königlich Geheimen Kriegskanzlei gewesen, dass es selbst kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges (im Jahre 1912) vereinzelte Regimenter mit ausnahmslos aktiven adligen Offizieren gab, wie z. B. das 1. Garde-Regiment zu Fuß aus Berlin oder das 3. Garde-Ulanen-Regiment aus Potsdam aber dies war lange nicht durchweg in allen Garderegimentern, wie von Pröve behauptet, der Fall und dies hieß weiterhin auch nicht zugleich, dass in diesen Regimentern auch keine bürgerlichen Reserveoffiziere zugelassen waren.¹⁶⁷

Ohne Zweifel gab es somit prestigeträchtige Regimenter, zum einen die Traditionsregimenter und zum anderen die Berliner sowie Potsdamer Garderegimenter, in denen sich der Adel konzentrierte.¹⁶⁸ „Einzelne Garderegimenter [...] nahmen bis zum Ersten Weltkrieg keine Bürgerlichen in ihr Offizierkorps auf. Die Existenz dieser Regimenter als der Elite der

¹⁶³ Vgl. Demeter, Das Deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat 1650-1945, S. 21. Ungekürzte, nicht für die Veröffentlichung bestimmte Fassung der kaiserlichen Ordre aus den Akten des Militärischen Kabinetts I. I. 15. vol. 2 im Reichsarchiv.

¹⁶⁴ Vgl. Deist, Militär, Staat und Gesellschaft, S. 29.

¹⁶⁵ Vgl. Pröve, Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 36.

¹⁶⁶ Leider liegen die Gesamtstärken der in der Garde (1908 und 1913) ihren Dienst verrichtenden Offiziere, um Verhältnisse mit den absoluten Zahlen der bürgerlichen Offiziere für die Jahre 1908 und 1913 bilden zu können, nicht vor. Vgl. Demeter, Das Deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat 1650-1945, S. 29.

¹⁶⁷ Schaut man in die Auflistung der Offiziere, die den beiden erwähnten Regimentern angehörten, stellt man fest, dass es sich ausschließlich um Adlige handelt. Vgl. Königlich Geheime Kriegskanzlei, Rangliste des aktiven Dienststandes der königlich preußischen Armee und des XIII. (königlich württembergischen) Armeekorps, S. 123 f., 307.

¹⁶⁸ Vgl. Deist, Militär, Staat und Gesellschaft, S. 30.

Königlichen Armee allein involvierte die fortdauernde Privilegierung des Adels, nun zwar nicht mehr in rechtlicher Hinsicht, sondern als Folge eines ungeschriebenen gesellschaftlichen Gesetzes und eines seit 1848 immer stärker empfundenen innenpolitischen Bedürfnisses.“¹⁶⁹ Ute Frevert stellt bemerkenswerter Weise folgende Wechselwirkung heraus: „Das soziale Prestige eines Regiments war um so höher, je stärker der Adel darin vertreten war. Davon profitierten auch seine bürgerlichen Mitglieder; umgekehrt setzten Regimenter mit bürgerlichen Anstrich ihre Adligen im öffentlichen Ansehen herab.“¹⁷⁰ In Waffengattungen, in denen technisches Leistungswissen erforderlich war, wie bspw. Pioniere, Verkehrstruppen oder auch die Telegraphentruppe, war kaum ein adliger Offizier anzutreffen. Die Offiziere adliger Herkunft kumulierten sich bspw. im Gardekorps, in Kavallerie- oder auch in angesehenen Infanterieregimentern.¹⁷¹

2.3.2 Das aufstrebende Bürgertum

„Forderungen nach einer ‚Verbürgerlichung‘ des Militärs hatten bereits kurz nach der Reichsgründung im Raum gestanden. [...] Der Anspruch der Armee, Soldaten zu erziehen, wurde in der Regel dankbar quittiert, zumal ihr Erziehungsprogramm (klein)bürgerlichen Vorstellungen haargenau entsprach. Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit, Gehorsam – all dies waren Eigenschaften, die jeder Vater und jede Mutter ihrem Sohn wünschte.“¹⁷² Die Aufnahme bzw. Assimilierung des national-liberalen und konservativen Bürgertums in das Offizierkorps, welche einst die Homogenität und Exklusivität des Korps am schärfsten kritisierten, bildete die letzte Stufe für den eigenen gesellschaftlichen Aufstieg dieser beiden Gruppen und ließ damit die teilweise entstandene Kritik verstummen.¹⁷³ Ute Frevert bemängelt die späte direkte „Einladung“¹⁷⁴ des Bürgertums zu einer militärischen Laufbahn 1890 durch Kaiser Wilhelm II., auch wenn diese dann schließlich gern angenommen wurde und 1913 sieben von zehn preußischen Offizieren aus bürgerlichen Familien stammten.¹⁷⁵ Auch Karl Demeter gibt für das Jahr 1913 ein Zahlenverhältnis von 30% adligen und 70% bürgerlichen Offizieren im preußischen Offizierkorps an, war es doch 1860 noch mit 35% bürgerlichen und 65% adligen Offizieren

¹⁶⁹ Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 61.

¹⁷⁰ Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 208.

¹⁷¹ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 63.

¹⁷² Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 271 f.

¹⁷³ Vgl. Deist, Militär, Staat und Gesellschaft, S. 30.

¹⁷⁴ Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 208.

¹⁷⁵ Vgl. ebd.

fast umgekehrt.¹⁷⁶ Entgegen vieler Behauptungen machte sich die Verbürgerlichung des Offizierkorps auch in den oberen Dienstgraden (von Generalen und Obristen) bemerkbar, indem 1860 in diesen Dienstgradgruppen nur 14 von Hundert bürgerlich waren, waren es 1900 schon 39 v. H. und 1913 sogar 48 v. H. (darunter auch während der Dienstzeit geadelte Bürgerliche) und damit waren kurz vor Kriegsausbruch fast die Hälfte der Obristen und Generale bürgerlich. In den unteren Dienstgradgruppen der Leutnante und Hauptleute waren die Bürgerlichen bereits mit 73% vertreten.¹⁷⁷ Somit geht die zahlenabhängige Schwächung des Adels im preußischen Offizierkorps mit einer stärkeren *Verbürgerlichung* im Verlauf des Kaiserreichs und dadurch zugleich mit einer intensiveren Einbindung des Bürgertums in das Militär, einher. Folglich wurde das Offizierkorps bürgerlicher, je kleiner der Adelsanteil und damit im Umkehrschluss je größer dadurch der Anteil der Bürgerlichen, im selbigen wurde. „Eine noch stärkere Tendenz zur ‚Verbürgerlichung‘ zeichnete sich außerhalb des preußischen Kontingents ab.“¹⁷⁸ Im württembergischen Kontingent waren bspw. 1910 81,5% aller Offiziere bürgerlich und im sächsischen Kontingent gab es 1908 bereits 85,2% bürgerliche Offiziere.¹⁷⁹ Eine Vorreiterrolle der Verbürgerlichung übernahm die Marine, sie war moderner und weltläufiger, kurz bürgerlicher als das preußische Heer.¹⁸⁰ Nipperdey nennt zwei Gründe für das sukzessive Vordringen der Bürgerlichen in das Offizierkorps, diese wären zum einen die wachsende Zahl der Offizierstellen im Reich (wenn dies auch in Preußen abgeschwächt der Fall war) und zum anderen die Festlegung des Abiturs als Eingangsvoraussetzung (was sich nur sehr langsam durchsetzte) und damit zugleich das angewendete Leistungsprinzip sowie Prinzip der bürgerlichen Öffnung des Offizierkorps.¹⁸¹

Als Folge der Vermehrung bürgerlicher Offiziere wurde das Offizierkorps als solches nicht weniger exklusiv, der Geist und Stil blieb erhalten, denn die Bürgerlichen wurden in die tradierten Verhaltensnormen des homogenen Korpsgeistes integriert, wobei eine der Folgen bürgerlicher Öffnung eine technisch-intellektuelle Weiterentwicklung des Offizierkorps war.¹⁸²

¹⁷⁶ Vgl. Demeter, Das Deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat 1650-1945, S. 26.

¹⁷⁷ Vgl. ebd.

¹⁷⁸ Stoneman, Bürgerliche und adlige Krieger: Zum Verhältnis von sozialer Herkunft und Berufskultur im wilhelminischen Armee-Offizierkorps, S. 29.

¹⁷⁹ Vgl. ebd.

¹⁸⁰ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 222.

¹⁸¹ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 220.

¹⁸² Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 222.

3 Zum Verhältnis von Berechtigungen und Militärkarrieren

In dem preußischen „Reglement über die Besetzung der Stellen der Portepeefähnliche und über die Wahl zum Offizier bei der Infanterie, Kavallerie und der Artillerie“¹⁸³ vom 6. August 1808, welches als Folge der Niederlage Preußens 1806 in der Schlacht von Jena und Auerstedt gegen die Franzosen erschien, wurde folgendes verkündet: „Einen Anspruch auf Offizierstellen sollen von nun an in Friedenszeiten nur Kenntnisse und Bildung gewähren, in Kriegszeiten ausgezeichnete Tapferkeit und Überblick.“¹⁸⁴ Aus der ganzen Nation können daher alle Individuen, die diese Eigenschaften besitzen, auf die höchsten Ehrenstellen im Militär Anspruch machen. Aller bisher stattgehabte Vorzug des Standes hört beim Militär ganz auf, und jeder ohne Rücksicht auf seine Herkunft hat gleiche Pflichten und gleiche Rechte.“¹⁸⁵ Durch dieses Reglement sollte das Offizierkorps zum großen Teil durch bürgerliche Aspiranten ergänzt werden. Formal waren im Kaiserreich damit alle Standes- sowie Herkunftsschranken gefallen. Es existierten in der Praxis dennoch generell mehrere Optionen, um zunächst als Offizieraspirant angenommen oder aber auch abgelehnt zu werden. Das preußische Militärwesen wurde seit Beginn des 19. Jahrhunderts mit der Bildungsorganisation über das Institut des ‚Einjährigen‘ miteinander verbunden.¹⁸⁶

Durch die preußische Wehrordnung, die 1868 auf den Norddeutschen Bund und folglich 1871 auf das Deutsche Reich übertragen wurde, erhielt das Bildungsprivileg eine spezielle und militärische Bedeutung im gesamten Kaiserreich.¹⁸⁷ Die Möglichkeiten, um zunächst Einjährig-Freiwilliger mit eigener Ausstattung zu werden und demzufolge nur ein Jahr als Freiwilliger dienen zu müssen, infolgedessen später die Chance zu bekommen in die Reserveoffizierlaufbahn einzutreten, waren verschiedenartig¹⁸⁸ und die Anforderungen an die Erteilung der Einjährigenberechtigung wurden seit der Einführung (1814) mehrmals bis hinein in die Zeit des Kaiserreichs erhöht. Sie reichten von der erfolgreichen Absolvierung einer qualifizierten Klassenstufe - der Tertia eines damaligen Gymnasiums,¹⁸⁹ demgemäß konnte der *Einjährigenschein* auf einer neunklassigen Schule ohne besondere Prüfung bequem abge-

¹⁸³ Jany, Die Königlich Preußische Armee und das Deutsche Reichsheer 1807 bis 1914, S. 14.

¹⁸⁴ Diesem viel zitierten Satz aus einer bereits am 25. September 1807 erschienenen Denkschrift wurde in dem Reglement folgender Satz hinzugefügt: „Nicht bloß Kenntnisse und Wissenschaften sind die Erfordernisse, die einen brauchbaren Offizier bezeichnen, sondern auch Geistesgegenwart, schneller Blick, Pünktlichkeit und Ordnung im Dienst und anständiges Betragen sind Haupteigenschaften, die jeder Offizier besitzen muß.“ Ebd.

¹⁸⁵ Demeter, Das Deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat 1650-1945, S. 9 f.

¹⁸⁶ Vgl. Müller, Die Einjährigen-Freiwilligen-Berechtigung, S. 21.

¹⁸⁷ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 68.

¹⁸⁸ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 226.

¹⁸⁹ Vgl. Groppe, Die Macht der Bildung. Das deutsche Bürgertum und der George-Kreis 1890-1933, S. 33 f.

essen werden, bis zum Abschluss einer höheren Schule,¹⁹⁰ mit der so genannten Sekunda- oder Primareife oder aber auch hin zum Bestehen einer gesonderten Prüfung vor einer überwiegend aus Offizieren bestehenden Kommission.¹⁹¹ Im Jahre 1822 bspw. lagen die Mindestanforderungen an das ‚Einjährige‘ bei dem Besuch der drei oberen Klassen des Gymnasiums, was nach damaligen Sprachgebrauch die Tertia, Sekunda und Prima einschloss, wobei ein kurzer Aufenthalt in der Tertia ausreichte, um die Einjährigenberechtigung (welche durch den Schuldirektor ausgestellt wurde) zu erhalten.¹⁹² „Seit 1872 galt die Primareife als Voraussetzung für die Fähnrichprüfung, wobei die Abiturienten der Gymnasien bei entsprechender Tauglichkeit ohne Prüfung als Offiziersbewerber akzeptiert wurden. Daneben entschieden die höheren Schulen maßgeblich mit über die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst, der eine unerlässliche Voraussetzung für den Aufstieg in das Reserveoffizierkorps bzw. das Offizierkorps der Landwehr darstellte.“¹⁹³ Die entsprechende Kabinettsorder vom 5. Mai 1870 sah vor, dass ab 1. April 1872 der Nachweis der Primareife notwendig für die Zulassung zur Portepfefähnrichprüfung sei.¹⁹⁴ In der Erhöhung der Qualifikationsanforderungen infolge der Durchsetzung des Abiturs als Eingangsvoraussetzung, kann man insgesamt eine Professionalisierung des Berufsstandes der Offiziere und den Einfluss bildungsbürgerlicher Werte erkennen.

Der § 90 der Deutschen Wehrordnung von 1875 regelte schließlich ganz eindeutig, dass alle Lehranstalten, welche die Einjährigenberechtigung ausstellen durften, durch den Reichskanzler anerkannt und im Zentralblatt für das Deutsche Reich veröffentlicht werden mussten.¹⁹⁵ Die durch den Reichskanzler getroffene Klassifizierung schildert Detlef K. Müller wie folgt:

1. Der Kategorie A entsprachen Gymnasien, Realschulen und ab 1876 auch Oberrealschulen, bei welchen jeweils der einjährig erfolgreiche Besuch der zweiten Klasse genügte.
2. Die Kategorie B bildeten Provinzialgewerbeschulen, siebenjährige Progymnasien und siebenjährige Höhere Bürgerschulen, bei denen jeweils der einjährige erfolgreiche Besuch der ersten Klasse erforderlich war.

¹⁹⁰ Wobei es nach Detlef K. Müller, Ulrich G. Herrmann und Bernd Zymek während des 19. Jahrhunderts weder eine eindeutige Definition des Begriffs der höheren Schule, noch eine einheitliche Festlegung des Begriffs im offiziellen preußischen Sprachgebrauch gab. Vgl. Müller/Herrmann/Zymek, Die Höheren Schulen für die männliche Bevölkerung, S. 151.

¹⁹¹ Vgl. Pröve, Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 42 f.

¹⁹² Vgl. Müller, Die Einjährigen-Freiwilligen-Berechtigung, S. 21.

¹⁹³ Stübig, Bildung, Militär und Gesellschaft in Deutschland, S. 139.

¹⁹⁴ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 106.

¹⁹⁵ Vgl. Müller, Die Einjährigen-Freiwilligen-Berechtigung, S. 23.

3. Die Kategorie C bestand aus sechsjährigen Höheren Bürgerschulen sowie sechsjährigen Realschulen ohne Latein, an denen das Bestehen der Entlassungsprüfung gefordert wurde.
4. Die Kategorie D beinhalte z. B. Privatschulen, für welche die geforderten Bedingungen besonders festgestellt werden mussten, d. h. Prüfung auf Antrag.¹⁹⁶

Damit erfolgte die Kopplung der Zulassung zum einjährigen Militärdienst an bestimmte Bildungsvoraussetzungen und somit gleichzeitig eine Kopplung des Schulwesens als sekundäre Sozialisationsinstanz, an die tertiäre Sozialisationsinstanz des Militärs, um den begehrten Einjährigenschein zu erwerben.¹⁹⁷ Der Bildungsabschluss des ‚Einjährigen‘ bevollmächtigte somit den Inhaber im verzahnten Bildungssystem zum privilegierten einjährigen Militärdienst.

Die Bildung und das Militär bewirkten als Sozialisationsinstanzen eine ‚bessere‘ soziale Integration, da zum einen die Individualität einer Person gefördert werden konnte und zum anderen v. a. durch die Gemeinschaft innerhalb des Militärs und die darin stattfindende soziale Interaktion die Heranbildung von gemeinsamen Werten, Normen sowie Handlungsoptionen begünstigt wurde. Gemäß Carola Groppe wurde die Bevölkerung Preußens durch die Einjährigenqualifikation in sich differenziert, in diejenigen mit der und diejenigen ohne die Einjährigenberechtigung¹⁹⁸ und die Besitzer von Bildungspatenten definierten sich darüber als ‚gebildet‘. Die Bildung in Form der Einjährigenberechtigung wurde zu einem exklusiven Gut und bekam einen besonderen Stellenwert in der preußischen, aber auch in der gesamtreichsdeutschen Gesellschaft. Durch das ‚Einjährige‘ konnten sich die ‚Gebildeten‘ eindeutig von den ‚Nichtgebildeten‘ abgrenzen bzw. distanzieren und man kann festhalten, dass die Einjährigenberechtigung zu dem markanten Merkmal des Bildungsbürgertums wurde, über das es sich zu identifizieren galt. Zudem bleibt festzuhalten, dass die Bildung als Unterscheidungsmerkmal der Gesellschaft übergreifend zur Geltung kam, ganz egal ob Offizier oder nicht sowie auch innerhalb des Offizierkorps.

Die Bildungsvoraussetzungen für den Einstieg in die Offizierlaufbahn wandelten sich im Laufe des Kaiserreichs, v. a. durch erhöhten Personalbedarf eindeutig in Richtung Bürgertum wie

¹⁹⁶ Vgl. Müller, Die Einjährigen-Freiwilligen-Berechtigung, S. 23 f.

¹⁹⁷ Vgl. Prüve, Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 42.

¹⁹⁸ Vgl. Groppe, Die Macht der Bildung. Das deutsche Bürgertum und der George-Kreis 1890-1933, S. 33.

ich dies in den oben genannten Klassifizierung versucht habe zu beschreiben. „Aber nicht nur das Prestige der deutschen Armee wurde durch Bildung gehoben, auch ihre militärische Schlagkraft sollte [durch erhöhten Einsatz von neuer Technik und dem dazu notwendigen technischen Verständnis, das u. a. durch die Bildung vermittelt wurde] von diesem Faktor profitieren.“¹⁹⁹

Mit den Ergänzungsverordnungen für Offiziere des Friedensstandes ab den 1880er Jahren berechtigten nun, neben den Primareifezeugnissen der Gymnasien und Realgymnasien, auch die Abschlusszeugnisse von speziell zugelassenen Progymnasien, Oberrealschulen und höheren Bürgerschulen zur Ablegung der Portefeefähnrichprüfung.²⁰⁰ Das Gymnasialabschlusszeugnis blieb hingegen zunächst die einzige Möglichkeit die Fähnrichprüfung durch nichtmilitärische (schulische) Bildung zu ersetzen,²⁰¹ da nur dieses bis zum Jahre 1902 die Fähnrichprüfung unnötig machte; Abitur war demnach nicht gleich Abitur. Eine Kabinettsorder vom Februar des Jahres 1900 gewährte den Abiturienten gewisse Vorpatentierungen und 1902 fand die formale Gleichstellung der Oberrealabiturienten und der Realgymnasialabsolventen mit den Gymnasialabiturienten statt.²⁰² „Seit dieser Zeit besaßen die Streitkräfte eine auch durch ihre Mitwirkung zustande gekommene Ordnung der Bildungsvoraussetzungen des Offizierberufs, die im Hinblick auf die Schultypen, den Bildungsstoff und die Prüfungsanforderungen den gehobenen bürgerlichen Berufen weitgehend angepasst und eng an die Ergebnisse der Schulreform angelehnt waren.“²⁰³ Dementsprechend waren seit der Jahrhundertwende die optimalen, da auch mit anderen Berufen vergleichbaren, Bildungsanforderungen, demzufolge auch die Kopplung der Offizier-/Reserveoffizierpatente an klar definierte Bildungsvoraussetzungen, gegeben. Annähernd faire Verhältnisse für den Zugang zum ‚Offizierberuf‘ waren, wie oben beschrieben, offiziell geschaffen, aber Ausnahmen bestätigten in dem geschichtlichen Verlauf die Regel. So erging im März 1899 durch Wilhelm II. eine kaiserliche Order, nach der vom Frühjahr 1900 an die Einstellung als Fahnenjunker ohne Vorlage der Primareife nur noch in beschränktem Umfang aber eben doch noch zulässig war.²⁰⁴ Die nach wie vor bestehenden Ausnahmemöglichkeiten bei der Einstellung blieben das Kadettenkorps, mit dem auf Kadettenschulen ausgebildeten Offi-

¹⁹⁹ Becker, Die Einigungskriege in der Öffentlichkeit Deutschlands 1864-1913, S. 194.

²⁰⁰ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 107.

²⁰¹ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 108.

²⁰² Vgl. ebd.

²⁰³ Ebd.

²⁰⁴ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 109.

ziersnachwuchs, weiterhin das Auswahl- oder besser gesagt Ausschlussverfahren geeigneter Kandidaten durch die Annahmekommission oder durch Truppenkommandeure und die kaiserliche Dispenspraxis.²⁰⁵ Das Kadettenkorps, welches die Knaben auf Kadettenanstalten (eingeteilt in Sekunda, Prima, Oberprima und Selektta) ausbildete, kam von der Bildungshöhe in der Prima nicht an ein Gymnasium (z. B. an das humanistische Gymnasium mit der griechischen Antike als Bildungsgegenstand) heran. Ab der Oberprima wurden lediglich Militär- und Militärwissenschaften gemäß Lehrplan unterrichtet, das Erreichen einer Universitätsreife wurde in diesem Fall nicht angestrebt.²⁰⁶ Damit durchbrach das Kadettenkorps auch im Kaiserreich die zugrunde liegende Konzeption des Humboldtschen Bildungsprinzips, mit dem Ergebnis eines nicht zeitgemäß ausgebildeten Offiziers, der, wie sich im Ersten Weltkrieg schmerzlich zeigte, nicht den technischen Anforderungen und dem Verständnis der modernen Kriegsführung gewachsen war. Dies erfolgte für den Preis der ‚Züchtung‘ eines exklusiven Standesdenkens der angehenden Offiziere auf den Kadettenanstalten.²⁰⁷ Aus den Kadettenanstalten sind dennoch die Feldmarschälle und Generale von Falkenhayn, Ludendorf und von Manstein sowie die späteren Reichskanzler von Hindenburg und von Papen hervorgegangen, um nur einige namenhafte Persönlichkeiten zu nennen.²⁰⁸

Durch die beschriebenen Ausnahmen wurde durch die militärische Führung ganz eindeutig gegen die von 1900 bis 1902 gefundene Lösung und damit parallel gegen Schule und Bildung gearbeitet.²⁰⁹ Manfred Messerschmidt schreibt, dass dadurch „die Stimme des Offizierkorps vernehmlich [wurde], die das unbürgerliche Wesen des Offizierberufs betont sehen wollte und die besonderen Gesetze des Standes, die nicht ausgehöhlt werden sollten durch Anpassung vermeintlich vergleichbarer Bedingungen.“²¹⁰ Messerschmidt versucht damit wohl zu erklären, dass der Kaiser bewusst darauf bestand, die hochgradig adligen Kadettenschulen als Gegenstück zur bürgerlichen Öffnung zu erhalten, um den ‚besonderen Geist‘ des Offizierkorps mit seinem exklusiven Standesdenken zu bewahren und das auf Kosten der allgemeinen Bildung in den Kadettenanstalten. Die mit einer derartigen Mentalität (nach Durchlaufen der Kadettenanstalten) ausgestatteten Offiziere, sollten demnach die immer größer werdende Zahl der bürgerlichen Offiziere durch einen bestimmten vorgelebten Stil und ein suggeriertes Ständedünkel sozialisieren.

²⁰⁵ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 108.

²⁰⁶ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 92.

²⁰⁷ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 81.

²⁰⁸ Vgl. Rogalla von Bieberstein, Preußen als Deutschlands Schicksal, S. 71.

²⁰⁹ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 108.

²¹⁰ Ebd.

Ob die erwähnte Stimme des bereits zur Jahrhundertwende zu weit mehr als der Hälfte aus bürgerlichen Offizieren bestehenden Offizierkorps tatsächlich eine unbürgerliche war, bleibt vor diesem Hintergrund mehr als fraglich. Im Offizierkorps um 1900 waren in allen Dienstgradgruppen, zum Teil dominant, Bürgerliche vertreten, daraus resultierend liegt wohl eher die Vermutung nahe, dass die Militärführung, genauer gesagt das Militärkabinett,²¹¹ das Korps, durch Einschleusen von zumeist Adligen oder Offiziersöhnen mit Hilfe der Ausnahmeregelungen, als besonderen ‚Stand‘ hervorheben wollte. „In dieser Sehweise rangierte der Offizierberuf als unvergleichbar mit allen höheren Berufen, eben als ‚Stand‘ jenseits aller Einordnungsversuche.“²¹²

Folgende Schilderung dient dazu, die ‚Entkopplung‘ bzw. Loslösung der Offizierspatente von allgemeinen Bildungsvoraussetzungen einmal greifbar in Zahlen zu fassen: Wilhelm II. erteilte allein in den Jahren von 1902 bis 1912 über 1000 Dispense für Fahnenjunker ohne Primareife,²¹³ die ohne Vorlage jeglichen Zeugnisses zum Fähnrichsexamen zugelassen wurden, auch wenn die jährlichen Dispense für sich genommen von 1890 mit 134 Dispensen und 1912 mit 54 rückläufig waren.²¹⁴ Diese kaiserlichen Dispense, die zumeist an den ‚altpreußischen Kern‘,²¹⁵ der die Bildungsvoraussetzungen nicht erfüllte, vergeben wurden, sind ein Indiz für die gebührende Berücksichtigung des Adels der Geburt, welcher stark prägend für den Stil im Offizierkorps angesehen wurde.²¹⁶ Preußen blieb weit hinter anderen liberaleren Bundesstaaten, wie bspw. Bayern, bezüglich des Abiturs als Eingangsvoraussetzung für den Offizierberuf zurück,²¹⁷ was wiederum einen Versuch Preußens darstellte, seinem Offizierkorps die adlige ‚Exklusivität‘ zu bewahren. Davon abgesehen bleibt fraglich, ob es tatsächlich förderlich war die Herkunft vor die allgemeine Bildung zu stellen, um damit den ‚besonderen‘ Stil und Umgang im preußischen Offizierkorps als Sozialisationsfaktor zu erhalten.

²¹¹ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 109.

²¹² Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 108.

²¹³ Vgl. Messerschmidt, Militär und Militarismus in Deutschland, S. 14.

²¹⁴ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 109.

²¹⁵ Gemeint ist an dieser Stelle der zahlreich vertretene arme preußische Klein- bzw. Landadel, die Junker wie sie Thomas Nipperdey beschreibt. Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 219.

²¹⁶ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 422.

²¹⁷ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 109.

3.1 Entscheidende Veränderungen im Militär durch die preußischen Reformen

Nach dem militärischen und politischen Zusammenbruch (der das Ende des preußischen Staates besiegelte)²¹⁸ in Folge der verheerenden Niederlage der preußischen Armee gegen die Armeen Napoleons I. in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt vom 14. Oktober 1806,²¹⁹ war Preußen nur mit Hilfe der gesamten Gesellschaft in der Lage, diejenigen Kräfte zu mobilisieren, die notwendig waren, um die politische Unabhängigkeit und Freiheit auf längere Sicht wiedergewinnen zu können. Die Umsetzung geschah im Rahmen der preußischen Reformen, dessen Beginn auf die Jahre 1806/1807 terminiert werden kann.²²⁰ Aufgrund des Tilsiter Friedensediktes vom 9. Juli 1807 und der Königsberger Konvention vom 12. Juli 1807²²¹ war Preußen gezwungen seine Gebiete westlich der Elbe abzutreten, unbezahlbar hohe Reparationszahlungen zu leisten und durch die Fesseln der Pariser Konvention vom 8. September 1808 sein Heer auf eine Gesamtstärke von 42 000 Mann für die nächsten zehn Jahre zu reduzieren,²²² was Napoleon durch eine 150 000 Mann starke Besatzungsarmee auf preußischem Staatsgebiet durchsetzen wollte. Die preußischen Reformen waren auf Befreiung und Neuaufbau des Staates orientiert, weshalb die Reform der Armee eine entscheidende Rolle, v. a. durch das Wehrpflichtgesetz von 1814, spielte.²²³ Bereits seit 1807 wirkten die aus bürgerlichem Hintergrund stammenden Offiziere Scharnhorst, Gneisenau, aber auch Grolman und Clausewitz²²⁴ sowie der aus altpreußisch-adligem Milieu stammende Boyen²²⁵ in der Militär-Reorganisationskommission (künftig MRK) unter der Leitung von Scharnhorst (*1755 – †1813) und versuchten König Friedrich Wilhelm III. die preußische Landwehr unter dem

²¹⁸ Vgl. Frevert, Das jakobinische Modell, S. 18.

²¹⁹ Bei Jena kamen an Verlusten auf eine Stärke von 53 000 Soldaten 263 Offiziere, darunter 9 Generale und bei Auerstedt fielen 50 000 Soldaten und 221 Offiziere, von denen 6 Generale waren. Folglich kamen bei Jena auf 200 gefallene Soldaten ein Offizier und bei Auerstedt ein Offizier auf 226 Soldaten. Vgl. von Freytag-Loringhoven, Was danken wir unserem Offizierkorps? Zwei Jahrhunderte seiner Geschichte, S. 29.

²²⁰ Vgl. Spannagel, Von Friedrich den II. zu Graf Wolf von Baudissin, S. 43.

²²¹ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 100.

²²² Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 101.

²²³ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866, Bd.1, Bürgerwelt und starker Staat, S. 51.

²²⁴ Clausewitz wird oft zu dem Kreis der Vertreter gezählt, deren Namen unwiderruflich mit der Heeresreform verbunden bleibt, obwohl er zwar persönlich der MRK nicht angehörte aber als persönlicher Gehilfe Scharnhorsts einen wesentlichen Anteil an der Ausarbeitung der Reformen hatte. Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 104.

²²⁵ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866, Bd.1, Bürgerwelt und starker Staat, S. 51.

konzeptionellen Vorläufer bzw. Synonym der Reservearmee schmackhaft zu machen.²²⁶ Ein zeitgenössischer Autor beschrieb die Auswirkungen von 1806 wie folgt: „Die heilsamste Folge des Zusammenbruchs von 1806 war, daß die rechten Männer an die entsprechenden Stellen gelangt waren.“²²⁷ Die MRK, als Kollegialbehörde, entstand aus einem Sonderauftrag König Friedrich Wilhelm III. am 15. Juli 1807 und umfasste neben den bereits o. g. Mitgliedern viele weitere Unterstützer mit militärischer Zugehörigkeit, welche aktiv Reformvorschläge erarbeiteten.²²⁸ Die MRK arbeitete bis Ende 1808 etwa 18 Monate intensiv, bis sie sich Schritt für Schritt auflöste, um ihre Aufgaben dem neu geschaffenen Kriegsministerium zu übergeben.²²⁹

Die Militärreformen als Bestandteil der preußischen Reformen ab 1807 fanden ihre Wurzeln einerseits in dem Gedankengut der Aufklärung und den Maximen²³⁰ der französischen Revolution sowie andererseits in der Effizienz des französischen Heeres. Die französischen Land- und Landstreitkräfte, welche Armee und Nation im Gegensatz zum friderizianischen Heer verbanden erreichten dadurch eine hohe Mobilisierung und ebenso in deren, von der Infanterie angewandten aufgelockerten Gefechtsformen,²³¹ der s. g. Schützen und Tirailleurtaktik eine hohe Effizienz, wobei diese Anregungen keinesfalls als unabdingbares Vorbild detailliert von Preußen übernommen wurden. Für die neuen Reformen mussten unverzüglich einschlagende Veränderungen her, „darum gehörten Bauernbefreiung,²³² Abschaffung der Standesprivilegien, Selbstverwaltung und Bildungsreform in den Kontext der Militärreform – all das hing eng miteinander zusammen, und die Heeresreform, die so dringlich vor Augen lag, konnte eine Vorreiterfunktion gewinnen; sie sollte die anderen Reformen nach sich ziehen. Konkret ging es zuerst darum, die innere Ordnung der Armee und ihr Verhältnis zur [preußischen]

²²⁶ Vgl. Walter, Preußische Heeresreformen 1807-1870, Bd.16, Militärische Innovation und der Mythos der ‚Roonschen Reform‘, S. 235.

²²⁷ Von Freytag-Loringhoven, Was danken wir unserem Offizierkorps? Zwei Jahrhunderte seiner Geschichte, S. 38.

²²⁸ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 103 ff.

²²⁹ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 108.

²³⁰ Der Wahlspruch der französischen Revolution (liberté, égalité und fraternité) und die dahinter stehenden Grundsätze wurden in Deutschland im Zuge der preußischen Reformen in Form von Aufhebung der Guts- und Erbuntertänigkeit (liberté), Wegfall der Ständeordnung und dem damit verbundenen Ende der alten Gesellschaftsordnung (égalité) sowie der Einführung von Bürgerrechten statt den bisherigen Standesrechten und dem Selbstverständnis als Nation (fraternité), im Gegensatz zu Frankreich nicht durch eine Revolution von unten, sondern durch Reformen von oben umgesetzt.

²³¹ Vgl. Walter, Preußische Heeresreformen 1807-1870, Bd.16, Militärische Innovation und der Mythos der ‚Roonschen Reform‘, S. 244.

²³² „Nach dem Martinitage 1810 gibt es nur noch freie Leute.“ Zitat aus dem Gesetz, zitiert nach: Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 117.

Gesellschaft zu reformieren.²³³ Daher galt, „Keine der preußischen Reformen [...] so sehr dem Ziel, die innere Einheit zwischen Regierung, Heer und Nation herzustellen, wie [es] die allgemeine Wehrpflicht [tat].“²³⁴ In der Trennung von Volk bzw. Nation und Armee wurde die zu beseitigende Hauptursache für den Zusammenbruch von 1806 gesehen.

Die einschlägigen Reformen im Militär, allem voran die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, ließen trotz aller Notwendigkeit auf sich warten. Da das friderizianische System massiv im Raum stand, konnten die nötigen grundlegenden Veränderungen noch nicht in die Wege geleitet werden.²³⁵ Das Gesetz vom 3. September 1814 (dessen Einführung der s. g. ‚Vater der Wehrpflicht‘ Gerhard von Scharnhorst selbst nicht mehr miterlebte) über die Verpflichtung zum Kriegsdienst²³⁶ machte die allgemeine und gleiche Wehrpflicht, ohne Stellvertretung, in Preußen zu einer dauernden Einrichtung, obwohl sie ursprünglich nur für die Dauer der Befreiungskriege hatte gelten sollen.²³⁷ Neben der Landwehrordnung vom 21. November 1815 bildete das Wehrpflichtgesetz (1814) die Grundlage der preußischen Kriegsmacht. Danach war jeder waffenfähige Preuße verpflichtet vom 20. bis zum 23. Jahre im stehenden Heer, vom 23. bis zum 25. in der Reserve, vom 25. bis zum 32. im ersten und vom 32. bis zum 39. im zweiten Aufgebot der Landwehr²³⁸ zu dienen.²³⁹ Neben dem im Wehrgesetz beschriebenen, durch das Los festgelegten, militärischen Werdegang bestand noch die Institution des Landsturms, welche nur im Krisenfall existierte, für die Altersklassen von 17 bis 50,²⁴⁰ der alle Jahrgänge der überhaupt Wehrpflichtigen und zusätzlich die 17- bis 19-jährigen umfasste und dadurch neben und nach allen anderen Wehrformationen rangierte.²⁴¹ „Zukünftig setzte sich die Masse der Mannschaften nicht mehr aus geworbenen Berufssoldaten und Kantonpflichtigen zusammen, sondern aus allen militärdienstfähigen

²³³ Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866, Bd.1, Bürgerwelt und starker Staat, S. 51.

²³⁴ Opitz, Die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland, S. 6.

²³⁵ Vgl. ebd.

²³⁶ Von Ute Frevert auch Kriegsdienstgesetz genannt, bezeichnet die Armee als ‚Haupt-Bildungsschule der ganzen Nation‘. Vgl. Frevert, Das Militär als ‚Schule der Männlichkeit‘, S. 145.

²³⁷ Vgl. Von Freytag-Loringhoven, Was danken wir unserem Offizierkorps? Zwei Jahrhunderte seiner Geschichte, S. 46.

²³⁸ Die mit ihrem Wahlspruch: „Mit Gott für König und Vaterland“ in tiefe Erinnerung der Deutschen im 19. Jahrhundert einging. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866, Bd.1, Bürgerwelt und starker Staat, S. 54.

²³⁹ Vgl. von Freytag-Loringhoven, Was danken wir unserem Offizierkorps? Zwei Jahrhunderte seiner Geschichte, S. 46.

²⁴⁰ Die durchschnittliche Lebenserwartung für Männer lag im gesamten 19. Jahrhundert weit unter 50 Lebensjahren.

²⁴¹ Vgl. Walter, Preußische Heeresreformen 1807-1870, Bd.16, Militärische Innovation und der Mythos der ‚Roonschen Reform‘, S. 308.

Staatsbürgern.²⁴² So konnte ein wehrpflichtiger Preuße nach dem Wehrgesetz und abgesehen von dem nur im Krisenfall bestehenden Landsturm eine der folgenden militärischen Biographien durchleben.²⁴³

1. Dienst in der Linie, danach in der Reserve, der Landwehr ersten und schließlich zweiten Aufgebots oder
2. Dienst nur in der Landwehr, dabei erstes und zweites Aufgebot, dies waren die s. g. Landwehrrekruten oder
3. Dienst nur in der Landwehr zweiten Aufgebots oder
4. kein aktiver Militärdienst im Frieden, demnach nur Landsturmpflicht, wobei diese bei nicht stattfindenden Krisen ihr Leben lang militärisch untätig blieben.²⁴⁴

Laut dieser ab 1814/1815 für die Bevölkerung Preußens gesetzlich verankerten Optionen waren alle männlichen Bewohner des Staates die geborenen Verteidiger desselben,²⁴⁵ Stellvertretungen für den Militärdienst waren nach der Militärreform nicht mehr möglich.

Die Konskription war das belebende Prinzip hinter allen Überlegungen und Maßnahmen der Reformen, „[s]ie bestimmte jeden Einzelzug der Heeresreform, sie zog sich gewissermaßen als Leitfaden durch das gesamte Reformwerk.“²⁴⁶ Bei der Einberufung zur Ableistung der allgemeinen und gleichen Wehrpflicht sollte das Los über die Art des militärischen Dienstes, welcher zum Durchgangsstadium im Leben jedes Einzelnen vergleichbar der Schulzeit wurde, entscheiden. Der Militärdienst ohne Stellvertretung wurde somit zu einer signifikanten Sozialisationsinstanz der männlichen Bevölkerung. Die Wehrpflichtigen internalisierten in ihrer Dienstzeit verschiedene Werte und Normen durch eine geregelte Lebensweise unter Achtung der eigenen körperlichen Gesundheit und damit der Einsatzfähigkeit; Gewöhnung an Genügsamkeit sowie Sparsamkeit und Vorsorge, Reinlichkeit und Ordnung, ihre Ausrüstung und Kleidung betreffend. Das ‚Sozialisationsprogramm‘ der Armee entsprach nach Ute Frevert (auch wenn sie es als ‚Erziehungsprogramm‘ betitelt) haargenau

²⁴² Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 129.

²⁴³ Vgl. Walter, Preußische Heeresreformen 1807-1870, Bd.16, Militärische Innovation und der Mythos der ‚Roonschen Reform‘, S. 308.

²⁴⁴ Vgl. Walter, Preußische Heeresreformen 1807-1870, Bd.16, Militärische Innovation und der Mythos der ‚Roonschen Reform‘, S. 308 f.

²⁴⁵ Vgl. Walter 2003, Preußische Heeresreformen 1807-1870, Bd.16, Militärische Innovation und der Mythos der ‚Roonschen Reform‘, S. 235.

²⁴⁶ Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 116.

bürgerlichen bzw. klein- Vorstellungen.²⁴⁷ Auch die moralischen Eigenschaften wurden gesteigert, durch regelmäßige Verabreichung von, wenn auch einfacher Kost und Kleidung.

Jeder, der hingegen über Bildung und Besitz verfügte, konnte nach 1814 mit der Sonderstellung als *Einjährig-Freiwilliger* einberufen werden, worauf ich in Kapitel 3.1.2 weiterführend Stellung beziehe.²⁴⁸

Die eingeführte allgemeine und gleiche Wehrpflicht zog einige tief greifende Veränderungen nach sich. Da die Konskription alle Schichten des Volkes umfasste, musste der Soldat zur vollwertigen Persönlichkeit erhoben werden. Diese rechtliche und moralische Umorientierung spiegelte sich konkret in der Abänderung der Kriegsartikel vom 3. August 1808 wider.²⁴⁹ In den neu entstandenen Kriegsartikeln wurden die Erziehungshilfen sowie die Militärstrafen dem bürgerlichen Rechtsempfinden angeglichen, es wurde weiterhin davon ausgegangen, dass jeder Soldat eine Persönlichkeit und demnach ein eigenes Ehrgefühl besitzt, was einer Modernisierung gleichkam, da Prügeln in Zukunft streng verboten war und Spießbrutenlaufen völlig abgeschafft wurde.²⁵⁰ Das ‚Neue‘ bzw. ‚Moderne‘ war, dass ein Mensch nun eine gewisse Bedeutung als Individuum im Heer erlangte und nicht mehr bloß als ‚Massenverbrauchsgut‘ des Militärs angesehen wurde. „Dienst-, Bekleidungs- und Exerzierfehler – Verfehlungen, deretwegen die Soldaten in der alten [friderizianischen] Armee geprügelt wurden, und zwar oft sehr leichtfertig - durften nur noch mit Nachexerzieren, Reinigungsaufgaben und Strafwachen, [...] geahndet werden. Diese Sonderdienste galten als Erziehungsmaßnahmen, die nicht das Ehrgefühl verletzen. Offizieren, die gegen das Verbot den Soldaten zu beleidigen oder gar zu züchtigen verstießen, wurden strenge Bestrafungen angedroht. Dem Offizier blieb jedoch das Notrecht eingeräumt, einen widerspenstigen Soldaten auf der Stelle zu töten, wenn das die Aufrechterhaltung der Disziplin unter Anlegung strengster Maßstäbe gebot.“²⁵¹ Wiederum existierten Ausnahmen von dem Verbot zu prügeln, nach Versetzung eines Mannes der sich durch wiederholte schwere Verbrechen selbst entehrte, in die zweite Klasse des Soldatenstandes, in der weiterhin körperlich gezüchtigt werden

²⁴⁷ Vgl. Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 272. „Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit, Gehorsam – all dies waren Eigenschaften, die jeder Vater und jede Mutter ihrem Sohn wünschten.“ Ebd.

²⁴⁸ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 125 ff.

²⁴⁹ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 130 ff.

²⁵⁰ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 132 f.

²⁵¹ Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 133.

durfte.²⁵² Die allgemeine Wehrpflicht wies dem Offizier dadurch einen erzieherischen Aspekt und damit eine erhöhte Verantwortung im Bereich der ‚Menschenführung‘ in seinem Beruf zu, den er in der ‚alten‘ Armee noch nicht besessen hatte, was einem bürgerlichen Entgegenkommen bzw. dem Ansatz einer ‚Verbürgerlichung‘ gleichkam.

Neben dem Militärstrafwesen und den Kriegsartikeln wollten die Heeresreformer ebenfalls die Militärjustizverfassung reformieren, welche bis dato nicht nur für Soldaten, sondern auch für Straftaten unter Beteiligung von Zivilisten, wie z. B. bei Ehrverletzungen gegenüber Offizieren oder bei Ehescheidungen von denselben, damit zugleich für die betreffende Familie zuständig war und richten konnte.²⁵³ „Es war nämlich besonders der Militärgerichtsstand [vgl. Kapitel 2], der das überlieferte absolutistische stehende Heer als einen Stand eigenrechtlicher Prägung von den anderen Ständen im Staate geschieden hatte.“²⁵⁴ König Friedrich Wilhelm III. hob mit einer Kabinettsorder vom 19. Juli 1809 den Militärgerichtsstand, außer in Kriminal- und Injuriensachen, für alle im Dienst befindlichen Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaften sowie für pensionierte Offiziere auf. Beurlaubte Unteroffiziere und Mannschaften blieben der Militärgerichtsbarkeit auch weiterhin unterstellt.²⁵⁵

Ein weiterer, nicht zu vernachlässigender Bestandteil der Militärreform war die Erneuerung und infolgedessen die gleichzeitige Verjüngung²⁵⁶ des Offizierkorps. Es gab eine regelrechte ‚Säuberung‘ bzw. Selbstreinigung, wobei „17 Generale, 50 höhere, 141 niedere Offiziere [...] ausgestoßen“²⁵⁷ wurden, die 1806/1807 versagt hatten und damit große Schande über den Staat gebracht hatten. Somit waren im preußischen Heer 208 von 7096 zu Beginn des Krieges von 1806 dienenden Offizieren wegen ihres Verhaltens ausgeschieden, im Ver-

²⁵² Vgl. ebd.

²⁵³ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 135 f.

²⁵⁴ Ebd.

²⁵⁵ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 136 f.

²⁵⁶ Die Reformer erkannten, dass es notwendig war, das Offizierkorps zu verjüngen, denn wie ein preußischer Stabsoffizier 1884 schrieb, war es „für jede Waffenmacht von der äußersten Wichtigkeit, daß ihr Officier-Corps aus Männern besteht, welche nicht nur Wissen und Erfahrung, sondern auch noch Frische und Spannkraft des Geistes wie des Körpers besitzen, also in nicht zu hohem Lebensalter in die von ihnen auszufüllenden Stellen gelangen.“ Preußischer Stabsoffizier (H. v. M.), Der deutsche Officier. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr, S. 36 f. Durch diese Maßnahme sollte u. a. verhindert werden, dass sich die Vorgänge von 1806 wiederholten. Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 141.

²⁵⁷ Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866, Bd.1, Bürgerwelt und starker Staat, S. 52.

gleich dazu fielen lediglich 190²⁵⁸ Offiziere während der gesamten Dauer des Krieges und zusätzlich zu den entlassenen Offizieren wurden sieben zum Tode verurteilt, von denen der König ein Todesurteil bestätigte.²⁵⁹

Dem Offizierkorps wurde im Zuge der Selbstreinigung, durch Kooperation bei der Aufklärung des Verhaltens feiger, unfähiger, pflichtvergessener Offiziere, die im Kampf gegen Napoleons Armee ihre kampffähigen Truppen oder Festungsbesatzungen unnötigerweise kapitulieren ließen, große Ehre zuteil.²⁶⁰ Dies war ein Prozess der inneren Sozialisation im Offizierkorps. Zudem befahl der preußische König die sofortige kriegsgerichtliche Untersuchung aller Desertionen und Kapitulationen, er drückte damit aus, wie ernst es ihm um die Ehre, Glaubwürdigkeit, Tüchtigkeit und das Ansehen seines Offizierkorps war und legte dementsprechend strikte Richtlinien für die Reorganisation der Armee vor, in denen die Überprüfung aller Offiziere als erste Aufgabe der MRK ansah.²⁶¹ Jeder nach der Überprüfung als unwürdig befundene Offizier wurde ohne Abschied und mit Verlust des Gnadengehaltes aus dem Korps ausgeschlossen, hingegen wurde den von der Kommission geprüften und ohne Zweifel entlasteten Offizieren ein *Zeugnis des Wohlverhaltens* ausgestellt, mit welchem sie das Recht zugesprochen erhielten wieder im Korps Verwendung zu finden oder mit einer Pension ihren Abschied zu nehmen.²⁶² Nach dieser umfangreichen kommissionären Überprüfung war demzufolge das Verhalten eines jeden Offiziers offiziell geklärt. Nach den gewonnenen Befreiungskriegen und dem ersten Frieden von Paris vom 30. Mai 1814 begnadigte König Friedrich Wilhelm III. alle noch in Festungshaft befindlichen Offiziere, womit die „Aktion der Reinigung offiziell abgeschlossen [war].“²⁶³

Die bürgerliche Öffnung des Offizierkorps sowie das eingeführte Leistungsprinzip und die damit zusammenhängende Offizierwahl werden mit einem eigenen Kapitel (3.1.1) näher betrachtet und sollen hier bewusst keiner näheren Betrachtung unterliegen.

²⁵⁸ Curt Jany nennt eine Zahl von 221 gestorbenen Offizieren, die in einer im September 1808 im Kabinett erschienenen Zusammenstellung entnommen wurden. Vgl. Jany, Die Königlich Preußische Armee und das Deutsche Reichsheer 1807 bis 1914, S. 17.

²⁵⁹ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 139.

²⁶⁰ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 138.

²⁶¹ Vgl. ebd.

²⁶² Die Kommission entschied bei jeder Ermittlung im Falle einer Kapitulation eines Offiziers, ob diese ehrenvoll oder durch entschuldigende Umstände gerechtfertigt anzusehen sei oder ob sich die verantwortlichen Offiziere einer Pflichtverletzung schuldig gemacht hatten, auf welche entweder die unehrenhafte Entlassung oder bei schwerwiegenden Fällen ein kriegsgerichtliches Verfahren folgte. Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht, S. 139.

²⁶³ Ebd.

Alles in allem wurde die Armee durch die Heeresreform mit dem abschließenden Gesetzeswerk von 1814/1815 in wesentlichen Stücken verändert oder zum Teil neu gebildet. Die Königliche Kommandogewalt hingegen, wie auch das Verhältnis von Krone, respektive zunächst König später Kaiser und Offizier, blieb unangetastet, womit das Militär, v. a. aber die Linie „ein unbeschränktes Mittel und zugleich die stärkste politische Gewalt in der Hand der Krone [blieb].“²⁶⁴ Die Bildungsschicht erhielt mit dem Einjährig-Freiwilligen weit reichende Sonderprivilegien, worauf ich im Kapitel 3.1.2 näher eingehe. Die Reform war insgesamt ein guter Anfang in Richtung der Verbürgerlichung, da sie an die Situation der Zeit, an Königtum, Adel, bestehendes Offizierkorps, an ein wenig militärgeneigtes Bürgertum und an die Notwendigkeit einer starken Armee gebunden war.²⁶⁵ Die Militärreform sollte Entwicklungsmöglichkeiten eröffnen, das Heer modernisieren und auf den Kräften der Nation gründen, damit dieses etwas verbürgerlichen, was einen allmählicher Prozess darstellte, der nicht von heute auf morgen allein durch den Erlass verschiedener Gesetze erfolgen konnte.

Thomas Nipperdey stellt die geschaffenen Anfänge durch die Reform vor ein offenes Ende, indem er schreibt: „Die nationaldemokratische Legitimation des Militärs und die demokratische ‚Militarisierung‘ der Nation konnten demokratisierende wie militarisierende Wirkungen haben; beides konnte sich, im Gegensatz zum Ansatz der Reform, voneinander lösen: das neue Militär konnte sich auch gegen die bürgerliche Demokratie wenden oder konnte die Gesellschaft – mehr noch als Jakobiner und Napoleon – militarisieren. Aber das war grade offen.“²⁶⁶ In welche Richtung sich letztendlich Preußen als Staat und Gesellschaft entwickelte, stand zu diesem Zeitpunkt, am Beginn des 19. Jahrhunderts, noch in den Sternen, eine Grundlage für eine bürgerliche Perspektive war allemal geschaffen.

3.1.1 Bürgerliche Öffnung und Einführung des Leistungsprinzips

Die bürgerliche Öffnung des Offizierkorps begann, wie zu Beginn des dritten Kapitels beschrieben, formal am 6. August 1808.²⁶⁷ Von da an war es theoretisch allen preußischen Staatsbürgern, die bestimmte Voraussetzungen erfüllten, möglich, in den ‚Offiziersstand‘ einzutreten. Das Bildungssystem unterstützte die neu gewonnenen Optionen durch eine Universalisierung des Wissens und beendete damit die partikuläre Begrenzung auf bestimmte

²⁶⁴ Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 152.

²⁶⁵ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866, Bd.1, Bürgerwelt und starker Staat, S. 56.

²⁶⁶ Ebd.

²⁶⁷ Mit dem „Reglement über die Besetzung der Stellen der Portepeefähnliche und über die Wahl zum Offizier bei der Infanterie, Kavallerie und Artillerie“ Jany, Die Königlich Preußische Armee und das Deutsche Reichsheer 1807 bis 1914, S. 14.

soziale Gruppen, was einen bildungshistorisch und sozialisatorisch bedeutsamen Moment darstellte. Der Offizierbewerber trat als Gemeiner (Avantageur) in die Armee ein und musste, um Portepeefähnrich zu werden und damit regulär die Offizierlaufbahn einzuschlagen, Kenntnisse und Bildung in einer Prüfung vor einer der Examinationskommissionen, zunächst in Königsberg,²⁶⁸ später in Berlin, Breslau oder Stargard, ablegen.²⁶⁹ „Als Altersgrenze für die Ernennung zum Portepeefähnrich wurde das vollendete 17. Jahr bestimmt, vorher aber eine dreimonatige Dienstzeit als Avantageur und ein gewisser, vor einer Kommission nachzuweisender Grad allgemeiner Bildung gefordert.“²⁷⁰ Bevor der Portepeefähnrich aber dann zum Offizier ernannt werden konnte, hatte er das Offizierexamen²⁷¹ als Kriterium für die Offizierauswahl abzulegen. „Zugleich war das Privileg des Adels, kraft Geburt ein ‚Anrecht‘ auf die Offizierstellen zu besitzen beseitigt. An die Stelle der Herkunft sollte die bürgerliche Bildung treten, der Offizierbewerber [sollte] zukünftig nach seinem Charakter und seinem Können, das heißt nach seiner Leistung bewertet werden.“²⁷² Nach diesem System wurden die Chancen Offizier zu werden nicht durch die Geburt, sondern durch erbrachte Leistung und Qualifikation verteilt. Die Reformer strebten als Ideal den Offiziertypus mit höchstmöglichem Bildungsstand an, um beste Voraussetzungen für ein Leistungsdenken im Offizierstand durchsetzen zu können.²⁷³ Durch die tief greifenden preußischen Reformen insgesamt und infolge der Erlassung entsprechender Gesetze wurde in Preußen das Leistungsprinzip eingeführt. Obendrein bewirkte der Wegfall des Adelsprivileges auf Offizierstellen, dass es von nun an auch Bürgerlichen gestattet war in das Offizierkorps einzutreten bzw. sich für dieses zu bewerben, respektive war dies der Beginn der so genannten bürgerlichen Öffnung, welche von nun an einen bedeutungsvollen Sozialisationsfaktor darstellte.

Als Reaktion und neu bestehende Möglichkeit infolge des ‚Gebildes‘ der preußischen Reformen entwickelte sich im frühen 19. Jahrhundert in Preußens Gesellschaft erstmals ein nie zuvor da gewesenes Prinzip der Leistung. Dieses neue Leistungsprinzip galt sowohl in der Zivilgesellschaft als auch im Militär als Aufstiegsmöglichkeit und stellte einen weiteren wich-

²⁶⁸ Bereits am 13. August 1808 wurde die erste Examinationskommission unter Leitung von Generalmajor von Diericke in Königsberg eingesetzt, die zunächst einmal alle Prüfungen zum Fähnrich, wie auch zum Offizier abzuhalten und die Ergebnisse dem König persönlich weiterzumelden hatte. Vgl. ebd.

²⁶⁹ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 142 f.

²⁷⁰ Jany, Die Königlich Preußische Armee und das Deutsche Reichsheer 1807 bis 1914, S. 14.

²⁷¹ Das Offizierexamen bestand aus einer Reihe von Prüfungen. Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht, S. 143.

²⁷² Ebd.

²⁷³ Vgl. ebd.

tigen Sozialisationsfaktor dar. „Wie für die Aufnahme [in das Offizierkorps] sollte auch für Beförderungen das Leistungsprinzip gelten, und nicht mehr das [alte Recht] der Anciennität, künftig allerdings nur bei den höheren Rängen.“²⁷⁴ Im Beförderungswesen galt nach Rainer Wohlfeil dennoch generell das Prinzip der ‚bedingten Anciennität‘,²⁷⁵ d. h., dass für alle Offiziere eine gemeinsame Funktionsvoraussetzung für das Anciennitätsprinzip gefunden wurde, die das alte System an die sich entwickelnden Bedingungen des 19. Jahrhundert, in Form eines neuen Prüfungswesens in der Armee, anpasste.²⁷⁶ Die Reformer waren der Meinung, dass die Katastrophe von 1806/1807 bewiesen hatte, welche verheerenden Folgen dieses Anciennitätsprinzip in sich barg und strebten an, es im Austausch mit dem Leistungsprinzip für alle Offiziersbeförderungen völlig aufzugeben.²⁷⁷ Der preußische König versagte den Reformern jedoch so weitgehende Forderungen und gestand in zwei königlichen Kabinettsordern (vom 30. November 1808 und vom 10. März 1809) lediglich zu, dass „zukünftig die Anciennität innerhalb einer Rangklasse der Generale unberücksichtigt bleiben sollte, wenn der König ein Kommando überträgt [...] [und] das die Regimentskommandeure ohne Rücksicht auf die Anciennität ausgewählt werden sollten.“²⁷⁸ Für alle übrigen Dienstgrade blieb das Beförderungssystem, welches aufgrund des Dienstalters griff, bestehen. Aussicht auf einen raschen leistungsbedingten Aufstieg gab es nicht.²⁷⁹ Die Resultate waren dahingehend allein durch die Intervention des Kaisers mit dem Leistungsprinzip nicht vereinbar. Gerade in den unteren Offiziersrängen, wo sich oft schon vorzeitig die zukünftigen Leistungsträger herausstellten, wurden diese durch das weiter bestehende Anciennitätsprinzip ausgebremst, was sich im Umkehrschluss negativ auf die Motivation auswirkte, da die jungen Offiziere (bis sie zum Regimentskommandeur anstanden) zunächst ein gewisses Dienstalter erreichen mussten, um befördert werden zu können.

Die bürgerliche Öffnung des preußischen Offizierkorps sowie die Abschaffung des Adelsprivileges erfolgten somit im Rahmen der Militärreform und infolge der Katastrophe von Jena/Auerstedt. „Kenntnisse, Bildung und praktische Fähigkeit, Leistung und Prüfung sollten ausschlaggebend sein; niemand sollte mehr qua Geburt zum Kriegsdienst und zum Befehlen

²⁷⁴ Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866, Bd.1, Bürgerwelt und starker Staat, S. 52.

²⁷⁵ Das ‚alte‘ Prinzip der Anciennität ist ein Beförderungsprinzip, welches ausschließlich auf dem Dienstalter eines Offiziers beruhte, wodurch Konkurrenz im Offizierkorps vermieden, aber auch parallel die Motivation sowie Leistungsbereitschaft vermindert wurden, was entgegen dem Leistungsprinzip wirkte.

²⁷⁶ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 19.

²⁷⁷ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 145.

²⁷⁸ Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 145 f.

²⁷⁹ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 19.

bestimmt und geeignet sein.“²⁸⁰ Wobei dessen ungeachtet die bürgerliche Öffnung mit einer gewichtigen Ausnahme versehen war, da sich das Offizierkorps jedes Regimentes selbst verwaltete und mit dem Kooptationsprinzip, welches es ermöglichte den Adel im Korps zu begünstigen, aus den zur Verfügung stehenden geprüften Fähnrichen ihre zukünftigen Offiziere frei wählen konnte.²⁸¹

Gegen den Wunsch der Reformer blieben weiterhin einige der zum großen Teil aus Adligen bestehenden Kadettenschulen auch nach dem verlorenen Krieg auf Anordnung des Königs erhalten, wodurch ein Teil des Offizier Nachwuchses freigestellt von der bürgerlichen Öffnung und vom Leistungsprinzip, bereitgestellt wurde.²⁸² Diese Kadettenanstalten erfassten jedoch lediglich einen geringen Teil des Offizier Nachwuchses, alle anderen Offizieranwärter mussten ihre Kenntnisse in der Schule oder durch Hauslehrer erwerben.²⁸³ Mit einer Kabinettsorder vom 20. März 1809 bestimmte Friedrich Wilhelm III., dass das Kadettenkorps aus vier Kompanien bestehen sollte, in dem neben adligen auch bürgerliche Söhne, jedoch nur die von Offizieren, zugelassen wurden. Die Kadetten traten ab dem 12. Lebensjahr ein und bekamen eine Vorbereitung auf das Portepeefähnrichexamen. Bestanden sie diese Prüfung, dann traten die Kadetten mit vollendetem 17. Lebensjahr in die Armee (als Portepeefähnrich oder bereits sogar als Offizier) ein.²⁸⁴

Der Großteil des Bürgertums verharrte nach Abschluss der Reformen zunächst in ablehnender Haltung gegenüber dem Militär, v. a. aber gegenüber dem ‚Offiziersstand‘, was aufgrund hoher Kosten in Form von Steuern und infolge des belastenden Service- und Einquartierungswesens verständlich war, obwohl die Reformen mit neben bereits beschriebenen Vorzügen und mit Einschränkung der Auswüchse der Militärgerichtsbarkeit, dem Bürgertum entgegen kamen.²⁸⁵ Infolgedessen wurden die begonnenen, von oben durchgeführten Reformen dagegen von unten, d. h. von der Masse des Bürgertums, noch nicht vollständig getragen. Die Reformer unter Scharnhorst erkannten dies rechtzeitig und beschlossen am 3. Februar 1813 weitere auf das Bürgertum zugeschnittene Maßnahmen,²⁸⁶ die einer Mi-

²⁸⁰ Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866, Bd.1, Bürgerwelt und starker Staat, S. 52.

²⁸¹ Vgl. ebd.

²⁸² Vgl. ebd.

²⁸³ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 146.

²⁸⁴ Vgl. ebd.

²⁸⁵ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 150.

²⁸⁶ Mit der „Verordnung wegen der zu errichtenden Jäger-Detachements“. Messerschmidt, Das preußische Militärwesen, S. 368.

schung von Freiwilligkeit und Zwang entsprachen.²⁸⁷ „Freiwilligkeit war möglich, sie war das Zeichen, unter dem sich die Angehörigen [17- bis 24jährig] der bisher eximierten Stände in den Jägerdetachements zusammenfanden. [...] die Jägerdetachements [hatten vor allem] auch eine politisch-propagandistische Bedeutung, während andererseits die Kriegstüchtigkeit der Armee kaum durch sie gestärkt wurde.“²⁸⁸ Durch das freiwillige Anmelden eines Sohnes zu einem dieser ‚Jägerregimenter‘ symbolisierte die Familie Sympathie mit dem Militär: „Wer sich [aber] nicht freiwillig innerhalb der gesetzlichen Frist von etwa einer Woche meldete, konnte zwangsweise zur Landwehr einberufen werden.“²⁸⁹ Andererseits sollten diese ‚Freiwilligen‘ als Gegenleistung „künftig im Zivildienst bevorzugt werden und schnelle Beförderungen haben, nicht Dienende dagegen sollten zu keiner Staatsstellung gelangen.“²⁹⁰ Dem Bürgertum wurde demzufolge ein ungeheures Zugeständnis seitens der Reformer durch die Einführung einer derartigen Option gemacht, welches einerseits eine kürzere Dienstzeit und andererseits erhebliche Vorteile für die Zeit nach der Dienstzeit mit sich brachte.

Gemäß Rainer Wohlfeil ging der Geist des nationalen Aufbruchs von dem kriegerischen Erleben dieser Jägerdetachements aus und ging zuerst auf die Landwehr und obendrein sogar auf die Linie über, wo sich anschließend ein Gefühl des nationalen Freiheitskampfes bildete,²⁹¹ mit Hilfestellung dessen die Franzosen in den Befreiungskriegen geschlagen und dadurch die den Preußen durch Napoleon angelegten Fesseln gesprengt werden konnten. Deshalb gelang es das von der Gesellschaft größtenteils mit Verachtung betrachtete Heer innerhalb von wenigen Jahren „in der öffentlichen Meinung zum Symbol des nationalen Freiheitskampfes“²⁹² und das verabscheute Soldat-Sein bekam in den Augen des Bürgertums einen neuen Sinn bzw. einen tieferen Gehalt. Zusätzlich wurde Preußens Ehre wiederhergestellt und die Schmach von 1806/1807, durch ein gemeinsames Ziehen von Militär und Gesellschaft am gleichen Strang, wieder wettgemacht. Dies geschah dadurch, dass sich der überwiegende Teil der Gesellschaft bewusst war, dass sich ein Befreiungskrieg nur mit Hilfe militärischer Gewalt gewinnen ließ. Die Folge war ein gewisser Patriotismus des Bürgertums der sich in Freiwilligenmeldungen äußerte.

²⁸⁷ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 151.

²⁸⁸ Ebd.

²⁸⁹ Ebd.

²⁹⁰ Messerschmidt, Das preußische Militärwesen, S. 368.

²⁹¹ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 151.

²⁹² Ebd.

3.1.2 Die Bedeutung des Instituts der ‚Einjährig-Freiwilligen‘

„Die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst, welche im allgemeinen nicht vor vollendeten 17. Lebensjahre nachgesucht werden darf, wird durch Erteilung eines Berechtigungsscheines zuerkannt.“²⁹³ Der angesprochene Schein wird durch die Prüfungskommission für Einjährig-Freiwillige ausgestellt und der einjährige Dienst an sich beginnt mit dem 1. Januar desjenigen Kalenderjahres, in welchem der Bewerber das 20. Lebensjahr vollendet.²⁹⁴

Das ‚Einjährige‘, welches ursprünglich durch die Militärreformer zu Beginn des 19. Jahrhunderts (1814) als Entgegenkommen für die Gebildeten gedacht war, wurde mehr und mehr zu einem *Zertifikat für schulische Bildung* schlechthin.²⁹⁵ Für weitere Berufe wurde nun dieses Berechtigungszeugnis zur Zulassungsvoraussetzung, was zu einem enormen Zugeständnis in Richtung des Bildungsbürgertums wurde, da man zivile wie auch militärische Karrieren an die Bildung knüpfte, was einen ‚Anstieg der gesamtgesellschaftlichen Bildung‘, soweit man das sagen kann, zur Folge hatte. Die Berechtigung des Einjährigen war folglich zunächst lediglich eine Kopplung des Militärwesens an das Bildungswesen. Im Laufe der Zeit wurde dieses Institut jedoch im Kaiserreich zu einem allgemeinen Zertifikat für eine Bildungsstufe bzw. ‚Bildungshöhe‘, die in der heutigen Zeit eventuell mit der allgemeinen Hochschulreife oder der Fachhochschulreife vergleichbar wäre, als Zugangsvoraussetzung für ein Hochschulstudium oder einen Truppendienststoffizier mit Studium.

„Die mit der Einjährigenqualifikation von Anfang an verbundene Berechtigung, den einjährigen Militärdienst erst nach Abschluss einer – auch längerfristigen – Berufsausbildung [d. h. nach Studium und Referendarzeit] antreten zu müssen, diesen in besonderen Kompanien mit besonders geschulten Unteroffizieren ableisten zu dürfen, von Beginn der Militärzeit an als Offiziersanwärter eingestuft zu werden und im Regelfall nach der einjährigen Dienstzeit das Reserveoffizierspatent zu erhalten, belegt die hohe soziale Bedeutung dieser Qualifikation.“²⁹⁶

²⁹³ Wenzel, Der Einjährig-Freiwillige und Offizier des Beurlaubtenstandes der Infanterie, S. 18.

²⁹⁴ Vgl. ebd.

²⁹⁵ Vgl. Pröve, Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 43.

²⁹⁶ Groppe, Die Macht der Bildung. Das deutsche Bürgertum und der George-Kreis 1890-1933, S. 33.

Eine Reihe von geistigen und körperlichen Anforderungen wurde gemäß dem zeitgenössischen Autor Max Wenzel an den ‚Normal-Einjährigen‘ beim Eintritt in die Armee gestellt.

Die geistigen Anforderungen waren wie folgt formuliert:

1. Erziehung
2. Patriotismus. Vaterländische Geschichte.
3. Religion.
4. Umgangsformen. Ehrgefühl. Takt.
5. Geistige Schulung. Passion für den Beruf. Übung.

Die Anforderungen an den Körper waren nachstehende:

1. Äußere Haltung.
2. Anforderung an die Stimme.
3. „Lebensgenüsse.“ Turnen und Sport.²⁹⁷

Inwieweit die genannten Anforderungen unerfüllt blieben lässt sich gewiss schwer nachweisen. Durch den ‚schlaffen‘ und wohl nicht sehr fordernden Dienst im Vergleich zu dem der normalen Rekruten, wurde der Einjährig-Freiwillige wenn überhaupt dann lediglich gering militärisch sozialisiert und geprägt, da er verhältnismäßig wenig Zeit selbst als Soldat und unter anderen Soldaten verbrachte, was die folgende Argumentation verdeutlichen wird.

Die Einjährig-Freiwilligen mussten nur ein Jahr aktiv dienen, statt wie andere Wehrpflichtige drei Jahre bzw. seit 1893 zwei Jahre,²⁹⁸ durften, nach sechswöchiger Grundausbildung, privat außerhalb der jeweiligen Kaserne wohnen und konnten sich in der Regel ihren Standort sowie Truppenteil selbst frei wählen, weiterhin nach Maßgabe des Dienstes ihren Studien nachgehen und sich durch Anschaffung der eigenen Uniform äußerlich von der Masse der Gemeinen abheben.²⁹⁹ Das bedeutete alles in allem großartige Vorzüge für den Einjährig-Freiwilligen und führte folgerichtig zu einem enormen Selbstbewusstsein, zusätzlich beim Großteil wahrscheinlich auch zu einer gewissen Überheblichkeit und zu einem Elitedenken.

²⁹⁷ Vgl. Wenzel, Der Einjährig-Freiwillige und Offizier des Beurlaubtenstandes der Infanterie, S. 23.

²⁹⁸ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 68. In der Kavallerie waren auch nach 1893 weiterhin drei Jahre Dienst zu leisten. Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 226.

²⁹⁹ Vgl. Ostertag, Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich 1871-1918. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit, S. 287 und dazu Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 60.

Die Freiwilligen hatten ihre vollständige militärische Ausrüstung, einschließlich ihrer Waffen, selbst zu kaufen. Zum Zeitpunkt der Einführung des Instituts bedeutete dies für den finanzschwachen preußischen Staat eine finanzielle Entlastung.³⁰⁰ Das sich selbst Einkleiden sowie die materielle Sicherstellung des Einjährigen-Jahres stellte jedoch eine nicht unerhebliche finanzielle Barriere dar, hatte demnach ein Einjähriger zu Beginn der wilhelminischen Epoche bei nicht berittenen Waffengattungen einen durchschnittlichen Jahresaufwand von 1800 bis 2200 Reichsmark, waren es bei berittenen Waffengattungen sogar durchschnittlich 3000 bis 3600 Reichsmark.³⁰¹ Diese finanzielle Hürde bedeutete zumeist für bspw. ärmere Handwerker oder Industriearbeiter, mit einem Jahreseinkommen von etwa 1000 bis 1500 Reichsmark, eine schier unüberwindbare Barriere, die es unmöglich machte, die Söhne, trotz Berechtigungsschein, in das Einjährig-Freiwilligenjahr zu schicken.³⁰² Diesen Patentinhabern war folglich trotz der Berechtigung für das Einjährig-Freiwilligenjahr die Inanspruchnahme des Militärdienstprivileges verwehrt.³⁰³ Folglich widersprach diese finanzielle Hürde den Prinzipien der bürgerlichen Öffnung und der Leistung. Damit hatte die Armeeführung ein effektives Mittel, um sozial unerwünschte Kandidaten bereits auf der untersten Stufe einer potentiellen Karriere als Reserveoffizier zu blockieren.³⁰⁴

Für den Staat lieferten die Einjährig-Freiwilligen eine entsprechende Anzahl von Führungskadern und die Söhne des Bürgertums konnten im Gegenzug ihre bürgerliche Existenz mit einem militärischen Prestige verbinden.³⁰⁵ Letztendlich wirkte dieses privilegierte ‚freiwillige Dienen‘ sozialisatorisch in mehrerlei Hinsicht:

1. Es wurde aus eigenem Antrieb durch die Freiwilligenmeldung Dienst bei der Fahne geleistet, was jedoch dann lediglich für ein Jahr der Fall war und einerseits eine Unterminderung des Prinzips der allgemeinen und gleichen Wehrpflicht, andererseits eine Privilegierung für den Einzelnen darstellte. Ob jedoch im Kaiserreich die Freiwilligenmeldung immer noch aus patriotischen Antrieb (wie zu Zeiten der Befreiungskriege) oder vielleicht doch mit der Begründung der Diensterleichterung und dem Genießen großzügiger Bevorteiligung einherging bleibt mehr als fraglich.
2. Die Diensterleichterung ‚lockte‘ auch dem Militär bisher abgeneigte Teile Bürgertums an, da der sozialisierende militärische Einfluss als schwach zu werten war.

³⁰⁰ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 68 f.

³⁰¹ Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 56.

³⁰² Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 56 f.

³⁰³ Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 56.

³⁰⁴ Vgl. ebd.

³⁰⁵ Vgl. Frevert, Ehrenmänner - Das Duell in der großen bürgerlichen Gesellschaft, S. 121.

3. Die Chancen einer anschließenden Anstellung im zivilen Staatsdienst wurden erhöht.
4. Eine Art Elitebewusstsein entstand bei den freiwillig dienenden Patentinhabern durch das Genießen der Vorteile und kaum ‚Inkaufnehmen‘ von Nachteilen.
5. Den Aspiranten, welche Gefallen an der Sozialisationsinstanz des Militärs gefunden hatten, war es möglich, weiterführend die Laufbahn des Reserveoffiziers einzuschlagen bzw. diesen Versuch zu unternehmen, um eine weitere Statusaufwertung in der preußischen Gesellschaft zu erhalten.

Das, seit der Reformzeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts, überlieferte Einjährigen-Freiwilligen-Institut, welches durch Boyen 1814 im Zusammenhang mit der allgemeinen Wehrpflicht eingeführt wurde,³⁰⁶ galt nach Nipperdey als überlieferter preußischer Kompromiss zwischen Wehrpflicht und bürgerlicher Militärabneigung und kam nur denen zu Gute, welche über eine bestimmte Bildungsstufe verfügten,³⁰⁷ um dadurch einen Anspruch auf einen Berechtigungsschein zu haben. Wie weiter vorn in diesem Kapitel beschrieben galt dieser Kompromiss nur für diejenigen, welche die vorausgesetzte Einjährigen-Berechtigung erworben hatten und sich es auch wirtschaftlich leisten konnten das ‚Einjährig-Freiwilligen-Institut‘ in Anspruch zu nehmen.

Die Option, eines gebildeten jungen Mannes im Kaiserreich mit einem erworbenen Einjährigenschein, einer zwei-, später dreijährigen Dienstzeit durch eine einjährige zu entgegen darf nicht unberücksichtigt bleiben, da es sich dabei um eine attraktive Verkürzung der Dienstzeit handelte und es zugleich dem Berechtigungsscheininhaber ermöglichte, schnellstmöglich wieder in das zivile Berufsleben zurück zu kehren. Zweifellos waren demzufolge, neben dem in Aussicht stehenden Reserveoffizierpatent, weitere attraktive Aspekte an den Einjährigen-Berechtigungsschein geknüpft.

Es bestand eine starke Diskrepanz³⁰⁸ zwischen der Zahl der jungen Männer mit erworbenen Berechtigungsschein und der der tatsächlich einjährig-freiwillig Dienenden, auch wenn diese am Ende der wilhelminischen Zeit abnahm. Jenes Missverhältnis beruhte zum einen auf den mit der verkürzten Dienstzeit verbundenen Kosten und zum anderen auf dem, von der Ersatz-

³⁰⁶ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 68.

³⁰⁷ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 226 f.

³⁰⁸ Die Diskrepanz rührt aus den zu hohen finanziellen Aufwendungen durch die Familie für das Einjährigen-Freiwilligenjahr. In den Jahren 1906 wurden lediglich 31,59%, 1911 wurden 53,4% und im Jahre 1912 wurden 55,5% der gemusterten männlichen Reichsbevölkerung zum Einjährigendienst eingezogen. Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 57.

behörde auszustellenden notwendigen Tauglichkeitsattests, was vielen zumeist körperlich Schwachen verwehrt blieb.³⁰⁹ Dieses ärztliche Tauglichkeitsattest wurde nur denjenigen zuerkannt, welche eine bestimmte Größe, ein gewisses männliches Erscheinungsbild und einen sportlich trainierten Körper besaßen. Die Militärauglichkeit war nach dem zeitgenössischen Autor May allgemein bei ‚Städtern‘ und ‚Stadtgeborenen‘ niedriger als bei der Landbevölkerung.³¹⁰ Es bestand zwar eine Ausnahmeregelung, die die Generalkommandos ermächtigte, die anfallenden Unterhaltskosten für einkommensschwache Einjährige zu übernehmen, aber diese Regelung traf zwischen 1906 und 1910 nur für einen von 1000 aller reichsdeutschen Einjährigen, der somit ‚Staats- oder Königseinjähriger‘ wurde, zu und war damit verschwindend gering.³¹¹

Bis zu der Roon’schen Heeresreform Ende der 1860er Jahre, stellten die Einjährigen noch den Nachwuchs für die Subalternoffiziere der Landwehr, welche eigenständig neben den Linientruppen bestand.³¹² Im Kaiserreich hörte die Landwehr, als verkörpertes Bürgerheer neben dem Königsheer, auf zu existieren³¹³ und ab diesem Zeitpunkt stellten die Einjährig-Freiwilligen den Nachwuchs für das Reserveoffizierkorps.

Ob man dessen ungeachtet als Einjährig-Freiwilliger mit bestandener Offiziersprüfung und allen durchgeführten Übungen dann letztendlich auch zum Reserveoffizier ernannt wurde, hing gänzlich von der Wahl durch die aktiven Offiziere der jeweiligen größeren Einheit ab,³¹⁴ denn „das ‚Einjährige‘ wurde [...] eine Institution des mittleren, der ‚Reserveoffizier‘ eine des höheren Bürgertums.“³¹⁵ Dementsprechend verlief zumeist die Offizierwahl, um ärmere mittlere Bürger ausschließen zu können, denn es war von erheblicher Bedeutung für die soziale Stellung eines Mannes sowie für sein weiteres Leben und die damit verbundene Lebensführung im Kaiserreich, ob er Reserveoffizier wurde oder nicht. Weiterhin stellten die Reserveoffiziere ein wichtiges Bindeglied zwischen Militär und Gesellschaft dar.

Formal mussten gemäß einer zeitgenössischen Quelle die Einjährig-Freiwilligen-Aspiranten der Meldung bei der einzureichenden Bezirkskommission neben dem bereits erwähnten Berechtigungsschein (der die vorausgesetzte Bildungsstufe nachwies) ein

³⁰⁹ Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 57 f.

³¹⁰ Vgl. May, Konfessionelle Militärstatistik, S. 10 f.

³¹¹ Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 58.

³¹² Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 69.

³¹³ Vgl. ebd.

³¹⁴ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 230. Die formalen Voraussetzungen um Reserveoffizier zu werden waren die erworbene Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung und der anschließend durchgeführte einjährige Militärdienst mit eigener Ausrüstung.

³¹⁵ Ebd.

Geburtszeugnis, ein Unbescholtenheitszeugnis durch den Schuldirektor³¹⁶ oder die Polizeiobrigkeit und eine obrigkeitlich zu bescheinigende Erklärung des Vaters oder Vormundes über die bewilligte finanzielle Unterstützung für die einjährige aktive Dienstzeit des Sohnes hinzufügen.³¹⁷ Fehlte eine dieser Voraussetzungen (z. B. monetäre Unterstützung) oder konnte sie nicht nachgewiesen bzw. ihr nicht nachgekommen werden, war dem Bewerber schon vor der militärischen Tauglichkeitsuntersuchung der Weg zum einjährig-freiwilligen Dienst verschlossen.

Bei der Vorauswahl der Einjährigen zum Reserveoffizier spielten soziale und vermögensorientierte Kriterien eine schwerwiegende Rolle, so waren z. B. Juden und Sozialdemokraten v. a. in Preußen fast gänzlich von der Übernahme in die Reserveoffizierlaufbahn ausgeschlossen,³¹⁸ wozu ich im Gliederungspunkt 2.4 noch einmal exakter Stellung beziehen werde. In den Jahren zwischen 1906 und 1910 wurden immerhin fast 32 von Hundert und damit fast ein Drittel der einjährig Dienenden, Reserveoffizieraspiranten nach ‚überstandener‘ Vorauswahl.³¹⁹ Die Armee besaß mit der Offizierwahl im Regiment, als Pendant für aktive Offizieranwärter, ebenfalls ein wichtiges Kontrollinstrument, womit nahezu willkürlich über die *Würdigkeit der Portepeefähnriche* nach bestandenem Examen entschieden werden konnte, ob sie demnach geeignet waren Offiziere zu werden oder eben nicht.³²⁰ Schlussfolgernd lässt sich sagen, dass sich der Typ des Reserveoffiziers, der aus dem Einjährig-Freiwilligen hervorgegangen ist, im Großen und Ganzen dem des aktiven Offiziers angepasst hat und den Werten und Idealen der aktiven Offiziere sehr nahe stand. Es wurde bei weitem nicht jeder Einjährige als reserveoffizierfähig angesehen³²¹ und nur knapp ein Drittel erwarb das Reserveoffizierpatent.

Gemäß Frank Becker farbte die Bildung der Einjährig-Freiwilligen, welche zwar das Bindeglied zwischen Soldaten und Offizieren bildeten, aber gewissermaßen außerhalb der normalen militärischen Hierarchie standen, auf beide Gruppen, die der Mannschaften aber auch die der Offiziere ab. Demnach wurden die Mannschaften teils politisch, intellektuell oder auch mora-

³¹⁶ Für Schüler der höheren Schulen und aller militärberechtigten Lehranstalten. Vgl. Wenzel, Der Einjährig-Freiwillige und Offizier des Beurlaubtenstandes der Infanterie, S. 19.

³¹⁷ Vgl. ebd.

³¹⁸ Vgl. Ostertag, Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich 1871 bis 1918. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit, S. 287 f.

³¹⁹ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 230.

³²⁰ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 418 f.

³²¹ Vgl. Messerschmidt, Das preußisch-deutsche Offizierkorps 1850-1890, S. 38.

lich gehoben und die vorgesetzten Offiziere erhielten eine zivil-humane Nuance durch den Kontakt und die Interaktion mit den ‚Gebildeten‘.³²²

Etwas differenzierter argumentiert Karl Erich Born über die Privilegierung der Einjährigen. Er betrachtet diese als militärisch unzweckmäßig, da sie das Verhältnis zwischen ihnen und den anderen Wehrpflichtigen belasteten und die soldatische Kameradschaft in Mitleidenschaft zogen.³²³ „Außerdem hatte sie [die Privilegierung] das paradoxe Ergebnis, daß die Reserveoffiziere, die ja aus den Reihen der Einjährig-Freiwilligen rekrutiert wurden, weniger intensiv ausgebildet wurden als ihre künftigen Untergebenen.“³²⁴ Andererseits brachte der Reserveoffizier zumeist einen hohen Grad an Bildung mit und war davon abgesehen in der Lage, vorerst vorhandene Ausbildungslücken im Verlauf der zahlreichen Reserveübungen oder in Eigenregie zu schließen. Die zu Beginn vollständigere militärische Ausbildung genossen ohne jeglichen Zweifel die aktiven Offiziere. Die Bewährungsprobe und die eigentliche Befähigung im direkten Kampf- und Führungseinsatz zeigten die Reserveoffiziere (welche in der Regel nicht über den Dienstgrad eines Hauptmanns befördert wurden) schließlich im Ersten Weltkrieg. Schaut man sich als Maßstab für die erbrachte führerische Leistung die verliehenen Orden an, so entspricht der Ordensanteil (der Orden „pour le mérite“ als höchste deutsche Auszeichnung sowie den bayrischen Militär-Max-Joseph-Orden und den Königlich Sächsischen Militär-St. Heinrich-Orden) auf der Ebene der Leutnante und Sekondeleutnante, d. h. der eigentlichen Frontoffiziere in etwa dem Gesamtanteil der Reserveoffiziere im kaiserlichen Offizierkorps.³²⁵ Daraus lässt sich schlussfolgern, dass die Nichtaktiven „militärische Leistungsträger waren und – unter Berücksichtigung ihrer relativ kurzen Ausbildungszeiten – die aktiven Offiziere voll ersetzten.“³²⁶

3.2 Veränderungen durch die Roon'sche Heeresreform

Die allgemeine und gleiche Wehrpflicht bestand Ende der 1850er Jahre zunehmend nur noch als ein übrig gebliebener Schein seiner selbst, denn die jährliche Einstellung von gerade einmal 40 000 Rekruten, bei einer Bevölkerungsverdoppelung seit Ende der Befreiungskriege wurde dieser nicht entsprechend angepasst, was dazu führte, dass mehr als ein Drittel des

³²² Vgl. Becker, Die Einigungskriege in der Öffentlichkeit Deutschlands 1864-1913, S. 193 f.

³²³ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 69.

³²⁴ Ebd.

³²⁵ Vgl. Ostertag, Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich 1871-1918. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit, S. 292 ff.

³²⁶ Ostertag, Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich 1871-1918. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit, S. 296.

Jahrgangs völlig dienstfrei blieb.³²⁷ Auch wenn Manfred Messerschmidt sogar davon ausgeht, dass ganz und gar lediglich die Hälfte aller Dienstpflichtigen bis 1858 erfasst wurde (vgl. Kapitel 3.1), wird gemäß von Freytag-Loringhoven sowie Messerschmidt die Kritik an einer Wehrungerechtigkeit³²⁸ in dieser Zeit laut. Diese von staatlicher Seite verschuldete und hauptsächlich aus finanziellen Gründen bestehende *Wehrungerechtigkeit*³²⁹ in Preußen galt es u. a. durch die Roon'sche Reform³³⁰ nach überstandener, gescheiterter 48er Revolution zu beseitigen. Die preußische Heeresreform rief ab den späten 1850er Jahren enorme Reibungen auf, die zunächst zu einer Machtprobe und später ab September 1862 zu einem regelrechten Verfassungskonflikt zwischen bürgerlichem Parlamentarismus³³¹ und spätabsoolutistischen autoritären Militärstaat anwuchs und in einer Krise endete.³³² Roon selbst beschrieb in einem Brief an seinen Freund Perthes, kurz vor seinem Amtsantritt Ende 1859 die Priorität der Reform: „Das Reformwerk ist eine Existenzfrage für Preußen, es muß vollbracht werden.“³³³ Roon legte am 10.02.1860 dem Abgeordnetenhaus einen Gesetzesentwurf vor, nachdem statt der bisherigen 40 537 eingestellten Rekruten des Jahres 1858, künftig 63 000 Männer jährlich einzuziehen seien, wodurch die Wehrungerechtigkeit gemindert werden würde³³⁴ aber wohl vorrangig die Friedenspräsenzstärke erhöht und damit die militärischen Machtmittel des Staates gestärkt werden sollten.³³⁵

³²⁷ Vgl. Von Freytag-Loringhoven, Was danken wir unserem Offizierkorps? Zwei Jahrhunderte seiner Geschichte, S. 64.

³²⁸ Denn „[d]ie allgemeine Wehrpflicht hat ihre Bedeutung nicht allein in der patriotischen Beteiligung Aller an der ehrenvollen Aufgabe, für die höchsten Güter der Nation einzutreten, sondern sie ist auch in sofern eine allgemeine, als sie eine für Alle gleiche sein und die aus derselben für die Einzelnen erwachsenden Lasten auf möglichst Viele gleichmäßig vertheilen soll.“ Ohne Name (wahrscheinlich von einem aktiven Offizier), Die preußische Heeres – Reform, S. 13.

³²⁹ Selbst die für Preußen festgelegte Friedenspräsenzstärke wurde aus größtenteils finanziellen Gründen nicht erreicht. Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 253.

³³⁰ Benannt nach dem späteren Kriegsminister (seit dem 30. November 1859) und preußischen Ministerpräsidenten und Generalfeldmarschall (seit 1873) Albrecht von Roon *1803 - †1879. Vgl. Hübner, Roon - Glaube und Soldatentum, S. 277.

³³¹ Vertreten durch mittelständische, liberale Gruppen, bestehend aus dem wirtschaftlich erfolgreichen Industriebürgertum sowie den ‚fortschrittlichen‘ Geschäftsleuten, Handwerkern und Beamten, die politische Ansprüche anmeldeten. Vgl. Wehler, Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918, S. 30 f.

³³² Vgl. Wehler, Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918, S. 31.

³³³ Zitat aus einem Brief an Roons Freund Perthes von 1859, zitiert nach: Hübner, Roon – Glaube und Soldatentum, S. 92.

³³⁴ Bzw. wieder ungefähr auf den Stand von 1815 zurückgeführt werden sollte. Vgl. Walter, Preußische Heeresreformen 1807-1870, Bd.16, Militärische Innovation und der Mythos der ‚Roonschen Reform‘, S. 471

³³⁵ Die Berechnung Roons bezüglich der Aushebungsziffer beruhte auf 40% aller verfügbaren Männer, die pro Jahrgang im Schnitt bei 155 650 lagen, woraus sich 63 000 ergaben. Vgl. Jany, Die Königlich Preußische Armee und das Deutsche Reichsheer 1807 bis 1914, S. 214.

Weiterhin sollte nach dem Entwurf an der viel kritisierten dreijährigen Dienstpflicht für die Rekruten festgehalten werden.³³⁶ Zunächst einmal verweigerte die Parlamentsmehrheit dem Reformwerk des Kriegsministers die gesetzliche Anerkennung³³⁷ und es bedurfte seiner Durchführung der Entschlossenheit des im September 1862 berufenen preußischen Ministerpräsidenten Otto von Bismarcks (*1815 - †1898),³³⁸ nach dessen Meinung die Zeichen der Zeit daraufhin deuteten, „daß der Augenblick nahe war, wo die Frage der deutschen Zukunft ‚durch Eisen und Blut‘ entschieden werden mußte.“³³⁹ Roon war zutiefst überzeugt von der Notwendigkeit dieser Armee-Reorganisation und schrieb am 1. April 1862 in einem Brief an seinen Freund Perthes: „Die Armee-Reorganisation muß ihrem innersten Wesen und Leben nach erhalten werden. Darüber sind wir einig, hie und dort... denn mit dem Ruin der Armee-Gesinnung wird Preußen roth, und die Krone rollt in den Koth...“³⁴⁰ Da der Landtag die Etatvorlage für Heeresausgaben sowie die Heeresvorlage Roons blockierte, wurde er am 27. Mai 1863 vorerst vom König geschlossen, jedoch nicht aufgelöst.³⁴¹

Die von Roon anvisierte Militärvorlage wurde dennoch, selbst nach dem gewonnen deutsch-dänischen Krieg von 1864 und den damit verbundenen Sieg der Armee, bis in das Jahr 1865 im Abgeordnetenhaus abgelehnt.³⁴² Die Sternstunde Bismarcks trat v. a. mit dem durch ihn maßgeblich vorangetriebenen und auch gewonnenen Krieg 1866 gegen Österreich in der entscheidenden Schlacht vom 3. Juli desselben Jahres bei Königgrätz ein und nach den am selben Tag stattfindenden Landtagswahlen³⁴³ wurde selbige Wahl zugunsten der konservativen Partei entschieden.³⁴⁴ Die nun vorliegende, stark veränderte Konstellation, im preußischen Abgeordnetenhaus brachte, dank der ‚bismarckfreundlichen‘ liberal-konservativen Mehrheit, am 3. September 1866 eine Indemnitätsvorlage, nach welcher die

³³⁶ Vor allem der Prinzregent von Preußen Prinz Wilhelm, einer der energischsten Verfechter der Heeresreform, der 1858 das oberste Staatsamt für seinen erkrankten Bruder König Friedrich Wilhelm IV. übernahm und sich im Januar 1861 zum preußischen König Wilhelm I. krönen ließ, hielt aufgrund der gemachten Erfahrungen unbeugsam an der dreijährigen Dienstzeit fest. Vgl. Jany, Die Königlich Preußische Armee und das Deutsche Reichsheer 1807 bis 1914, S. 215.

³³⁷ Hauptsächlich wegen dem unbedingten Festhalten an der dreijährigen, anstatt wie von den Liberalen geforderten zweijährigen Dienstpflicht der einberufenen Rekruten in der Linie. Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 263.

³³⁸ Vgl. Jany, Die Königlich Preußische Armee und das Deutsche Reichsheer 1807 bis 1914, S. 215.

³³⁹ Ebd.

³⁴⁰ Hübner, Roon – Glaube und Soldatentum, S. 123.

³⁴¹ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 277.

³⁴² Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 289.

³⁴³ Welche abgeschlossen waren, bevor das Telegramm des Triumphes der Schlacht eintraf. Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 298 f.

³⁴⁴ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 298 ff.

Regierung um eine nachträgliche Zustimmung ihrer Ausgabenpolitik seit 1862 bat, durch.³⁴⁵ Dadurch wurde die jahrelange Verletzung des Budgetrechts für die Heeresausgaben aufgehoben und offiziell der Roon'schen Reform rückwirkend durch den preußischen Landtag zugestimmt.

Die einschlägigsten Veränderungen infolge der Heeresreform sahen schließlich wie folgt aus: Die Aushebungsquote von rund 63 000 Mann bei dreijähriger Dienstzeit wurde durchgesetzt. Damit „rangierte der Hohenzollernstaat in den 1860er Jahren mit der relativen Ausschöpfung seiner Wehrkraft in der Tat weit vorn.“³⁴⁶ im Gegensatz zu seinen potentiellen Kriegsgegnern.³⁴⁷ Dadurch vermehrte sich die Kriegstruppenstärke des preußischen Heeres³⁴⁸ von allesamt 532 700 Soldaten vor und 634 400³⁴⁹ Mann nach der Reorganisation von 1862.³⁵⁰ Es galt infolge der Heeresverstärkung dementsprechend gleichsam das Offizierkorps zu verstärken. Auch wenn Roon eine Vergrößerung um 1345 Offiziere anstrebte, stieg die Größe des preußischen Offizierkorps immerhin um 1202 Offiziere auf insgesamt etwa 8800 im Jahre 1866 an.³⁵¹ Das brachte gute Aussichten u. a. auf eine schnelle Beförderung mit sich, was vermehrten Zudrang bewirkte und einige Landwehroffiziere (die in der Regel Offiziere des Beurlaubtenstandes, d. h. Reserveoffiziere waren) zum Übertritt in das aktive Korps bewegte.³⁵² Die Sozialisation innerhalb des Offizierkorps nach der Heeresvergrößerung sorgte zunächst dafür, dass sich auch das Selbstverständnis dieser zumeist aus dem Bürgertum stammenden Offiziere kaum von dem ihrer adligen Kameraden unterschied, womit man von einer ‚Militarisierung‘ der neuen bürgerlichen Gruppe von Offizieren sprechen kann.

Der König schärfte seinen Regimentskommandeuren trotz erhöhtem Bedarf als Berücksichtigung für die Offizierwahl ein, darauf zu achten, den alten, strengen Grundsätzen

³⁴⁵ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 300.

³⁴⁶ Walter, Preußische Heeresreformen 1807-1870, Bd.16, Militärische Innovation und der Mythos der ‚Roonschen Reform‘, S. 472.

³⁴⁷ Denn abgesehen von Großbritannien, das keine Wehrpflicht besaß, zog Österreich in den vier Kriegsjahren vor Königgrätz 25-27% einer Altersklasse, Frankreich ca. 30% und Russland nicht einmal 15% aller Angehörigen eines Altersjahrganges ein. Im Vergleich dazu wurden in Preußen 40% eingezogen. Vgl. Walter, Preußische Heeresreformen 1807-1870, Bd.16, Militärische Innovation und der Mythos der ‚Roonschen Reform‘, S. 471 f.

³⁴⁸ Die Friedenspräsenzstärke betrug nach den neuen Aushebungsziffern etwa 212 000 Mann, was einschließlich der Offiziere und Unteroffiziere ca. 1,1% der Bevölkerung Preußens entsprach, statt der bisherigen 151 000 Soldaten (0,8% der preußischen Bevölkerung) nach der alten Friedenspräsenzstärke. Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Erster Teil, S. 183.

³⁴⁹ Wobei 32 Infanterie-, 10 Kavallerie- und 4 Garderegimenter neu aufgestellt und daneben die Artillerie und die Pioniere völlig neu geordnet wurden. Vgl. Hübner, Roon – Glaube und Soldatentum, S. 93.

³⁵⁰ Die Zahlen gliedern sich in Feldtruppen, Ersatztruppen und Besatzungstruppen. Vgl. Jany, Die Königlich Preußische Armee und das Deutsche Reichsheer 1807 bis 1914, S. 228.

³⁵¹ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Erster Teil, S. 183.

³⁵² Vgl. Jany, Die Königlich Preußische Armee und das Deutsche Reichsheer 1807 bis 1914, S. 228.

treu zu bleiben, nach denen entscheidend für die Würdigkeit eines Aspiranten, „Liebe, Anlage und Eifer für den militärischen Beruf, Gefühl für die Bedeutung und Ehre des Standes, Empfänglichkeit für den Geist, der dem preußischen Offizierkorps von alters her eigen ist und der ihm auch ferner eigen bleiben soll“,³⁵³ entscheidend seien. Die Landwehr verlor ihre alte Stellung innerhalb der Wehrorganisation als gleichwertiges und ‚bürgerliches Pendant‘ zur Linie, das Landwehroffizierkorps verschwand und der Reserveoffizier wurde zum Produkt der Linie.³⁵⁴

Neben der Vermehrung der Truppenstärke, waren technische Erneuerungen, wie die Einführung des, von Dreyeses entwickelten Zündnadelgewehrs und die teilweise Anwendung von Geschützen mit gezogenem Lauf in der Artillerie³⁵⁵ sowie die Verwendung der Eisenbahn³⁵⁶ zum schnellen Truppentransport bzw. zur gezielten Truppenverlegung und für Nachschubzwecke unabdingbare Faktoren, die letztlich auch die beiden gewonnenen Kriege (deutsch-dänischer und deutsch-österreichischer Krieg) immanent beeinflussten.

Die Armee der Einigungskriege war die Armee der Roon’schen Reform, nach der drei Jahre in der Linie, vier Jahre in der Reserve und fünf Jahre in der Landwehr gedient wurde. Somit verfügte die Feldarmee nach der Reform nur noch über sieben Jahrgänge, wurde also gegenüber den zwölf Jahren vor der Reform erheblich verjüngt, was aber durch die Aufstellung der neuen Infanterie- und Kavallerieregimenter mehr als aufgefangen wurde.³⁵⁷ „Das preußisch-deutsche Wehrsystem von 1870/71 bildet [somit nach Abschluss der Roon’schen Heeresreform] eine Synthese, in der das Konzept der Nationalbewaffnung als These ‚aufgehoben‘ ist, und zwar, wie bei Hegel, in der dreifachen Bedeutung dieses Begriffes: aufgehoben im Sinne von ‚überwunden‘, aber gleichzeitig auch im Sinne von ‚bewahrt‘ und von ‚heraufgehoben‘, das heißt in eine Existenzform gebracht, die der ursprünglichen Form zu einer neuen, gesteigerten und verbesserten Qualität verhilft.“³⁵⁸ Roon wurde letztendlich ein gehöriger Verdienst an der Reichseinigungsleistung durch die bürgerliche Öffentlichkeit zugeschrieben.³⁵⁹ Dies

³⁵³ Ebd.

³⁵⁴ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Erster Teil, S. 183.

³⁵⁵ Die Einführung der Geschütze mit gezogenem Lauf der Firma Krupp hatte einen schweren Start in Preußen und verlief schleppend seit dem Jahre 1859 an, doch schon in Königgrätz zeigte sich der wahre Wert der bis dato angeschafften gezogenen Gussstahlgeschütze. Vgl. Walter, Preußische Heeresreformen 1807-1870, Bd.16, Militärische Innovation und der Mythos der ‚Roonschen Reform‘, S. 591 ff.

³⁵⁶ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 294.

³⁵⁷ Vgl. Messerschmidt, Das preußische Militärwesen, S. 392.

³⁵⁸ Becker, Synthetischer Militarismus, Die Einigungskriege und der Stellenwert des Militärischen in der deutschen Gesellschaft, S. 130.

³⁵⁹ Vgl. Becker, Militärpolitik und Militarismus in Deutschland und Frankreich 1870 – 1914, S. 160.

wurde des Öfteren in der Forschung, z. B. durch Ute Frevert, als ‚Verbeugung vor dem Erfolg‘ bewertet.³⁶⁰

3.3 Unterschiede zwischen Offizieren und Reserveoffizieren

„Der Habitus eines jeden Offiziers [d. h. auch Reserveoffiziers] war durch Erziehung, Bildung und berufliche Sozialisation bedingt. Demzufolge beeinflusste die soziale Herkunft sehr wohl die kulturellen Orientierungen des einzelnen bürgerlichen Offiziers, auch wenn sie von beruflichen – einschließlich scheinbar ‚adligen‘, preußisch-militärischen – Vorstellungen modifiziert oder ergänzt wurden.“³⁶¹ Führt man diesen Gedankengang weiter, so muss es zwangsläufig zu unterschiedlichen Interessen und Ansichten, aber auch zu variierenden Leistungen zwischen den Offizieren und wiederum zusätzlich zwischen Offizieren und Reserveoffizieren gekommen sein, was die nachstehende zeitgenössische Quelle wie folgt schildert: „Selbst wenn man davon absieht, daß der Berufssoldat naturgemäß mehr an seiner Förderung interessiert sein sollte, wird man in diesen Unterbrechungen eine erhebliche Erschwerniß bezüglich der Heranbildung der Offizieraspiranten des Beurlaubtenstandes erkennen, welche zwischen der Erledigung ihrer einjährigen Dienstpflicht und ihrer Uebungen als Unteroffizier und Vizefeldwebel sich doch voll ihrem Zivilberuf hinzugeben und in einem ganz anderen Gesichtskreis zu bewegen genöthigt sind; das gilt gerade von den besten Elementen. Aus alledem geht hervor, daß die Anforderungen an die Eignung zum Offizier des Beurlaubtenstandes hinter denjenigen zum Offizier des Friedensstandes zurückstehen müssen.“³⁶² Der Historiker Ehrhardt Bödecker relativiert die eingeräumten Unterschiede zwischen Offizieren und Reserveoffizieren und schreibt über den Reserveoffizier, er hätte Führungsverhalten, Eigenständigkeit und Fürsorgeverhalten für die Untergebenen erlernt, da er dem gleichen ‚esprit de corps‘ (d. h. ‚Offizierkorpsgeist‘) wie der aktive Offizier unterlag.³⁶³ Ein zeitgemäßer Autor pflichtet Bödecker bei und führt an, dass die größtenteils mit ihrem Regiment eng verbundenen Reserveoffiziere, den aktiven Kameraden vielfach genützt haben, da den aktiven Offiziere hilfreich durch sie und ihren Verkehr mit anderen Berufsständen und deren Auffassungen der Gefahr ‚geistiger Einseitigkeit‘ vorgebeugt wurde.³⁶⁴

³⁶⁰ Vgl. Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 193 ff.

³⁶¹ Stoneman, Bürgerliche und adlige Krieger: Zum Verhältnis von sozialer Herkunft und Berufskultur im wilhelminischen Armee-Offizierkorps, S. 35.

³⁶² Von Janson, Der junge Infanterieoffizier und seine taktische Ausbildung, S. 207.

³⁶³ Vgl. Bödecker, Preußen und die Wurzeln des Erfolgs, S. 328.

³⁶⁴ Vgl. van den Bergh, Das Deutsche Heer vor dem Weltkriege, S. 138.

Für aktive sowie für Reserveoffiziere, die auch Offiziere des Beurlaubtenstandes genannt wurden, galten in Preußen dennoch dieselben *Berufspflichten*, d. h. Verbindlichkeiten, die beim Eintritt in den Wirkungskreis der Militärelite übernommen wurden und wesentlich das spätere Verhältnis des Offiziers zur Truppe betrafen.³⁶⁵ Es wurde somit keine Ausdifferenzierung, in dem Fall Anpassung der Anforderungen für die Reserveoffiziere, abweichend von denen der Offiziere trotz stark abweichendem Lebenslauf und Ausbildungsgang, vorgenommen.

Zu den Berufspflichten der Offiziere und Reserveoffiziere im Kaiserreich zählte nach Angabe eines preußischen Oberst kurz nach der Jahrhundertwende:

1. Die Stählung des Körpers, welche zusätzlich eine vernünftige und nüchterne Lebensweise beinhaltete, sollte u. a. durch Reiten, Turnen, Fechten, Schießen, Schwimmen und Jagen erreicht werden.
2. Das Studium des Offiziers mit wissenschaftlicher Fachbildung und allgemeiner Bildung. „Es hat die allgemeine Bildung des Offiziers, mehr denn je in heutiger Zeit, noch besonderen Wert erhalten, indem sie ein nicht hoch genug zu schätzendes Hilfsmittel bildet für den Verkehr im öffentlichen Leben zur Erhaltung und Hebung seiner viel angefeindeten Stellung im Staat und in der Gesellschaft.“³⁶⁶ Gerade mit der allgemeinen Bildung des Offiziers wird ein als bürgerlich zu bezeichnender Wert besonders betont und die Bildung im Humboldtschen Sinne als ganzheitliche Persönlichkeitsentwicklung und Erreichen einer bestimmten Handlungsfähigkeit bekommt dadurch eine herausgehobene Stellung. Die Möglichkeiten der Bildung als dialektischen Prozess erkennt der zeitgenössische Autor sehr präzise, indem er die Auseinandersetzung mit der Welt, durch den Verkehr im öffentlichen Leben mit Hilfe der durch die Bildung erreichten erhöhten Handlungskompetenz, erleichtert sieht.
3. Die Ausbildung des Charakters und Beherrschung des eigenen Temperaments. „Mit der Ausbildung des Körpers und Geistes muß die des Charakters und die Zügelung des Temperaments gleichen Schritt halten.“³⁶⁷
4. Die Erhaltung der militärischen Manneszucht und des Offiziers als Träger und Verfechter derselben.

³⁶⁵ Vgl. Schaible, Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers, S. 96.

³⁶⁶ Schaible, Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers, S. 111.

³⁶⁷ Schaible, Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers, S. 112.

5. Die Achtung der Autorität der Vorgesetzten, zum einen die gesetzliche Autorität, welche durch die zuständige Dienstgewalt begrenzt und geordnet ist und zum anderen die persönliche Autorität, welche „durch die geistige Befähigung und sittliche Vervollkommnung des Vorgesetzten bedingt [ist].“³⁶⁸
6. Die Einnahme der Stellung des Offiziers als Lehrer und Erzieher im Allgemeinen. Die Position des Lehrers und Erziehers für seine unterstellten Soldaten nahm der Offizier, der höhere Ziele durch Ideale geleitet verfolgte, ein. „Es geht hieraus die große Wichtigkeit hervor, welche der Beruf des Offiziers für das Volkswohl zu erfüllen hat, sowie die Höhe seiner ethischen Bedeutung für die großen Kulturaufgaben des Staates.“³⁶⁹
7. Die Einnahme der Rolle des Offiziers als Lehrer und Erzieher in Ausübung seines Dienstes im Besonderen. „Bei Leitung und Beaufsichtigung des Dienstes muß er sich klar sein über seine Abhängigkeit von den allgemein gegebenen Anordnungen und den Absichten seiner Vorgesetzten, wie über die ihm gelassene Freiheit im Einzelnen, welche ihm gestattet die Wege und die Form zu wählen.“³⁷⁰ Das heißt, dass der Offizier seine Untergebenen unter Berücksichtigung allgemeingültiger Vorschriften und Anordnungen sowie erhaltener Befehle von Vorgesetzten, ausbilden und sozialisieren konnte, in der Form, die ihm jeweils als die am besten geeignete erschien.
8. Die militärische Strenge im Sinne des Nachdruckes der Auffassung aller dienstlichen Belange und die Anwendung von Strafen bei Unrecht oder Verfehlung.
9. Der Schutz vor Missbrauch der eigenen Dienstgewalt sowie der Misshandlung Untergebener und
10. die Anwendung von Lob, Belohnung und Tadel.³⁷¹

Aus diesem an den Offizier gerichteten hohen Anspruch in Verbindung mit den vorgegebenen Standes- und Berufspflichten, entstanden die spezielle Bedeutung und das gewisse Berufsverständnis des Offiziers in der preußischen Gesellschaft. Danach verwundert es nicht, dass 1901 ein preußischer Oberst, außer Dienst, schreibt: „[...] der Offizierstand ist ein Ehrenstand, [...] weil in ihm allein die Ehre jedes Mitgliedes streng überwacht und mit der genauesten Pflichterfüllung, und zwar von der anscheinend kleinsten bis zur Treue in den Tod, als höchstes Gut verbunden ist, die Pflichterfüllung aber durch die Schädigung des hohen Zwecks der Strafe

³⁶⁸ Schaible, Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers, S. 124.

³⁶⁹ Schaible, Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers, S. 132.

³⁷⁰ Schaible, Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers, S. 136.

³⁷¹ Vgl. Schaible, Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers, S. 96 ff.

sofort verfallen muß. Das hat zur Folge, daß ihm alle rechtlich Denkenden die wahre Achtung nicht versagen, welche eine Hauptbedingung bildet für die erfolgreiche Lösung seiner großen rein militärischen wie allgemein erzieherischen Aufgaben und Zwecke.“³⁷² Das Offizierkorps sah sich demnach definitiv als eigenen ‚Stand‘, ob jedoch damit auch die Mehrheit der preußischen Gesellschaft konform ging, werde ich in Kapitel 5 eingehend erläutern. Der innere Charakter dieses ‚Offiziersstandes‘ wandelte sich im Laufe der Geschichte, v. a. seit den preußischen Reformen zunehmend, von den adligen Werten der Herkunft, des Anspruchs und der Ehre, hin zu den bürgerlichen Werten mit dem Leistungsprinzip, dem Prinzip der bürgerlichen Öffnung und der Kommunikationsfähigkeit.

Zahlenmäßig überwogen im Kaiserreich eindeutig die Reserveoffiziere die aktiven Offiziere, so gab es im Kriegsjahr 1914 alles in allem etwa 120 000 Reserveoffiziere, welche dem aktiven Offizierstand mit einem Zahlenverhältnis von knapp vier zu eins überlegen waren.³⁷³ Zudem ergibt sich die Frage; wer denn nun die preußische Gesellschaft dieser Zeit mehr geprägt hat – entweder die relativ geringe Anzahl der aktiven Offiziere, bei denen je weiter die Zeit im Kaiserreich fortschritt, desto höher der Anteil der bürgerlichen Offiziere wurde, oder die weitaus größere Anzahl an Reserveoffizieren, welche für sich selbst festlegten, inwieweit sie ihr Reserveoffizierpatent als Prestigesymbol oder als militaristisches Mittel auslebten? Eine klare Trennung bei der Frage nach der Sozialisation (insbesondere Militarisation) durch das Reserveoffizierpatent muss wohl bei den Reserveoffizieren gemacht werden, die ihr Patent ausschließlich aus Prestigedenken erworben haben, um ihre gesellschaftliche Stellung aufzuwerten. Diese Frage werde ich ausgiebig versuchen in Kapitel 5.5 zu beantworten.

Betrachtet man nun die Familienherkunft des Nachwuchses im aktiven Offizierkorps, welche ich künftig als Kriegsschüler zusammenfassend bezeichne, sollen zur Visualisierung der Herkunftsentwicklung die Jahre 1888, 1905 und 1913 zugrunde gelegt werden, in denen sich die Werte wie folgt verhielten:

³⁷² Schaible, Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers, S. 29.

³⁷³ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 231.

Stand des Vaters	1888	1905	1913
Offizier	30,5	27,9	23,7
Höhere Beamte ³⁷⁴	28,2	34,3	39,1
Gutsbesitzer	17,6	10,3	9,1
Gutspächter und –verwalter	2,4	3,1	2,4
Kaufleute und Fabrikbesitzer	9,5	15,4	15,6
Subalternbeamte und Unteroffiziere	7,1	4,8	4,2
Sonstige Private	4,9	4,1	6,0
Gesamtzahl der Kriegsschüler	833	958	1175

Tabelle 1: Aufgliederung der sozialen Herkunft der Kriegsschüler in Prozent (gerundet)³⁷⁵

Der Offiziersnachwuchs rekrutierte sich in der Regierungsperiode von Wilhelm II. zwischen 1888 und 1913, wie hier in der Tabelle dargestellt, immer weniger aus Offizierfamilien, d. h. dass die Selbstrekrutierung abnehmend war. Ebenso nahm der Nachwuchs der Kriegsschüler aus Gutsbesitzern prozentual fast um die Hälfte ab. Dagegen stiegen die Zahlen der Söhne aus dem höheren Beamtentum seit 1888 signifikant an, bis sie schließlich im Jahre 1913 klar die dominierende Stellung einnahmen. Die Kaufleute und Fabrikbesitzer konnten ebenfalls einen stetigen Anstieg am Offiziersnachwuchs aus ihren Reihen verbuchen.

Neben der Herkunft des Offiziersnachwuchses nennt Heiger Ostertag noch ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal innerhalb der Reihen der aktiven Offiziere im Kaiserreich. Er spricht von einem sich entwickelnden ‚Zweiklassensystem‘ innerhalb des Korps:³⁷⁶ „Offiziere, die finanziell gesichert, alles mitmachen konnten, und die schlechter gestellten, denen die Teilhabe an den allgemeinen Vergnügungen die Existenzmittel für den Normalalltag raubten.“³⁷⁷ Das Offiziersgehalt setzte sich aus einer Art Grundgehalt (dem so genannten Servis), vergleichbar dem der Beamten sowie ab 1873 aus einem Wohnungszuschuss, den Dienst- und extraordinären Zulagen zusammen, wobei das Offiziergehalt alles in allem in ungefähr dem Niveau der Beamtengehälter entsprach,³⁷⁸ d. h. dass bspw. das Gehalt der Leutnante etwa dem

³⁷⁴ Wobei zu der Kategorie der höheren Beamten auch Geistliche, Rechtsanwälte, Zivil- und Militärärzte sowie Professoren zählten.

³⁷⁵ Die, in der von mir abgewandelt erstellte Tabelle angegeben Prozentzahlen, ergeben sich, indem man die von Demeter genannten absoluten Zahlen pro Sparte, zu der Gesamtanzahl der Kriegsschüler des jeweiligen Jahres ins Verhältnis setzt. Vgl. Demeter, Das Deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat 1650-1945, S. 22.

³⁷⁶ Vgl. Ostertag, Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich 1871 bis 1918. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit, S. 60.

³⁷⁷ Ebd.

³⁷⁸ Die Offiziere waren allerdings von Kommunalauflagen befreit und mussten ebenfalls als Mitglieder der Militärgemeinden keine Kirchensteuer zahlen. Vgl. Ostertag, Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich 1871 bis 1918. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit, S. 61 f.

der niederen Beamten, das Gehalt der Hauptleute dem der mittleren Beamten und das Gehalt der Stabsoffiziere etwa dem der höheren Beamten gleichkam. Erhebliche Gehaltsunterschiede innerhalb der gleichen Besoldungsgruppe ergaben sich zudem aus Verschiedenheit der Servisklassen, welche aufgrund der Lage des Standortes eingeordnet war.³⁷⁹ So war selbst die Dienstgradgruppe der Leutnante hoffähig am Hof Wilhelm II., womit eine Reihe von Extraausgaben verbunden war, die selbst durch die höchste Servisklasse kaum abgedeckt wurde.

Bei der nicht unerheblichen Frage nach der sozialen Zusammensetzung des preußischen Reserveoffizierkorps des Heeres, ergaben sich laut Hartmut John als Beispiel für das Jahr 1905, da leider keine weiteren Untersuchungsjahrgänge vorlagen, folgende Ergebnisse für die Herkunft:

Herkunft des Reserveoffiziers (Heer)	Jahr 1905
Höhere Beamte	45,1
Mittlere Beamte	13,2
Gutsbesitzer, -verwalter, -pächter und Domänenverwalter sowie Schüler landwirtschaftlicher Schulen	13,3
Kaufleute, Unternehmer, Fabrikanten	13,8
Selbstständige Akademiker ³⁸⁰	10,7
Privatbeamte ³⁸¹	3,0
Pensionäre sowie Privatiers	1,2
Gesamtzahl der Reserveoffiziere	20 548

Tabelle 2: Soziale Zusammensetzung des preußischen Reserveoffizierkorps in Prozent (gerundet)³⁸²

Bei den vorliegenden Daten zeichnet sich für das Jahr 1905 ein signifikantes Übergewicht der höheren, d. h. akademisch gebildeten Beamtenschaft im Reserveoffizierkorps ab. Diese Über-

³⁷⁹ Vgl. Preußischer Stabsoffizier (H. v. M.), Der deutsche Officier. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr, S. 78 f. So war die Servisklasse für Berlin etwa 400-500 Mark höher als die nächst niedrigere, da Offiziere in Berlin viele gesellschaftliche Verpflichtungen hatten, die andere Offiziere gleichen Dienstgrades in kleinen Garnisonsstädten bspw. nicht in dem Umfang zu bewältigen hatten.

³⁸⁰ Dies waren u. a. Ärzte, Apotheker, Rechtsanwälte, Architekten und Ingenieure.

³⁸¹ Darunter fallen alle in Handel-, Dienstleistungsgewerbe und Industrie tätige Privatangestellte.

³⁸² Die gezeichnete Tabelle stellt Auszüge bzw. die Konzentration auf das Wesentliche aus John's Tabelle, in unserem Fall das preußische Reserveoffizierkorps insgesamt, dar. Gemäß Hartmut John wurden diese Daten, die soziale Herkunft der preußischen Reserveoffiziere betreffend, erstmals für das Jahr 1905 erhoben. Des Weiteren existieren amtliche, halbamtliche oder private statistische Erhebungen über die gesellschaftliche Struktur des Reserveoffizierkorps allem Anschein nach vor 1914 nicht. Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 264 ff.

legenheit der Söhne der höheren Beamten lag auch schon bei dem Offiziersnachwuchs des aktiven Offizierkorps (1905) vor, wenn auch nicht mit gleich starker Dominanz. Nimmt man die Werte für die höheren und mittleren Beamten zusammen, so rekrutieren sich mehr als die Hälfte der Reserveoffiziere im Jahre der Datenerhebung aus diesem Milieu und hatten demnach einen entsprechenden Prägecharakter als sozialer Hauptpfeiler des wilhelminischen Reserveoffizierkorps zusammen mit der reichsdeutschen Großbourgeoisie,³⁸³ inne. Die zahlenmäßige Vertretung der Gruppe der Gutsbesitzer, -pächter und -verwalter sowie der Kategorie der Kaufleute und Fabrikanten sind im Offizier- wie auch im Reserveoffizierkorps zumindest für das Jahr 1905 fast identisch, d. h. es gab durchaus Vergleichbarkeiten in der sozialen Zusammensetzung der aktiven und nicht aktiven Offiziere. „Dennoch besaß das Reserveoffizierkorps, bei aller Vergleichbarkeit in den Kriterien Herkunft sowie der inneren Haltung, ein qualitativ höheres Niveau als die Aktiven. Die Schulbildung war im Schnitt besser, viele Akademiker gehörten zum ‚Beurlaubtenstand‘.“³⁸⁴

Es gab bis 1914 vereinzelte, vor Bürgerlichen abgeschottete Regimenter, so genannte Traditionsregimenter, die neben adligen aktiven Offizieren auch adlige Reserveoffiziere einstellten, wo sich als Beispiel das 1. Garde-Drägoner-Regiment Königin Viktoria und das 1. Garde-Ulanen-Regiment Potsdam nennen lassen.³⁸⁵

„Da das Offizierkorps wegen der herausragenden Rolle, welche die Armee im preußischen Geschichtsbild und im preußischen Staat spielte, und wegen des hohen Adelsanteils ein großes Sozialprestige besaß, erhöhte der Rang eines Reserveoffiziers den gesellschaftlichen Status seiner Inhaber.“³⁸⁶ Diese Aufwertung der eigenen Stellung und des damit verbundenen Ansehens innerhalb der Gesellschaft durch das Reserveoffizierspatent ist ein Anhaltspunkt der sozialen Mobilität innerhalb Preußens und des gesamten Deutschen Reiches. Ute Frevert sah den Reserveoffizier als wichtigstes Scharnier im Verhältnis zwischen Militär und Bürgertum an, da er zur neuen bürgerlichen Identifikationsfigur emporstieg.³⁸⁷ Die vom Aspiranten zu erbringende Eigenleistung wurde durch eine entsprechend geforderte Bildungsstufe erfüllt, dadurch war der Status des Reserveoffiziers v. a. im Bildungsbürgertum sehr begehrt³⁸⁸ und das Reserveoffizierspatent wurde zum Symbol der Teilnahme des Bürgertums am Militär. Das

³⁸³ Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 268.

³⁸⁴ Ostertag, Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich 1871 bis 1918. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit, S. 288.

³⁸⁵ Vgl. Ostertag, Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich 1871 bis 1918. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit, S. 50 ff.

³⁸⁶ Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 69.

³⁸⁷ Vgl. Frevert, Ehrenmänner – Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, S. 120.

³⁸⁸ Vgl. Born, Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Bd.3, S. 69.

Selbstverständnis der Patentinhaber erfuhr infolge der gesellschaftlichen Achtung eine beträchtliche Aufwertung.

Es existierten dementsprechend gewiss einige Unterschiede zwischen Offizieren und Reserveoffizieren, allein schon in der Bildungs- und Ausbildungshöhe sowie einige Differenzen die Herkunft betreffend. Die Armee benötigte aber sowohl den Typus des aktiven wie auch inaktiven Offiziers und hatte dasselbe Interesse an deren angemessener Ausbildung. Für beide Kategorien von Offizieren bleibt das Wichtigste, sich selbsttätig für den Ernstfall vorzubereiten, um im Krieg sicher in der Lage zu sein das Erlernte verantwortungsvoll anwenden zu können.

3.4 Probleme des Auswahlverfahrens für die Einstellung in das Offizierkorps am Beispiel jüdischer Bürger

Die Offizierwahl, welche im Rahmen der preußischen Militärreform neu geschaffen wurde, war als Mittel gedacht, bei der Besetzung einer vakanten Offizierstelle das Leistungsprinzip einzuführen,³⁸⁹ nach welcher der am besten geeignete Portepfefährnrich die freie Stelle bekam. Das verabschiedete Reglement ordnete an, dass alle Leutnante eines Regiments, aus allen sich bewerbenden Portepfefährnrichen, die drei ‚besten‘ für am ‚würdigsten‘ gehaltenen auszuwählen seien, etwelche dann vor einer Kommission in Berlin ihre Kenntnisse nachweisen mussten.³⁹⁰ „Bestanden sie diese Offizierprüfung, dann wählten sämtliche Hauptleute den ‚vorzüglichsten‘ heraus, der von dem Kommandeur und allen Stabsoffizieren dem König zur Ernennung vorgeschlagen wurde.“³⁹¹ In diesem Reglement, welches ursprünglich dafür gedacht war, das Leistungsprinzip im - und die bürgerliche Öffnung des Offizierkorps zu forcieren, lag die sich später im Kaiserreich entwickelnde unüberbrückbare Hürde für jüdische Offizieraspiranten in das aktive Offizierkorps, denn durch das Prinzip der Kooptation konnten genauso gut unerwünschte Aspiranten unberücksichtigt bleiben. Während im preußischen Heer der Befreiungskriege ab 1813 erstmals jüdische Truppen (abgesehen von vereinzelt jüdischen Soldaten) zu den Fahnen gerufen und auch relativ zügig zum Offizier

³⁸⁹ Vgl. Wohlfeil, Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht 1789-1814, Bd.1, S. 143.

³⁹⁰ Vgl. ebd.

³⁹¹ Ebd.

befördert wurden,³⁹² so verhielt sich die Entwicklung gut 60 Jahre später im Kaiserreich ungleich: „Von den nach 1880 bis 1914 in der preußischen Armee dienenden ca. 25-30 000 jüdischen Einjährigen ist nicht einer zum Reserveoffizier befördert worden.“³⁹³ Manfred Messerschmidt ergänzt dazu, dass hingegen von den 1200 bis 1500 konvertierten Juden in Preußen ca. 300 zu Reserveoffizieren ernannt wurden,³⁹⁴ was damit in diesen Fällen verdeutlicht, dass die Religion bei der Ernennung zum Offizier des Beurlaubtenstandes ein unumgängliches Ausschlusskriterium darstellte. Nicht nur im preußischen Militär, sondern auch in den anderen deutschen Staaten deren militärischen Kontingente der preußischen Armee unterstellt waren (abgesehen von Bayern, das sich eine gewisse militärische Autonomie sowie Freiheit bei den Offiziersbeförderungen bewahrte), wurde von 1885 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges kein einziger Bürger jüdischen Glaubens in den Rang eines Reserveoffiziers befördert.³⁹⁵ Die Juden wurden durch den Ausschluss von der Offizierslaufbahn hart diskriminiert, wahrscheinlich mit dem Vorsatz, sie in ihrer Absonderung kenntlich zu machen.³⁹⁶

Im Jahre 1907 betrug der Anteil der Offiziere evangelischen Glaubens 83%, wobei die Protestanten 61,7% der männlichen Gesamtbevölkerung im Kaiserreich stellten, der Anteil der Offiziere katholischen Glaubens lag bei 16,6%, obwohl die Katholiken 36,9% der männlichen Gesamtbevölkerung verkörperten und die 0,9% der männlichen Gesamtbevölkerung jüdischer Konfessionszugehörigkeit stellten nicht einen Offizier des kaiserlichen Offizierkorps.³⁹⁷ Demnach waren die Protestanten überproportional, die Katholiken unterproportional vertreten und die Juden fanden überhaupt keine Berücksichtigung im Offizierkorps. Ein Grund, warum die Katholiken unterproportional im kaiserlichen Korps auftraten war der Umstand, dass ihre Bildungsschicht schmäler, als die der Protestanten war, wobei diese Begründung definitiv nicht für die Männer jüdischer Religionszugehörigkeit greifen konnte.³⁹⁸ Nach den schulsta-

³⁹² Trotz der unvollständigen Aktenlage ermittelte Horst Fischer dennoch, dass mindestens drei Premierleutnants und 19 Sekondeleutnants während der Befreiungskriege befördert wurden. Vgl. Fischer, *Judentum, Staat und Heer in Preußen im frühen 19. Jahrhundert*, S. 41.

³⁹³ Born, *Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918*, Bd.3, S. 420.

³⁹⁴ Vgl. Messerschmidt, *Militär und Militarismus in Deutschland*, S. 12.

³⁹⁵ Vgl. Clark, *Preußen – Aufstieg und Niedergang 1600-1947*, S. 666.

³⁹⁶ Vgl. von Krockow, *Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit*, S. 104.

³⁹⁷ Vgl. May, *Konfessionelle Militärstatistik*, S. 5.

³⁹⁸ May erklärt anhand seiner schulstatistischen Angaben aus dem Jahre 1911, dass 29,3% aller ‚jüdischer‘ Schüler die höhere Knabenschule besuchten und etwa 58,6% aller ‚jüdischen‘ Schüler einer höheren Schule angehörten. Vgl. ebd.

tistischen Berechnungen von May waren im Jahre 1911 immerhin 5,17%³⁹⁹ aller männlichen Schüler der höheren Schulen im Kaiserreich jüdischer Konfessionszugehörigkeit und nicht ganz alle von denen erhielten dementsprechend die Einjährigenberechtigung, da unter ihnen der Prozentsatz Militärfähiger geringer ist, als bspw. der Prozentsatz Katholischer mit Einjährigenberechtigung.⁴⁰⁰

Gerade durch den hohen Anteil der ‚Gebildeten‘ mit jüdischer Konfessionszugehörigkeit und auch den hohen Anteil, den diese religiöse Gruppe an den Einjährigen stellte⁴⁰¹ wird die Ungerechtigkeit sichtbar, da es nicht einmal einem möglich war, kaiserlicher Offizier zu werden. Die Ursachen dafür sind nicht nur in den subjektiv von den Offizieren der Regimenter beeinflussbaren Offizierwahlen⁴⁰² zu suchen. Auch die Berufungsverfahren beinhalteten zahlreiche Möglichkeiten um jüdische Bewerber ohne Angabe von Gründen zu ‚eliminieren‘ und damit nicht einmal vom Gleichheitsgrundsatz abzuweichen.⁴⁰³ „Dabei haben zahlreiche Offiziere jüdischen Aspiranten gutes Verhalten und die Eigenschaft zum militärischen Führer bescheinigt, aber irgendwo in der Skala der Atteste und Voten blieb der Bewerber dann doch hängen.“⁴⁰⁴ Auf diese Art von ‚Filter‘ und die damit einhergehende ungerechte Behandlung der Juden im preußischen Staat, worauf der zeitgenössische Autor und gleichzeitige Generalsekretär des Verbandes der Deutschen Juden Max J. Loewenthal in einer Eingabe an den Kriegsminister 1910 hinwies, trugen sich v. a. unter Wilhelm II. zu und bedeuteten Verstöße gegen die preußische Verfassung, in der Artikel 4 bestimmte: „Die öffentlichen Ämter sind, unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen, für alle Befähigten gleich zugänglich“,⁴⁰⁵ und in Verbindung mit Artikel 12, indem es lautete: „Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig vom religiösen Bekenntnis.“⁴⁰⁶ Der damalige Kriegsminister von Heeringen beantwortete die Eingabe mit dem Ergebnis, dass alle untersuchten Fälle frei von jeglicher Zurücksetzung aufgrund der Religionszugehörigkeit zum

³⁹⁹ Auch Ute Frevert schätzt, dass 5 von Hundert der preußischen Einjährigen der jüdischen Konfession angehörten. Vgl. Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 210.

⁴⁰⁰ Dies ist darauf zurückzuführen, dass die ‚Juden‘ mit Berechtigungsschein fast ausschließlich Stadtgeborene waren, die eine geringere Militärfähigkeit als Landgeborenen aufwiesen, wobei das beschriebene Verhältnis bei den Katholiken umgekehrt vorlag. Vgl. May, Konfessionelle Militärstatistik, S. 6 f.

⁴⁰¹ Den May jährlich mit etwa 5% bezifferte. Vgl. May, Konfessionelle Militärstatistik, S. 8 f.

⁴⁰² Auch wenn dieses Instrument sich als wirkungsvoll zur Gewährleistung der gewünschten Homogenität des Offizierkorps bewies, da die Wahl einstimmig zu erfolgen hatte und damit jeder einzelne Offizier im ‚Wahlgremium‘ ein Veto gegen einen Aspiranten besaß. Vgl. Hackl/Messerschmidt, Walther Rathenau und sein Verhältnis zu Militär und Krieg, Bd.30, S. 39 f.

⁴⁰³ Vgl. Hackl/Messerschmidt, Walther Rathenau und sein Verhältnis zu Militär und Krieg, Bd.30, S. 35.

⁴⁰⁴ Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Zweiter Teil, S. 211.

⁴⁰⁵ Zitat aus dem Gesetz, zitiert nach: Loewenthal, Das jüdische Bekenntnis als Hinderungsgrund bei der Beförderung zum preußischen Reserveoffizier, S. 5.

⁴⁰⁶ Zitat aus dem Gesetz, zitiert nach: Ebd.

Judentum waren,⁴⁰⁷ was hinsichtlich nicht eines jüdischen Reserveoffiziers bei gleichzeitig hohem Aufgebot an jüdischen Einjährigen jedweder Logik widerspricht.

Eine andere Begründung für die Zurückweisung jüdischer Bewerber nannte Wilhelm II. bereits im März 1890 mit seiner Order über die Ergänzung des Offizierkorps, mit folgendem Satz: „[...] erblicke ich die Träger der Zukunft Meiner Armee in den Söhnen solcher ehrenwerter bürgerlicher Häuser, in denen die Liebe zu König und Vaterland, ein warmes Herz für den Soldatenstand und christlicher Gesittung gepflanzt und anezogen werden.“⁴⁰⁸ Dabei führt der Kaiser als eine unabdingbare Voraussetzung für die Aufnahme in das Offizierkorps die *christliche Gesittung* der Aspiranten an.

Heinz Stübig beschreibt die Situation für jüdische Rekruten wie folgt: „[...] die Regimentschefs wie überhaupt das Offizierkorps [standen] den jüdischen Rekruten mit einer spürbaren Reserve gegenüber, was sich unter anderem dahingehend auswirkte, daß Juden nicht zu Landwehrübungen eingezogen und dementsprechend auch nicht befördert wurden – von den Offizierstellen waren sie sowieso ausgeschlossen.“⁴⁰⁹ Walther Rathenau analysierte als Betroffener die Problemstellung noch etwas schärfer, indem er schreibt: „Den Juden trifft ein sozialer Makel. In die Vereinigung und den Verkehr des besseren christlichen Mittelstandes wird er nicht aufgenommen.“⁴¹⁰ [...] Die Universitätsprofessur ist ihm durch stille Vereinbarung versperrt, die Regierungs- und Militärlaufbahn [als Offizier], der höhere Richterstand durch offizielle Maßnahmen. In den Jugendjahren eines deutschen Juden gibt es einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeitlebens erinnert: wenn ihm zum ersten Male voll bewußt wird, daß er als Bürger zweiter Klasse in die Welt getreten ist und daß keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien kann.“⁴¹¹ Diesen resignierenden Brief schrieb Walther Rathenau nachdem er sich vergebens mit einer vorhandenen hohen Bildung und aus sehr gutem bürgerlichem Hause stammend, um die Aufnahme in das Reserveoffizier-

⁴⁰⁷ Vgl. Loewenthal, Das jüdische Bekenntnis als Hinderungsgrund bei der Beförderung zum preußischen Reserveoffizier, S. 8 f.

⁴⁰⁸ Demeter, Das Deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat 1650-1945, S. 21. Ungekürzte, nicht für die Veröffentlichung bestimmte Fassung der kaiserlichen Ordre aus den Akten des Militärischen Kabinetts I. I. 15. vol. 2 im Reichsarchiv.

⁴⁰⁹ Stübig, Die preußische Reform, Kontinuität und Wandel im Geschichtsbild der Bundesrepublik Deutschland, S. 185.

⁴¹⁰ Ganz egal wie glanzvoll ihre ausgerichteten Gesellschaften auch waren, sie wurden von hochgestellten sozialen Gruppen, wie bspw. den Angehörigen des Offizierkorps vielfach gemieden. Vgl. Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben, S. 141.

⁴¹¹ Walther Rathenau erwiderte dies auf einen Artikel eines nicht weiter benannten Herrn Geheimrates. Hartung/Jenne/Ruland/Schmieder, Walther Rathenau Schriften, S. 108.

korps bewarb. Für die Aufnahme in das preußische Offizierkorps⁴¹² traf Rathenaus bittere Analyse, da als eindeutiger Verstoß gegen die Verfassung deklariert, demnach augenscheinlich im Kaiserreich zu. In dem Fall wäre die Taufe der einzige Weg des jungen Rathenaus gewesen, um nach seinem abgeleisteten Einjährig-Freiwilligen Jahr bei den Berliner Gardekürassieren zumindest noch Reserveoffizier zu werden, auch wenn er anfangs die Laufbahn des Berufsoffiziers angestrebt hatte.⁴¹³

⁴¹² Gemäß Ute Frevert galt hingegen das bayrische Offizierkorps als liberaler und grenzte Juden nicht von vornherein aus, weshalb viele jüdische Einjährige ihr Glück mit der Aussicht auf das Reserveoffizierpatent bei bayrischen Truppenteilen suchten. Vgl. Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 211.

⁴¹³ Vgl. Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 210 f.

4 Der Zusammenhang von Militär und Monarchie v. a. am Beispiel von Wilhelm I. und Wilhelm II.

Der Kronprinz Wilhelm (*1797 – †1888, späterer Kaiser Wilhelm I.) trug seit der Regierungsübernahme seines Bruders des Königs Friedrich Wilhelm IV. (*1795 – †1861) im Jahre 1840 den offiziellen Titel ‚Prinz von Preußen‘ und war seitdem maßgeblich an den königlichen Regierungsgeschäften beteiligt.⁴¹⁴ Im Sommer 1857 erkrankte der kinderlose Friedrich Wilhelm IV., woraufhin Wilhelm, der Prinz von Preußen, die Stellvertretung des Königs zunächst übernahm. Nach der Zustimmung der Mehrheit des Kabinetts unter Manteuffel und als Folge der Aufforderung des kranken Monarchen in einem königlichen Erlass, erfolgte am 7. Oktober 1858 die endgültige Übernahme der Regentschaft in Preußen durch Wilhelm,⁴¹⁵ wodurch dieser mit 61 Lebensjahren noch zum ‚Prinzregenten von Preußen‘ wurde.

In einer Ansprache an das zum großen Teil neu gebildete preußische Ministerium, durch welche eine liberale ‚*Neue Ära*‘ beginnen sollte, wurden die neuen Richtlinien der künftigen Regierungspolitik Wilhelms ausgewiesen, in denen eine Reihe von Reformplänen vorgesehen waren.⁴¹⁶ Eine herausgehobene Stellung innerhalb der angekündigten Reformen nahm die geforderte Heeresreform ein, da Wilhelm die Armee als Garant für Preußens Größe, dessen weiteren Wachstum und auch als zentrales Einigungs- und Schutzelement für ein größeres ‚Deutschland‘ ansah.⁴¹⁷ Damit begann der Kampf um die Neugestaltung des Heeres, der im Kapitel 3.2 unter dem Aspekt der Roon’schen Heeresreform ausgiebig behandelt wurde. Am 2. Januar 1861 starb Friedrich Wilhelm IV. und somit wurde Wilhelm, der Thronerbe, nunmehr mit 64 Jahren König von Preußen, als er sich selbst am 18. Oktober 1861 mit dem symbolhaften Akt des Königtums von Gottes Gnaden krönte.⁴¹⁸

Eine historische Quelle beschreibt den Prinzen Wilhelm bevor er letztendlich so spät noch König wurde, als ‚ganz Soldat‘ sowie ‚Vorbild und Liebling des Heeres‘ der durch die Regentschaft Friedrich Wilhelm IV. nur den ‚Ehrgeiz hegen [konnte], dereinst als Feldherr seines Vaters oder Bruders die Heere Preußens zu neuen Siegen zu führen.⁴¹⁹ Wilhelm der schon als junger Mann in der Armee der Befreiungskriege kämpfte, wurde eine ‚dienstliche Strenge [nachgesagt], die selbst dem letzten Trossknecht zeigte, daß ein sorgendes und stra-

⁴¹⁴ Vgl. Richter, Kaiser Wilhelm I., S. 23 f.

⁴¹⁵ Vgl. Richter, Kaiser Wilhelm I., S. 34 f.

⁴¹⁶ Vgl. Richter, Kaiser Wilhelm I., S. 35.

⁴¹⁷ Vgl. Richter, Kaiser Wilhelm I., S. 36 ff.

⁴¹⁸ Vgl. Richter, Kaiser Wilhelm I., S. 41 f.

⁴¹⁹ Vgl. Treitschke, Zwei Kaiser, S. 4.

fendes Auge über ihm wachte.“⁴²⁰ Dadurch bestand zu diesem Zeitpunkt als Wilhelm König wurde, zwischen ihm und der preußischen Armee seit über 45 Jahren ein enges Verhältnis, da er sich selbst als General gerne und oft bei seinen Truppen aufhielt. Am 1. Januar 1887, d. h. ein gutes Jahr vor Wilhelms Tod, feierte er noch ein ganz besonderes Jubiläum, welches in militärischer Hinsicht von ganz hoher Bedeutung war, da er zu diesem Zeitpunkt der Armee 80 Jahre lang angehörte.⁴²¹ Als Wilhelm im Jahre 1807, damals noch als Prinz seine Laufbahn in der Armee begann, lag Preußen gänzlich am Boden (nach der Niederlage gegen die Franzosen) und dies veränderte sich in den 80 Jahren grundlegend, hin zu den Verhältnissen im aufstrebenden Kaiserreich.



Abbildung 6: Christian Sell: *Wilhelm I. und Gefolgschaft bei der Schlacht von Königgrätz, 3. Juli 1866 (Gemälde von 1872).*⁴²²

Auf diesem Gemälde von Christian Sell wird die Beziehung König Wilhelms zum Militär als überaus stark dargestellt. Der spätere Kaiser reitet in der Mitte seiner Armee, ist voll in diese

⁴²⁰ Vgl. Treitschke, *Zwei Kaiser*, S. 5.

⁴²¹ Vgl. Robolsky, *Drei Kaiser-Album*, S. 38.

⁴²² http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/sub_image.cfm?image_id=1373

integriert und beteiligt sich rege am Geschehen und da es sich bei dieser Schlacht um eine entscheidende für die Reichseinigung handelte, wirkt Wilhelm folglich auch aktiv bei dieser mit. Es wird eine tiefe Integrität des Monarchen zum Militär ausgestrahlt, auch wenn der Künstler das Geschehen so darstellte, als wenn Wilhelm persönlich den Kampf gegen die Österreicher anführte. Der Monarch befindet sich nicht in sicherer Entfernung etwa auf einem Feldherrenhügel, sondern scheut keine Angst und gibt sich umgeben von einem kleinen Stab unter dem Generalstabschef von Moltke (links im Bild) sowie dem damaligen preußischen Ministerpräsidenten Otto von Bismarck in die Schlacht. Am rechten Bildrand sowie im Vordergrund jubeln Wilhelm die ‚gemeinen‘ Soldaten zu und wollen sich mit ihm in den Kampf begeben bzw. ihrem König folgen.

Kaiser Wilhelm I., unter dem das Kaiserreich militärisch geeinigt wurde, galt mit seinen nunmehr 74 Jahren als *Integrationsfigur der deutschen Nation* und dies ließ Deutschlands Bevölkerung den Kaiser durch lang anhaltende Siegesfeiern bis in den Sommer 1871 hinein zu genüge spüren.⁴²³

Ein besonderes Merkmal und einen persönlichen Höhepunkt im Tagesablauf für Wilhelm I. bildete der Aufzug der Wache um Punkt 12, wobei der Monarch täglich wie in einem Ritual seine Soldaten aus einem Fenster des ‚Alten Palais‘ grüßte und sich dem Volk zeigte.⁴²⁴ Da der Monarch diesen Symbolakt jeden Tag zelebrierte und selbst sein Tagesgeschehen, wenn er sich in Berlin aufhielt, danach ausrichtete, zeigt meiner Meinung nach die starke Verbundenheit Wilhelm I. mit seinen Soldaten und seine Integration in die Armee, die bei ihm aus vielen gemeinsamen Jahren herrührte und tief verwurzelt lag. „Soldatische Einfachheit und Pünktlichkeit kennzeichneten die Lebensweise des Monarchen. In der Regel stand er morgens um 7 Uhr auf, im Sommer oft noch früher.“⁴²⁵ Wilhelm I. lebte selbst als Kaiser damit noch Ideale des Soldatenlebens und verlor sich nicht in pompösen Festlichkeiten. Er verfügte sein Leben lang über ein lebhaftes Interesse an dem stehenden Heer, vergaß jedoch auf der anderen Seite auch nie seine alten Soldaten, die sich größtenteils in Kriegervereinen (siehe Kapitel 6.1.1) vereinigten und bei festlichen Aufzügen nie fehlten.⁴²⁶

Wilhelm I. führte intensive Beziehungen zu seinem Enkel, den späteren Kaiser Wilhelm II. (*1859 – †1941) und sah in diesem die Sicherheit und Zukunft für die Armee, seinem

⁴²³ Vgl. Richter, Kaiser Wilhelm I., S. 62.

⁴²⁴ Vgl. Richter, Kaiser Wilhelm I., S. 72 f.

⁴²⁵ Robolsky, Drei Kaiser-Album, S. 31.

⁴²⁶ Vgl. Robolsky, Drei Kaiser-Album, S. 30.

Sohn den liberalen Kronprinz Friedrich stand Wilhelm I. hingegen entfremdet in den letzten Lebensjahren gegenüber.⁴²⁷ Im März 1888 bei Wilhelms Tode folgte der Enkel Wilhelm als Repräsentant der Nation dem Sarge, da sein Sohn der Kronprinz Friedrich Wilhelm (*1831 – †1888) bereits mit Kehlkopfkrebs todkrank nur vom Fenster aus dem Leichenzug folgen konnte, die Kaiserin an den Rollstuhl gebunden war und der Gesundheitszustand Bismarcks die Teilnahme ebenfalls nicht zuließ.⁴²⁸

Auf die Verbindung zwischen dem *99 Tage-Kaiser* Friedrich III. (der als Kronprinz noch den Namen Friedrich Wilhelm trug) und dem Militär, gehe ich aufgrund des unzureichend prägenden Charakters für das Kaiserreich nicht weiter ein, obwohl Friedrich Wilhelm in den beiden Kriegen von 1866 (v. a. bei der Schlacht von Königgrätz) und 1870 (bei der Schlacht von Wörth) gemäß Kurt Düwell wesentlich zum Sieg beigetragen hat.⁴²⁹

In dem Dreikaiserjahr 1888 in dem Deutschland zwei Kaiser durch Tod verloren hatte, kam schließlich der 29-jährige Wilhelm II., Sohn Friedrich III. und Enkel Wilhelm I. zur Kaiserwürde. Der junge Mann verehrte seinen Großvater und verachtete hingegen immer stärker seine Eltern. Die Verehrung des Großvaters beruhte auf den Siegen des Militärs in den Reichseinigungskriegen, v. a. in dem Sieg von 1871 sowie auf der Kaiserkrönung seines Großvaters in Versailles, welche einen starken Eindruck bei dem Knaben hinterließen. Die tiefe Verachtung der Eltern beruhte zunächst einmal auf einem Konflikt mit der Mutter Viktoria (der ältesten Tochter der englischen Queen), später auch mit dem Vater, der unterschiedlichen Auffassungen entsprang.⁴³⁰ Der von Geburt an benachteiligte Kronprinz konnte die von seinen Eltern in ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllen und empfing von mütterlicher Seite nach Mommsen nicht genügend Zuwendung, worunter Wilhelm sehr litt.⁴³¹ Volker Ullrich beschreibt, dass der Geburtsschaden von der Mutter Viktoria als persönliche Kränkung empfunden wurde, die sie einerseits durch übermäßige Fürsorge und andererseits

⁴²⁷ Vgl. Richter, Kaiser Wilhelm I., S. 74.

⁴²⁸ Vgl. Richter, Kaiser Wilhelm I., S. 74 f.

⁴²⁹ Vgl. Düwell, Kaiser Wilhelm II., S. 133. Er galt als liberaler Reformier und seine ersten zwei kaiserlichen Erlasse galten seinem Volk und dem Reichskanzler. Vgl. Robolsky, Drei Kaiser-Album, S. 74.

⁴³⁰ Vgl. Düwell, Kaiser Wilhelm II., S. 134 ff.

⁴³¹ Vgl. Mommsen, War der Kaiser an allem schuld?, S. 14. Seine Mutter Viktoria verlangte von ihm all das, was auch ein vollkommen gesundes Kind zu leisten im Stande war. Dabei war Wilhelms linker Arm etwa 15cm verkürzt und hing nutzlos am Körper hinunter, was Folge der Steißgeburt war, bei welcher Nerven der Halswirbelsäule abgerissen wurden. Röhl spricht sogar davon, dass nach neuen Erkenntnissen in der Forschung nicht ausgeschlossen werden konnte, dass während der Geburt auch das Gehirn Wilhelms geschädigt wurde. Weiterhin besaß er von Ärzten als besorgniserregend diagnostizierte Wucherungen im inneren Ohr, weshalb er sich 1898 auch einer schweren Operation unterziehen musste. Vgl. Röhl, Kaiser, Hof und Staat, S. 33.

durch bewusste Härte zu kompensieren versuchte.⁴³² Die Eltern suchten als Erzieher des künftigen Thronerben Georg Ernst Hinzpeter aus, einen überaus intellektuell begabten, aber auch sehr strengen und gefühlskalten Mann, was nicht gerade zuträglich für den verunsicherten Prinzen war.⁴³³ Die Mutter beklagte zunehmend den Egoismus, die Taktlosigkeit und die Herzenskälte ihres Sohnes, welche insgesamt wohl aber die Ergebnisse einer gänzlich fehlgeleiteten Erziehung der Eltern gewesen seien.⁴³⁴ Somit ist es wenig verwunderlich, dass Wilhelm (der mit vollständigen Namen Friedrich Wilhelm Viktor Albert von Preußen hieß) sich unwohl in seiner Umgebung fühlte und sich deshalb immer mehr in ein Ambiente flüchtete, in dem er sich behaglicher fühlte – das Militär.⁴³⁵ Alles Militärische wurde von Wilhelm bewundert. „Hier wurden seine Minderwertigkeitsgefühle durch klare, in Uniform und Prestige manifestierte Rangordnungen aufgefangen, zumal man ihm – gemäß damaligen Usancen – nominell den Rang eines Obersten des 1. Garderegiments in Potsdam zusprach.“⁴³⁶ So versuchte sich Wilhelm bereits seit den 1870er Jahren den Einfluss seiner Eltern zu entziehen, da er sich im militärischen Milieu gestärkt fühlte, was aber auch zur Folge hatte das er zunehmend eine militärische Mentalität entwickelte.⁴³⁷ „Es war bezeichnend, dass Wilhelm die Herrschaft im Reiche mit der Führung einer Armee im Kriege gleichsetzte.“⁴³⁸ Dies beruhte darauf, dass Wilhelm dem militärischen Aspekt seiner monarchischen Aufgabe immer höchste Priorität einräumte. Im Jahre 1877, nach seiner Schulzeit an einem öffentlichen Gymnasium in Kassel (seit 1874), begann Wilhelms aktive Militärzeit als Kavallerist in Potsdam, wo er sich sehr wohl fühlte und schnell einen ‚schneidigen Offizierston‘ angewöhnte.⁴³⁹ Im Anschluss an die Bonner Universitätszeit im Jahre 1881 trat Wilhelm wieder in den aktiven Dienst als Kompaniechef mit der Beförderung zum Major ein, erwarb zwischenzeitlich Kenntnisse in der Zivilverwaltung und avancierte im Oktober 1885 schließlich zum Oberst und Kommandeur des Garde-Husaren-Regimentes, welches er über zwei Jahre, letztendlich als Generalmajor befehligte.⁴⁴⁰

⁴³² Vgl. Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 111.

⁴³³ Vgl. Mommsen, War der Kaiser an allem schuld?, S. 14.

⁴³⁴ Vgl. Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 111.

⁴³⁵ Vgl. Mommsen, War der Kaiser an allem schuld?, S. 14.

⁴³⁶ Ebd.

⁴³⁷ Vgl. Epkenhans/von Seggern, Leben im Kaiserreich. Deutschland um 1900, S. 70.

⁴³⁸ Mommsen, War der Kaiser an allem schuld?, S. 17.

⁴³⁹ Vgl. Düwell, Kaiser Wilhelm II., S. 136. Auf die Militärzeit des Prinzen folgten seine Bonner Universitätsjahre.

⁴⁴⁰ Vgl. Robolsky, Drei Kaiser-Album, S. 87.

Der Großvater Wilhelm I. gab bis zu seinem Tode dem Enkel Rückendeckung und beobachtete dessen militärischen Interessen und Werdegang mit Zufriedenheit,⁴⁴¹ da er ja in Wilhelm die Sicherheit und Zukunft ‚seiner‘ Armee bewahrt sah. Als Wilhelm am 15. Juni 1888 den Thron bestieg, galten seine ersten Proklamationen⁴⁴² nicht seinem Volk, sondern Heer und Marine, womit der junge Kaiser eindeutig seine Prioritäten hervorhob und unmissverständlich klar machte, dass für ihn die Stellung als oberster Kriegsherr den zentralen Aspekt seiner monarchischen Gesinnung darstellte.⁴⁴³ Der junge Regent war durch und durch Soldat geworden, deshalb wendete er sich zuerst bei Regierungsantritt seiner Armee und Marine zu. In dem Haus Hohenzollern war es überlieferte Selbstverständlichkeit allem voran Soldat zu sein und Wilhelm lebte dies vor.

⁴⁴¹ Vgl. Mommsen, *War der Kaiser an allem schuld?*, S. 15.

⁴⁴² Wilhelm II. bringt das Treueverhältnis von Monarch zum Militär auf den Punkt, indem er schreibt: „In der Armee ist die feste, unverbrüchliche Zugehörigkeit zum Kriegsherrn das Erbe, welches vom Vater auf den Sohn, von Generation zu Generation geht. – So gehören wir zusammen, Ich und die Armee, so sind wir für einander geboren und so wollen wir unauflöslich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Friede oder Sturm sein.“ Zitat aus dem Armeebefehl Wilhelm II. vom 15. Juni 1888, zitiert nach: Schaible, *Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers*, S. 53.

⁴⁴³ Vgl. Reinermann, *Wilhelm II. (1859-1941)*, S. 279.



Abbildung 7: Max Johann Bernhard Konec: Kaiser Wilhelm II. Staatsportrait mit der preußischen Königskrone (Gemälde von 1890).⁴⁴⁴

⁴⁴⁴ http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/sub_image.cfm?image_id=228

Auf diesem herrisch anmutenden Gemälde wird der damals 31-jährige Kaiser Wilhelm II. in Uniform vor dieser monumental wirkenden Kulisse sehr martialisch dargestellt. Es sind Erkennungszeichen des Adels mit der Krone, dem Zepter und dem Umhang sowie mit der hoch dekorierten Uniform Merkmale eines Militärführers enthalten. Diese Art der Selbstdarstellung wählte der Monarch des Öfteren und er verfügte über ein Sammelsurium an verschiedenen Uniformen,⁴⁴⁵ obwohl er an keinem Krieg bzw. keiner einzigen Schlacht selbst beteiligt war. Seine Faszination beruhte zweifelsohne auf dem Militär, jedoch verfügte er über keine derart tief verankerte Bindung (bspw. aus bedeutenden Schlachten, bei denen er den Oberbefehl innehatte) zum Militär, wie es noch bei seinem Großvater Wilhelm I. der Fall gewesen war. Des jungen Kaisers Verhältnis zum Militär wuchs einzig und allein in friedlichen Zeiten, d. h. in Kasernen und bei Manövern, auf, was vielleicht auch sein ‚Versagen‘ als oberster Kriegsherr im Ersten Weltkrieg in einem anderen Licht erscheinen lässt. Der Autobiograph Christian Graf von Krockow versucht die Paradoxie der Person des Monarchen so zu erklären: Wilhelm II. war ein „geradezu klassischer Kasernenhof-, Kasino- und Manövermilitarist und darum ein Kaiser für den Frieden statt für den Krieg.“⁴⁴⁶

Nach den drei gewonnenen Einigungskriegen, auf die ich an der Stelle nicht näher eingehen möchte und infolge der Reichsgründung bestand das Heer föderalistisch organisiert, d. h. es gab verschiedene Kontingente⁴⁴⁷ (z. B. die sächsische Teilformation des Reichsheeres) die selbst im Frieden unter dem Oberbefehl des Kaisers lagen, mit Ausnahme des bayrischen Kontingents, bei welchem dies erst für den Kriegsfall zutraf.⁴⁴⁸ Nipperdey verglich jedoch das Heer nicht mit einem Kontingentsheer, sondern eher mit einem ‚Einheitsheer‘, da eine gleiche Bewaffnung, Ausbildung und Organisation sowie die Regelung der allgemeinen und gleichen Wehrpflicht und des Heeresbudgets uniform und zum großen Teil unter preußischen Vorbild im Reich vorlagen.⁴⁴⁹ Da außer den Truppen der Königreiche, die aller anderen Staaten im Kaiserreich der preußischen Armee angeschlossen waren, bringt Thomas Nipperdey die militärische Situation wie folgt auf den Punkt: „Das Heer blieb preußisch, und Deutschland wurde preußischer.“⁴⁵⁰ Die Hegemonie Preußens im Reich, v. a. alles Militärische betreffend, stand demnach außer Frage. Die Sonderstellung des Militärs ergab sich u. a. aus der *uneinge-*

⁴⁴⁵ „Der Herrscher trat fast immer in Uniform auf, wechselte sie manchmal bis zu sechs Mal am Tag [...].“ Reinermann, Wilhelm II. (1859-1941), S. 279.

⁴⁴⁶ von Krockow, Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit, S. 100.

⁴⁴⁷ Mit einer Bindung an den dortigen König, der wie ein Kommandeur über das Kontingent befahl.

⁴⁴⁸ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 202.

⁴⁴⁹ Vgl. ebd.

⁴⁵⁰ Ebd.

schränkten Kommandogewalt des Kaisers. Dieses Machtmittel des Souveräns beinhaltete z. B. innere Angelegenheiten des Militärs, Personalfragen sowie Armeebefehle und Verordnungen.⁴⁵¹ Die Grenzen der Kommandogewalt waren nicht in allen Belangen (bspw. bei lokalen Unruhen, Demonstrationen und bei einer Gefährdung der öffentlichen Sicherheit) klar definiert,⁴⁵² was auch einen missbräuchlichen Einsatz durch den Kaiser ermöglichte. Damit wurde das Militär zur Stütze und zum Garanten der Monarchie und wuchs im Kaiserreich ‚untrennbar‘ mit dem Monarchen zusammen. Dadurch wurde es dem Militär ermöglicht in Ausnahmefällen in das öffentliche Leben einzugreifen, die Definition der Ausnahmefälle oblag dabei der kaiserlichen Interpretation.

Die Kommandogewalt betreffend, standen die kommandierenden Generale, der Generalstab (bzw. der Chef des Generalstabs) und zum Teil der preußische Kriegsminister in einem unmittelbaren Verhältnis zum Monarchen, da sie Immediat-Vortragsrecht beim Kaiser besaßen und weder einem Minister noch einem Oberkommando unterstellt waren.⁴⁵³ Vor allem unter Wilhelm II. wurde die überlieferte und institutionalisierte Kommandogewalt weiter ausgebaut, da er der Meinung war, dass Zivilisten ihm nicht in militärische Angelegenheiten hineinzureden hätten.⁴⁵⁴ Diese Stütze der Monarchie, die dem Regenten durch die militärische Gewalt zur Verfügung stand, hätte ein effektives Führen sowie auch einen effektiven Einsatz des Militärs zur Folge haben müssen. Es bestand aber keine Kompetenz- und Entscheidungshierarchie zwischen den militärischen Führungsstellen, die Immediat-Vortragsrecht besaßen, was dazu führte, dass alle wichtigen Informationen direkt beim Kaiser zusammenliefen und jener dann alles weitere koordinieren und entscheiden musste: „Dazu war er (Wilhelm der Zweite), schon der Komplexität der Sache nach, [jedoch] nicht in der Lage.“⁴⁵⁵

Nipperdey findet für den Zusammenhang von Militär und Monarch im Kaiserreich unter Wilhelm II. die Bezeichnung der Militärmonarchie als am ehesten zutreffend und nennt für diesen Wesenszug weiterführend drei Einschränkungen:⁴⁵⁶

1. Die Kommandogewalt hat sich nicht zu einer Über-Regierung entwickelt, da ihre Aufspaltung und politische Inkompetenz dafür zu groß waren.

⁴⁵¹ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 203.

⁴⁵² Vgl. ebd.

⁴⁵³ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 204.

⁴⁵⁴ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 206.

⁴⁵⁵ Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 210.

⁴⁵⁶ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 215.

2. Beim Kriegsausbruch spielten militärtechnische Zwänge eine zu entscheidende Rolle und diese hingen kaum mit einer Sonderstellung der deutschen Militärführung zusammen, sondern waren vielmehr eine gemeineuropäische Wirklichkeit, die den damaligen Möglichkeiten der Kriegsführung entsprach.
3. Es bestand ein grundsätzlicher Konsens zwischen politischer und militärischer Führung darüber, dass das Reich ein „national-imperialer“⁴⁵⁷ Machtstaat mit überlieferten militärischen Zügen sein und bleiben sollte.⁴⁵⁸

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der militärische Aspekt eine wesentliche Stellung im Kaiserreich eingenommen hat, was zusätzlich durch die persönliche Einstellung Wilhelm II. zu seiner Armee verstärkt wurde, da er sich im Konfliktfall, wie wir noch im Kapitel 5.4.3 sehen werden, oft auf die Seite des Militärs geschlagen hat. Das Offizierkorps sowie das gesamte Militär blieben, abgesehen von der Bewilligung der nötigen finanziellen Mittel durch die Verfassung, weitgehend der Verfügungsgewalt des Kaisers unterstellt und verkamen damit zu einem Vollzugsorgan des Kaisers - eine Armee, die nicht auf die Verfassung, sondern auf ihren obersten Kriegsherren vereidigt wurde.

4.1 Das Ansehen des Monarchen Wilhelm II. in der preußischen Gesellschaft (u. a. ‚Eulenburg-Skandal‘)

Wilhelms Regierungsantritt wurde in der Öffentlichkeit überaus freundlich aufgenommen, da ein ‚*frischer Wind*‘ nach der bedrückenden und deprimierenden 99-Tage-Herrschaft seines Vaters Friedrich III. einzukehren schien und die Bevölkerung große Hoffnungen in ihren jungen Kaiser setzte.⁴⁵⁹ Die Baronin Spitzemberg als eine Persönlichkeit, die in den angesehenen Kreisen Berlins, am Hof der Hohenzollern und oft auch mit Otto von Bismarck verkehrte, beschreibt den ‚neuen‘ Kaiser mit folgenden Worten: „Ja, der junge Kaiser hetzt seine Leute schön herum, besonders die Militärs, und die Zugluft, die gegenwärtig in Berlin weht, mag manchen gefährlicher dünken als ein Feldzug! Auf das greisenhafte Tempo des alten Kaisers [gemeint ist Kaiser Wilhelm I.] folgt nun unvermittelt das eines ungestümen, tatendurstigen und tatkräftigen jungen Mannes – man hat seine Freude daran, und das Aufräumen tat der

⁴⁵⁷ Ebd.

⁴⁵⁸ Vgl. ebd.

⁴⁵⁹ Vgl. Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 113.

Armee not.“⁴⁶⁰ Große Teile der Bevölkerung glaubten, dass eine neue Zeit angebrochen sei und dass der junge, viel interessierte Kaiser alle Voraussetzungen erfülle, die notwendig wären, um das Reich weiter nach vorn zu bringen und auch größere internationale Geltung zu verschaffen.

Zu Beginn der Regierungszeit Wilhelms, stand er noch unter einem besonderen Einfluss und zwar dem seines Reichskanzlers, Otto Eduard Leopold von Bismarck-Schönhausen (*1815 – †1898), kurz Otto von Bismarck, der ‚eiserne Kanzler‘ genannt. Die politische *Ära Bismarcks* endete jedoch Anfang 1890 durch einen Konflikt, die von Bismarck angestrebte Verlängerung und Verschärfung des Sozialistengesetzes betreffend, wobei unterschiedliche Auffassungen seitens des Kaisers (der das Verhältnis zur Arbeiterschaft verbessern wollte) und seines Kanzlers aufeinander trafen, welche mit dem Rücktrittsgesuch Bismarcks endeten.⁴⁶¹ Nach der von Wilhelm durchgesetzten Entlassung des Reichskanzlers, begann ab 1890 die *wilhelminische Epoche*, in der er als eine der, wenn nicht sogar die Schlüsselfigur(en) fungierte. „Der junge Kaiser verkörperte in der Tat in einem ganz ungewöhnlichem Maße die widersprüchlichen Befindlichkeiten einer Nation, die innerhalb kurzer Zeit zur führenden Wirtschaftsmacht in Europa aufgestiegen war: Er war unsicher und arrogant, intelligent und impulsiv, vernarrt in die moderne Technik und zugleich verliebt in Pomp und Theatralik.“⁴⁶² In der Persönlichkeit des letzten deutschen Monarchen fanden damit viele Facetten der Reichsgesellschaft ihren Ausdruck. Der Monarch trat selbstsicher und auch des Öfteren forsch nach außen hin auf, in Wirklichkeit wurde er aber nach Lothar Reinermann innerlich von Minderwertigkeitskomplexen geplagt.⁴⁶³ Eine gewisse Ambivalenz kommt in der Person des Regenten zum Vorschein, da er einerseits Technik und moderne Entwicklungen förderte und andererseits den Parlamentarismus verachtete und damit an absolutistischen Anschauungen festhielt oder auf dem politisch völlig veralteten Prinzip des Gottesgnadentums verharrte.⁴⁶⁴

Wilhelm II. galt als Repräsentant des Zeitgeistes seines Reiches und genoss lange Zeit v. a. im Bürgertum hohes Ansehen. Er brachte großen Teilen der reichsdeutschen Bevölkerung gute bzw. bessere (auch lange kriegslose) Zeiten, wofür ihm hohe Akzeptanz seitens der Öffentlichkeit zukam. Die wirtschaftlichen Wachstumsraten zwischen 1895 und 1913 waren imponierend, die Gesamtproduktion von Industrie und Handwerk verdoppelten sich gar in

⁴⁶⁰ Vierhaus, Aus dem Tagebuch der Baronin Spitzemberg 1865-1914, S. 120.

⁴⁶¹ Vgl. Düwell, Kaiser Wilhelm II., S. 138 f.

⁴⁶² Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 144.

⁴⁶³ Vgl. Reinermann, Wilhelm II. (1859-1941), S. 275.

⁴⁶⁴ Vgl. ebd.

dieser Zeitspanne.⁴⁶⁵ Neben dem Bürgertum erfreute sich Wilhelm II. zunächst auch in der Arbeiterschaft einiger Beliebtheit, da ihm nicht unerheblich der enorme wirtschaftliche Aufschwung und mit diesem auch die damit in Einklang stehende Hebung des Lebensstandards als persönliches Verdienst angerechnet wurden.⁴⁶⁶

Auf den letzten Monarchen des Kaiserreichs wurden keine Attentate verübt, wie es noch bei seinem Großvater Wilhelm I. zweimal der Fall gewesen war,⁴⁶⁷ was ein weiteres Indiz seiner Beliebtheit oder zumindest Akzeptanz in der Gesellschaft darstellt. Wilhelm II. begann seine Politik mit einem viel versprechenden Neuanfang, der in die Zukunft wies, aber leider hielt der hoffnungsvolle Beginn nicht, was er versprach. Dem Monarchen schwebte anfangs ein Kaiserreich vor, indem alle Klassen seines Volkes berücksichtigt werden und sich miteinander versöhnen. Als sich jedoch sein Ziel, der Sozialdemokratie Anhänger zu entziehen nicht erfüllte,⁴⁶⁸ änderte er bereits zu Anfang der 1890er Jahre seine politische Haltung immer weiter der Sozialdemokratie entgegen bis dahin, dass er sie in zahlreichen Reden attackierte, wodurch sich die Arbeiterschaft folglich wieder dem Kaisertum entfremdete und sich bestehende soziale Spannungen in der deutschen Gesellschaft verstärkten.⁴⁶⁹ Die Regierungsweise Wilhelm II. bürgerte sich bereits in den späten 1890er Jahren unter der Bezeichnung des ‚persönlichen Regiments‘ ein und wurde meist negativ verwendet, um das unberechenbare Eingreifen des Kaisers in die Staatsgeschäfte sowie die Betonung des Gottesgnadentums und seine impulsiven-taktlosen Reden zu kritisieren.⁴⁷⁰ Von 1897 bis 1908 (Bülow-Krise), so Hans-Ulrich Wehler, führte der Monarch ein tatsächlich funktionierendes ‚persönliches Regiment‘, indem er sein eigener Reichskanzler war und der amtierende Kanzler und die Minister nur als Handlanger fungierten, da seitdem alle Schlüsselpositionen mit des Kaisers Vertrauensleuten besetzt waren.⁴⁷¹

⁴⁶⁵ Vgl. Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 127.

⁴⁶⁶ Vgl. Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 144.

⁴⁶⁷ Den ersten Mordversuch begann ein Klempnergeselle namens Hödel am 11. Mai 1878, indem er drei Revolvergeschüsse auf Wilhelm I. abgab, dieser jedoch unverletzt blieb. Das zweite Attentat (zwei Schuss mit einem Schrotgewehr) wurde kurz darauf am 02. Juni 1878 verübt, bei welchem der Monarch im Gesicht, am Kopf und an beiden Armen schwer verletzt wurde. Vgl. Robolsky, Drei Kaiser-Album, S. 33.

⁴⁶⁸ Der Kaiser erließ bspw. im Februar 1890 zwei Erlasse zur Sozialpolitik, in denen er u. a. Gesetzesänderungen bezüglich des Verbots der Kinderarbeit, einer Beschränkung der Frauenarbeit in den Fabriken sowie eine Begrenzung der Höchstarbeitszeit pro Tag und Woche und Fabrikinspektionen um das Beschlossene durchzusetzen ankündigte. Vgl. von Krockow, Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit, S. 63.

⁴⁶⁹ Vgl. Reineremann, Wilhelm II. (1859-1941), S. 277.

⁴⁷⁰ Vgl. Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 148.

⁴⁷¹ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 1017.

Max Moritz Warburg, der den Kaiser mehrmals persönlich traf (und für diesen auch Vorträge über eine anzustrebende Finanzreform hielt) zeichnete ein eigenes Bild des Kaisers, er beschrieb ihn konstitutioneller als die Welt dachte und fügte hinzu, dass Wilhelm II. nur selten einen Schritt ohne die Zustimmung seiner Minister tat.⁴⁷² In diesem Fall erklärte Warburg, dass ihm der Kaiser über eine Stunde lang mit wirklicher Aufmerksamkeit zuhörte und im Anschluss intelligente sowie zutreffende Fragen stellte, was gegen die Ausführungen einer Vielzahl von Historikern in Bezug auf Wilhelms Ungeduld und seiner Unfähigkeit zu konzentriertem Arbeiten spricht.⁴⁷³

Wilhelm II. bestieg 1888 den Thron im Alter von 29 Jahren, der Historiker Röhl beschreibt, dass der junge Kaiser den ganzen Apparat der Armee, der Marine und des Staates sowie die ganze ‚Arena der Weltpolitik‘ kannte und dies auszunutzen verstand, um sich Geltung zu verschaffen.⁴⁷⁴ Der Kaiser habe es genossen vor sein Volk zu treten und teilweise großspurige, aber auch die Massen begeisternde öffentliche Reden zu halten. Trotz seiner teilweise kriegerischen Ansprachen und seines martialischen Auftretens in Uniform sei er kein Kriegstreiber gewesen,⁴⁷⁵ sondern ein kluger Monarch, indem er diesen ‚großen‘ Reden keine kriegerischen Taten folgen ließ.⁴⁷⁶ Wilhelm besaß etwas seine Zeitgenossen Faszinierendes, aber auch Abstoßendes und verinnerlichte damit Widersprüche seiner Gesellschaft in sich. Durch eine große Zahl von Reisen ins In- und Ausland sowie durch zahlreiche Besuche zeigte der Monarch, dass er zu repräsentieren verstand und bemühte sich für alle seine Untertanen als deutscher Kaiser eine Integrationsfigur zu werden und zum Repräsentanten des deutschen Volkes zu avancieren.⁴⁷⁷ Zudem teilte er damit gleichzeitig die Reiselust seiner Epoche.⁴⁷⁸

Walther Rathenau kritisierte die übertriebenen und früher nicht notwendigen wöchentlichen Zeremonien und Festakte unter dem neuen Monarchen und klagte damit die großspurige Verschwendung am Hofe an.⁴⁷⁹ Wilhelm II. lebte in einem Zeitalter der Fotografie und der Ansichtspostkarten. In vielen bürgerlichen Wohnstuben stand oder hing nach von

⁴⁷² Vgl. Warburg, Aus meinen Aufzeichnungen, S. 29.

⁴⁷³ Vgl. Warburg, Aus meinen Aufzeichnungen, S. 31.

⁴⁷⁴ Röhl, Kaiser, Hof und Staat, S. 34.

⁴⁷⁵ Vgl. Epkenhans/von Seggern, Leben im Kaiserreich. Deutschland um 1900, S. 71.

⁴⁷⁶ Vgl. von Krockow, Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit, S. 100.

⁴⁷⁷ Vgl. Reinermann, Wilhelm II. (1859-1941), S. 281.

⁴⁷⁸ „Mag man nun über die häufigen Reisen unseres Kaisers noch so viel in den Zeitungen schreiben und urteilen; - das können ihm selbst seine Widersacher nicht absprechen: Er will des Landes Wohl fördern und den Frieden wahren, und diese beiden Bestrebungen verdienen eines Jeden Anerkennung, mag er einer Partei angehören, welcher es auch sei!“ Robolsky, Drei Kaiser-Album, S. 112.

⁴⁷⁹ Vgl. Rathenau, Der Kaiser, S. 18. „Alle Tag ist irgendwo ein Fest, alle Stunden ist irgendwo ein feierlicher Augenblick.“ Ebd.

Krockow daher das Bild des Kaisers (meist in Uniform) oder der kaiserlichen Familie gleich neben dem eigenen Hochzeitsfoto.⁴⁸⁰

Das Ansehen des letzten deutschen Kaisers erlitt in seiner 30-jährigen Regierungszeit bis 1918 erhebliche Verluste, welche größtenteils durch persönliche Fehlritte des Monarchen hervorgerufen oder verstärkt wurden. Dabei sind stellvertretend die ‚*Caligula-Affäre*‘ 1894,⁴⁸¹ die ‚*Hunnenrede*‘ im Jahre 1900,⁴⁸² der ‚*Eulenburg-Skandal*‘ 1906/1907 (auf den ich am Ende dieses Kapitels stellvertretend für andere Fehlritte des Kaisers näher eingehen werde), die von der ‚*Daily Telegraph-Affäre*‘ 1908 ausgelöste Novemberkrise⁴⁸³ und die ‚*Zabern-Affäre*‘ im Herbst 1913 (welcher ich das Kapitel 5.4.3 widme) zu nennen. Die wilhelminische Gesellschaft nahm die Entgleisungen ihres Kaisers keineswegs unkritisch hin, spätestens nach der Daily Telegraph-Affäre kam die lang aufgestaute Unmut der Öffentlichkeit über die Taktlosigkeit und das unverantwortliche ‚persönliche Regiment‘ des Kaisers lautstark zum Ausdruck.⁴⁸⁴ Die Presse kritisierte die Vorfälle zum großen Teil zutiefst und der Monarch geriet dadurch in einen lang anhaltenden öffentlichen Diskurs. Ob sich Wilhelm der Zweite jedoch so sehr von anderen Monarchen bspw. aus England oder Russland bezüglich seines Charakters oder seiner Regierungsweise negativ unterschied, möchte ich an dieser Stelle zumindest stark bezweifeln.

Walther Rathenau berichtet von vielen Zeitgenossen, zumeist aus dem Bürgertum, die im Jahre 1909 verbittert über den Kaiser sprachen. Als er einmal eine Gruppe derer ansprach, warum sie ihre Kritik am Monarchen nicht öffentlich kundtaten, bekam er keine Antwort und erwiderte schließlich selber, dass niemand aus Angst vor seiner zukünftigen Karriere oder der

⁴⁸⁰ Vgl. von Krockow, Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit, S. 92.

⁴⁸¹ Ludwig Quidde (Historiker und Mitglied der süddeutschen Demokratischen Volkspartei, deren Vorsitz er seit 1895 inne hatte) verfasste 1894 das Schriftstück *Caligula*, eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn (erfolgreichstes politisches Pamphlet des Kaiserreichs mit 200 000 Exemplaren), mit welchem er durch offenbar einleuchtende Hinweise Wilhelm II. persönlich bzw. dessen Fehlritte angriff. Quidde weist u. a. auf die durch den Monarchen enttäuschten Erwartungen sowie auf eine eventuell vorliegende geistige Anomalie des Kaisers hin. Der Erfolg dieser Schrift verweist darauf, wie sehr das von Quidde aufgegriffene Thema, das Verhältnis von Monarch und Reichsbevölkerung im Raum stand. Vgl. Kohlrausch, *Der Monarch im Skandal*, S. 118 ff.

⁴⁸² Als die deutschen Truppenkontingente im Juni 1900 ihren Weg von Bremerhaven aus nach China antraten, um den Boxeraufstand niederzuschlagen, hielt der Monarch eine Ansprache zur Verabschiedung, in der er seine Truppen aufforderte in China keine Gefangenen zu machen und sich wie die Hunnen unter ihrem König Etzel zu verhalten. Diese Rede löste im In- wie auch im Ausland große Empörung aus.

⁴⁸³ Im Rahmen der Novemberkrise wurden die ständigen Eigenmächtigkeiten des Monarchen ins scharfe Kreuzfeuer der deutschen Öffentlichkeit genommen.

⁴⁸⁴ Vgl. Nipperdey, *War die Wilhelminische Gesellschaft eine Untertanen-Gesellschaft?*, S. 182.

Zukunft seiner Kinder eine Petition an Kaiser und Reichstag geben würde,⁴⁸⁵ dafür fehlte die Courage. „Es widersprach niemand. Sie alle wußten es. Das Großbürgertum wußte und wollte es und behielt sich mündliche Kritik vor.“⁴⁸⁶ Weiterhin führt Rathenau an, dass in Deutschland zu keiner Zeit ohne die Zustimmung des Volkes regiert werden konnte, aber wenn niemand den Monarchen kritisierte bzw. auf seine Fehler hinwies, empfand es dieser seinerseits fehl interpretierend als Zustimmung des Volkes,⁴⁸⁷ wobei Wilhelm II. nicht der alleinige Vorwurf seiner Fehler gemacht werden konnte. „Nichts ist ungerechter, als diesem Monarchen Grausamkeit des Herzens vorzuwerfen; [denn] sein Herz war weicher als seine Güte es verlangte.“⁴⁸⁸

Martin Kohlrausch spricht davon, dass sich Wilhelm II. als Monarch zwischen 1906 und 1909 in einer tiefen Krise und mit ihm die Monarchie in einer beispiellosen Diskussion befunden hatte.⁴⁸⁹ Weiterhin bezeichnet er hauptsächlich zwei ineinander verschachtelte Skandale als Auslöser dieser Problematisierung, zum einen den ‚Eulenburg-Skandal‘ vom November 1906 bis zum Juli 1909 und zum anderen das kaiserliche Daily Telegraph-Interview vom November 1908 (was hier nicht näher behandelt werden soll).⁴⁹⁰

In der Presse, v. a. durch den Initiator Maximilian Harden (dessen richtiger Namen Felix Witkowski lautete) und der von ihm herausgegebenen Wochenzeitschrift *„Die Zukunft“*, wurde der Eulenburg-Skandal, in dem augenscheinlich eine sexuelle Komponente des ‚Liebenberger Kreises‘ um den Freund und engsten Vertrauten des Kaisers Philipp Fürst zu Eulenburg und Hertefeld⁴⁹¹ angeklagt wurde, nur benutzt, um einen politischen Skandal gegen die ‚Kamarilla‘ Wilhelms II. und damit ferner gegen sein ‚persönliches Regiment‘ auszulösen. Harden schrieb hierzu am 17. November 1906 eine die konkrete ironisierende Anklage des ‚Liebenberger Kreises‘: „Wer etwas [vom Monarchen] wollte oder nicht wollte, wandte sich an ihn [Eulenburg]. [...] Lauter gute Menschen. Musikalisch, poetisch, spiritis-

⁴⁸⁵ Vgl. Rathenau, *Der Kaiser*, S. 24 f.

⁴⁸⁶ Rathenau, *Der Kaiser*, S. 25.

⁴⁸⁷ Vgl. ebd.

⁴⁸⁸ Rathenau, *Der Kaiser*, S. 36.

⁴⁸⁹ Vgl. Kohlrausch, *Der Monarch im Skandal*, S. 156 f.

⁴⁹⁰ Vgl. Kohlrausch, *Der Monarch im Skandal*, S. 157.

⁴⁹¹ Harden brachte den Skandal, indem er Eulenburg als manipulierenden Höfling darstellte, in seiner Zeitschrift (*Die Zukunft* vom 17. November 1906, Nr. 57) mit folgenden Worten in den Mittelpunkt der öffentlichen Meinung: „Heute weise ich offen auf Philipp Friedrich Karl Alexander Botho Fürsten zu Eulenburg und Hertefeld, Grafen von Sandels, als auf den Mann, der mit unermüdlichem Eifer Wilhelm dem Zweiten zugerant hat und heute noch zuraunt, er sei berufen, allein zu regieren, und dürfe, als unvergleichlich Begnadeter, nur von dem Wolkensitz, von dessen Höhe herab ihm die Krone verliehen ward, Licht und Beistand erhoffen, erleben; nur ihm sich verantwortlich fühlen. Das unheilvolle Wirken dieses Mannes [Eulenburg] soll wenigstens nicht im Dunkel fortwähren.“ Harden, *Praeludium*, 57. Jahrgang, S. 266.

tisch; so fromm, daß sie vom Gebet mehr Heilwirkung erhoffen als von dem weisesten Arzt; und in ihrem Verkehr [zwischen Monarch und ‚Liebenberger Kreis‘, v. a. Eulenburg], mündlichen und brieflichen, von rührender Freundschaftlichkeit. Das Alles wäre ihre Privatangelegenheit, wenn sie nicht zur engsten Tafelrunde des Kaisers gehörten und von sichtbaren und unsichtbaren Stellen aus Fädchen spönnen, die dem Deutschen Reich die Atmung erschweren.⁴⁹² Eulenburg als erster Berater und ‚Kaisergünstling‘ war in den Augen Hardens und anderer Kritiker derjenige, der alle negativen Eigenschaften des Regenten durch Schmeicheleien unterstützte und die Schaffung des ‚persönlichen Regimentes‘ des Kaisers zu verantworten hatte.⁴⁹³ Eine Woche später am 24. November 1906 ließ Harden dann den Stadtkommandanten von Berlin Kuno von Moltke und Eulenburg in seinen Ausführungen als Faust und Mephistopheles auftreten,⁴⁹⁴ die sich in der Uckermark, d. h. im Schloss Liebenberg (Eulenburgs Heimat) heimlich unterhielten, ob denn Harden von den Briefen wisse, in denen der Kaiser meist ‚Liebchen‘ genannt wurde.⁴⁹⁵ Damit bangten von Moltke und Eulenburg vor neuen Enthüllungen in der Zukunft. Harden gibt in der fiktiven Unterhaltungsszene Eulenburg die Bezeichnung „[d]er Süße“,⁴⁹⁶ was als einen eindeutigen Vorwurf der Homosexualität gegenüber Eulenburg verstanden werden muss, wenn man diese Andeutungen im Zusammenhang mit anderen Artikeln wie bspw. „Der Normale und die Homosexuellen“ der Zukunft liest.⁴⁹⁷

Der Monarch konnte durch diesen von Harden angeheizten Skandal fortan stärker kritisiert werden, wodurch „eine Verschiebung der Grenzen, innerhalb derer der Monarchiediskurs verlief“⁴⁹⁸ erreicht werden konnte und damit ermöglichte den Monarchen und die Monarchie intensiver und auch öffentlich zu diskutieren. Der Kaiser war wegen der homosexuellen Verdächtigungen fassungslos und zutiefst enttäuscht und brach sogleich alle Beziehungen zu Eulenburg und seinem ‚Liebenberger Kreis‘ ab.⁴⁹⁹ Zahlreiche Persönlichkeiten aus der engsten Umgebung des Kaisers wurden rettungslos von Wilhelm diskreditiert.⁵⁰⁰

⁴⁹² Harden, Praeludium, 57. Jahrgang, S. 265 f.

⁴⁹³ Vgl. Kohlrausch, Der Monarch im Skandal, S. 190.

⁴⁹⁴ Vgl. Kohlrausch, Der Monarch im Skandal, S. 192.

⁴⁹⁵ Vgl. Harden, Dies irae. Momentaufnahmen, 57. Jahrgang, S. 291.

⁴⁹⁶ Ebd.

⁴⁹⁷ Vgl. Harden, Der Normale und die Homosexuellen, 59. Jahrgang, S. 450 ff. „Gemäß den prüden Sexualvorstellungen der Zeit war Homosexualität eine schlimme Abartigkeit, die mit der Vorstellung einherging, daß Homosexuelle allemal verweichlichte, moralisch wie psychisch heruntergekommene Existenzen seien.“ Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890-1914, Bd.7, S. 255.

⁴⁹⁸ Kohlrausch, Der Monarch im Skandal, S. 157.

⁴⁹⁹ Obwohl Hardens Verdächtigungen vor Gericht nie gänzlich bewiesen werden konnten, beendete Wilhelm die Freundschaft sofort und rehabilitierte seinen Freund Eulenburg erst nach dessen Tod. Vgl. Düwell, Kaiser Wilhelm II., S. 145.

⁵⁰⁰ Vgl. Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890-1914, Bd.7, S. 257.

Homosexualität und Politik waren in der Gesellschaft des Kaiserreichs nicht vereinbar, weshalb sich auch der Homosexualitätsvorwurf bestens eignete, um politische Fehlentwicklungen (die jedenfalls in Hardens Augen so gesehen wurden) zu kritisieren. Die Attacke Hardens hat nach Kurt Düwell dem Ansehen der deutschen Politik und dem Monarchen im In- und Ausland enorm geschadet⁵⁰¹ und Harden selbst nebenbei eine Reihe von Unsympathie und Prozessen eingebracht.⁵⁰² Auf die ausschweifenden gerichtlichen ‚Kamarillaprozesse‘ und Auswirkungen und das somit in Fahrt gekommene Debakel gehe ich an dieser Stelle jedoch nicht näher ein, weil dies sicher den Rahmen dieses Kapitels sprengen würde.

4.2 Die Bedeutung des Militärs in der preußischen Gesellschaft unter Wilhelm II.

„Wie der Schulmann der Lehrer des Knaben, so ist der Offizier der Lehrer des Jünglings, des Soldaten.“⁵⁰³ Dem Offizier, auch unter Wilhelm II. kam die Aufgabe als ‚*Erzieher des Volkes*‘ und dem Militär die der ‚*Sozialisationsinstanz des Volkes*‘ zu (siehe dazu auch Kapitel 3.1). „In dieser nationalen Erziehung der Masse zu Tugend und Sitte, Sinn für Pflicht und Ehre, Autorität und Königstreue – darin besteht die große Wichtigkeit unseres Deutschen Offiziercorps für das Volkswohl, die ethische Bedeutung seines hehren Berufes und seiner hohen Aufgaben für Cultur und Staat.“⁵⁰⁴ „Das Ziel muß erreicht werden; es ist eine in politischer, staatlicher und militärischer Beziehung gleich dringende Notwendigkeit. Die Soldatenzeit ist das letzte Mittel, die letzte Möglichkeit erfolgreicher Bekämpfung, innerlicher Überwindung dieser socialen Pest.“⁵⁰⁵ So lauteten offiziell die unveränderten Forderungen an die Rolle, die der preußische Offizier in der Gesellschaft einnehmen sollte, kurz nach Amtsantritt von Wilhelm II., die durch das Militär-Wochenblatt von 1888 verkündet wurden. Bereits in der kontemporären Literatur wurde angezweifelt, dass der Offizier diesem hohen Anspruch gerecht werden könne.⁵⁰⁶

⁵⁰¹ Vgl. Düwell, Kaiser Wilhelm II., S. 145.

⁵⁰² Thomas Mann schreibt über Maximilian Harden Folgendes: „Dieser durchaus musisch organisierte Kritiker des öffentlichen Lebens hätte sich unendlichen Haß, hätte sich widrige Prozesse und die Strapazen der Festung ersparen können, wenn sein brennender Trieb minder heftig auf Reize von Seiten der Wirklichkeit reagierte, wenn er je vermocht hätte, die leidenschaftliche Schlagkraft seines Wortes zu schwächen, auf Kosten der künstlerischen Genauigkeit klug zu sein.“ Mann, Bilde und ich, S. 41.

⁵⁰³ Von Löbell, Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1888, S. 75.

⁵⁰⁴ Ebd.

⁵⁰⁵ Von Löbell, Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1888, S. 79.

⁵⁰⁶ Vgl. Gorkorotoff, Die Armee als Schule, S. 5 ff.

Christian Graf von Krockow beschreibt, dass die Soldaten und ihre Offiziere sich bis zum Ersten Weltkrieg ‚schmetterlingsbunt‘ im Kontrast zum ‚pinguindunkel‘ gekleideten Bürger im Gehrock oder Frack mit Zylinder darstellten und dass diese Farbfreude symbolisierte, dass man zu den Spitzen der Gesellschaft gehöre.⁵⁰⁷ Eindeutig klar war zugleich, dass im Kriegsfall die Buntheit verschwinden und die Soldaten grau ins Feld ziehen würden.

Thomas Nipperdey schreibt, dass der deutschen Gesellschaft etwas ‚Unziviles‘ und ‚Unbürgerliches‘ anhaftete, dass das Militär kastenartig war und dass das Prestige militärischer Institutionen und der formalisierte Begriff der Ehre hoch lagen und „diese Standards [...] durch das Institut des Reserveoffiziers auf die gebildeten Gesellschaftsklassen übertragen worden.“⁵⁰⁸ Heute fällt es uns schwer, eine Gesellschaft im Banne der Uniformgläubigkeit und ihres Kaisers zu verstehen, es ist weiterhin in der heutigen Zeit undenkbar, dass ein Bundeskanzler, wenn er denn gedient hat, in Uniform eine Rede vor dem Parlament hält. Im Kaiserreich war das gang und gäbe und wurde nicht nur vom Kriegsminister oder vom Kanzler zelebriert. Das Militär war aber sozialisatorisch von enormer Bedeutung für die innere Nationsbildung im Kaiserreich, da der gemeinsame Dienst die soziale Integration, z. B. der katholischen Bevölkerung (jedoch nicht der jüdischen) in das protestantisch geprägte Reich verstärkte.⁵⁰⁹ Der Kaiser galt als Sinnbild der Epoche, d. h. einer Gesellschaft, die im Bann der Uniform stand bzw. von ihr zusammengehalten wurde. Das beruhte darauf, dass die Gründung des Nationalstaats größtenteils auf militärische Siege zurückzuführen war. Dies führte dazu, dass alles Soldatische nachhaltig aufgewertet wurde. Das Militär drang nach 1871 immer tiefer in das Alltagsleben ein, militärische Bilder und Photographien rückten weiter in die Privatsphäre.⁵¹⁰ Der militärische Ruhm wurde zum Anker des Zusammenhalts und des Selbstbewusstseins der Nation. Uniformträger, wenn möglich als Offizier, zumindest jedoch als Reserveoffizier zu sein, gehörte zu den begehrten und in ihrer Bedeutung kaum zu unterschätzenden Auszeichnungen im Kaiserreich, v. a. aber im soldatischen Preußen.⁵¹¹ Der Offiziersrang bzw. das Reserveoffizierspatent waren selbst nach dem Tod von enormer Bedeutung, „es gab Todesanzeigen berühmter Professoren, in denen der ‚Leutnant der Reserve

⁵⁰⁷ Vgl. von Krockow, Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit, S. 92 f.

⁵⁰⁸ Vgl. Nipperdey, War die Wilhelminische Gesellschaft eine Untertanen-Gesellschaft?, S. 173.

⁵⁰⁹ Vgl. Kapitel 1.2.1 zu den Bevölkerungsanteilen in den verschiedenen Konfessionen und Kapitel 2.4 zu dem Anschluss der jüdischen Bevölkerung aus den Offiziers-/Reserveoffiziersrängen.

⁵¹⁰ „Die Aufnahme in Uniform war begehrt, vor allem für Rekruten aus armen, ländlichen Familien, [...] die Uniform wurde selbst an freien Tagen, voller Stolz getragen [...]“ Clark, Preußen – Aufstieg und Niedergang 1600-1947, S. 684.

⁵¹¹ Vgl. von Krockow, Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit, S. 93.

a. D.' noch vor der Mitgliedschaft in deutschen und ausländischen Akademien der Wissenschaft genannt wurde.⁵¹²

Uns fehlt heute die Möglichkeit uns in diese Epoche zurück zu versetzen, da wir durch unsere Geschichte, v. a. die NS-Diktatur betreffend anders geprägt wurden und über ein verändertes historisches Gedächtnis verfügen. Die Wilhelminische Gesellschaft ging jedoch mit einem völlig anderen Selbstverständnis aus dem Erbe der Reichsgründung und aus den hauptsächlich Preußen zu verdankenden Siegen hervor.⁵¹³ „Der Sieg der Freiheit und Unabhängigkeit begründet den Stolz und das Selbstverständnis der Nationen.“⁵¹⁴ Der Erfolg spricht demnach seine eigene Sprache und zwar die des Siegers. Daraus folgt, dass eben zunächst nicht die Zivilgesellschaft, sondern das durch die Uniformen verkörperte Militär mit ihrem obersten Kriegsherrn das Kaiserreich bestimmte, auch wenn man dies konträr betrachten muss, da eindeutig das Bürgertum zur bestimmenden Schicht aufrückte.⁵¹⁵

Wilhelm begann am kaiserlichen Hof junge Offiziere in großer Zahl zusammen zu ziehen, die er in seiner Militärzeit in Potsdam kennen lernte und verschaffte der Hofgesellschaft damit ein völlig neues Gesicht.⁵¹⁶ Der Hof wurde in höherem Maße militärisch geprägt und somit gleichzeitig gefügiger gemacht, da der Kaiser als oberster Kriegsherr die scheinbar uneingeschränkte Kommandogewalt über alle Militärs besaß, auch wenn er diese später im Ersten Weltkrieg auf die führenden Militärs des Generalstabs übertrug.

⁵¹² von Krockow, Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit, S. 95.

⁵¹³ Vgl. von Krockow, Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit, S. 97.

⁵¹⁴ von Krockow, Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit, S. 99.

⁵¹⁵ Vgl. ebd.

⁵¹⁶ Vgl. Mommsen, War der Kaiser an allem schuld?, S. 27.

5 Das vorherrschende Bild des Offiziers/Reserveoffiziers in der preußischen Öffentlichkeit

Schon vor der Reichsgründung explodierte förmlich die Publizistik in Preußen, eine riesige Anzahl von Zeitungen und Zeitschriften wurden neu gegründet und beeinflussten neben Büchern, Bildern, Denkmälern und Statuen die öffentliche Meinung essentiell. Das Zeitungswesen, die Literatur und die Kunst prägten somit auch im Kaiserreich immer stärker später die Meinungsbildung der Gesellschaft und damit auch das in der Öffentlichkeit dargestellte Bild der Offiziere und Reserveoffiziere zu einem hohem, aber nicht bestimmbareren Anteil. Hans-Ulrich Wehler spricht bezüglich der Zeitschriften und nicht der Zeitungen selbst noch zu Beginn des Kaiserreichs vom „Durchbruch zum modernen Massenmedium mit riesiger Auflage“⁵¹⁷ und überträgt damit den primären Prägecharakter für die öffentliche Meinung⁵¹⁸ zunächst den illustrierten Wochenblättern und später dank technischer Neuerungen dann den täglich erscheinenden Zeitungen.⁵¹⁹ Einen nicht zu vernachlässigenden Anteil an der öffentlichen Meinungsbildung im Kaiserreich nahm auch die Militärpublizistik ein. Bei der Betrachtung bspw. der Rubrik ‚Zeitschriften- und Bücherschau‘ der ‚Vossischen Zeitung‘ über einen längeren Zeitraum, lässt sich dort eine große Anzahl neuer Militärpublikationen auffinden, was heutzutage kaum vorstellbar wäre.

Die Offiziere lebten im Vergleich zu den Unteroffizieren und einfachen Soldaten im Kaiserreich in einer ganz anderen, gehobenen Welt, da sie die Spitze des Militärs bildeten. Der Offizier stand zudem in höchstem Grade unter Beobachtung der Öffentlichkeit, sein Verhalten galt als Maßstab guter Formen, anhand der Uniform konnte er sofort als Zugehöriger des Offizierkorps erkannt werden, wodurch sich sein Verhalten gezwungenermaßen nach dem äußeren Bild (der Uniform) richtete.⁵²⁰ „Militärische Kürze und Knappheit war die Norm,

⁵¹⁷ Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 434 ff.

⁵¹⁸ Hier wird die öffentliche Meinung der Stadtbevölkerung angesprochen, die durch Zeitschriften und Zeitungen wohl stärker (facettenreicher) beeinflusst wurde, als die der Landbevölkerung. Da die Vielfalt der zur Verfügung stehenden Publizistik auf dem Land geringere war als in der Stadt, konnte die Meinung der ländlichen Bevölkerung einseitiger (gezielter) geprägt werden.

⁵¹⁹ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 434 ff.

⁵²⁰ Vgl. Ostertag, Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich 1871 bis 1918. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit, S. 72 f. „Das allgemeine Ansehen, das dieser Stand genoss, die Vorrechte, die dem einzelnen seiner Angehörigen ohne bisheriges Verdienst schon bei der Ernennung ganz von selbst in den Schoß fielen, legten ihm aber auch schwere Verpflichtungen auf.“ van den Bergh, Das Deutsche Heer vor dem Weltkriege, S. 120.

Zackigkeit und preußische Schnoddrigkeit hielt man in bestimmten Kreisen für das Nonplusultra feinen Lebensstils.⁵²¹ Auch im Zivilleben wurde teilweise diese Lebensart imitiert und das nicht ausschließlich durch die Reserveoffiziere. Gemäß einer zeitgenössischen Quelle vertraute man dem Offizier, galt doch sein Wort wie ein Schwur, sodass kein Geschäftsmann zu befürchten hatte, jemals von einem Offizier betrogen zu werden und auch die ‚unteren Schichten‘ der Gesellschaft brachten dem Offizier Achtung und Vertrauen entgegen.⁵²²

Die Unterscheidung nach adligem oder bürgerlichem Offizier bestand lediglich innerhalb der Armee, da hier das soziale Prestige eines Regimentes abhängig von dem darin enthaltenen Adelsanteil war, wovon letztendlich auch die bürgerlichen Regimentsangehörigen profitierten.⁵²³ Umgekehrt setzten die Offizierkorps der Regimenter, wenn sie überwiegend durch bürgerliche Offiziere besetzt waren, das Ansehen ihrer adligen Kameraden und auch zugleich des gesamten Regimentes, zumindest innerhalb der Armee herab. Grundlegend genossen Offiziere, wie auch Reserveoffiziere aber unabhängig ihrer Herkunft ein überaus hohes Ansehen innerhalb der Gesellschaft.⁵²⁴ Das herausgehobene gesellschaftliche Prestige genossen auch Offiziere in kleineren Garnisonsstädten, wenn auch ihr Image unter Offizierskameraden bspw. Angehörigen der Potsdamer Garde eher ein geringeres war, denn die Abstufungen innerhalb des gesamten Offizierkorps existierten hauptsächlich im Rahmen des Militärs, jedoch weniger innerhalb der Gesellschaft.

Warum sollte auch das Bürgertum einer kleinen Garnisonsstadt den Anspruch erheben, Offiziere der kaiserlichen Garde zu ihren Gesellschaften zu laden? Man nahm vorlieb mit den Offizieren, die man vorfand. Davon abgesehen wusste sicherlich jeder Bürger in Preußen sowie im gesamten Kaiserreich, dass ein Offizier der Potsdamer Garde ein höheres Prestige als ein Offizier aus einem elsässischen Trainbataillon besaß.

Ute Frevert stellt in ihrem Buch „Die kasernierte Nation“ noch einen gewissen Unterschied in Bezug auf das Ansehen in der Gesellschaft zwischen Offizieren, die sie als ‚Götter‘ und Reserveoffiziere, die sie als ‚Halbgötter‘ bezeichnet, heraus.⁵²⁵ Dieser zugeschriebene ‚symbolische Habitus‘ des Offiziers/Reserveoffiziers, den Frevert formuliert ging ohne Frage

⁵²¹ Ostertag, Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich 1871 bis 1918. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit, S. 72.

⁵²² Vgl. van den Bergh, Das Deutsche Heer vor dem Weltkriege, S. 120.

⁵²³ Vgl. Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 208.

⁵²⁴ Denn in der zivilen Öffentlichkeit zählten bürgerliche Werte und damit vorrangig das erworbene Offiziers- bzw. Reserveoffizierspatent und die dafür erbrachte Leistung.

⁵²⁵ Vgl. Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 209.

größtenteils aufgrund der Zuschreibung der äußeren Reichseinigungsleistung auf das Militär zurück.

Als Kurt Tucholsky im Jahre 1913 noch für den Vorwärts schrieb, verfasste er einen kritischen Artikel, namens „Der Papagei“, indem er die bunten Soldatenröcke bspw. den eines Generals mit den Farben eines Regenbogens vergleicht und weiter ausführt, dass man diesen in der Art sofort von weiter Entfernung erkennen und erschießen könnte.⁵²⁶ Er kritisiert damit generell das äußere Erscheinungsbild der Offiziere, genauer gesagt die farbenfrohen ‚Friedensuniformen‘ der Soldaten und beschreibt weiterführend die ‚biedern Deutschen‘, die den Offizier ‚anklotzen‘,⁵²⁷ ganz nach dem Credo: Kleider machen Leute. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, dass gerade diese bunten Uniformen ein markantes Kennzeichen des Friedens waren, denn würden die Zeichen auf Krieg stehen, hätte jeder Soldat sofort diese Uniform gegen die feldgraue eingetauscht.

Der Offiziersrock, der im Gegensatz zum ‚tristen‘ schwarzen Anzug der Bürger sehr farbenfroh und ansehnlich war, hatte allem Anschein nach zusätzlich noch eine gewisse Anziehungskraft auf das weibliche Geschlecht,⁵²⁸ was unter anderem einen weiteren (wenn auch nicht ehrenhaften) Grund dazu geliefert haben könnte die Offizierslaufbahn einzuschlagen oder zumindest das Reserveoffizierspatent anzustreben. Die Welt, in der sich der junge Offizier im Kaiserreich bewegte, bezeichnet Hartmut John als „Gönnersphäre“,⁵²⁹ da die militärische Führungselite auf Gesellschaften und Festlichkeiten allseits beliebt war und sich die ‚gehobene Kreise‘ mit ihr schmückte.

Das Bild des Offiziers wurde in der preußischen und vielmehr noch in der reichsdeutschen Gesellschaft u. a. in der Presse des Öfteren als hochmütig dargestellt, ein preußischer Stabsoffizier versuchte in seinem Werk „Der deutsche Officier. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr“ diesem Vorwurf entgegen zu treten. Er erklärt, dass diese Zerrbilder der Darstellung des preußischen Offiziers völlig überzogen seien und das in der Gemeinschaft der Offiziere kein Platz für Hochmut bliebe, da überwiegend Kameradschaft herrsche und der Hochmütige

⁵²⁶ Boldt/Bonitz, Kurt Tucholsky. Gesamtausgabe Texte und Briefe 1907-1913, S. 212 f.

⁵²⁷ Boldt/Bonitz, Kurt Tucholsky. Gesamtausgabe Texte und Briefe 1907-1913, S. 213.

⁵²⁸ Vgl. Ostertag, Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich 1871 bis 1918. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit, S. 74 f.

⁵²⁹ John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 296.

dort keine oder nur wenige Freunde fände.⁵³⁰ Ein kurzer Einwurf lässt sich an dieser Stelle nicht vermeiden: Wenn es aber bspw. im Kasino unter Offizieren gang und gäbe war, forsch und arrogant-hochmütig miteinander umzugehen und man dieses Verhalten als ‚normal‘ in Offizierskreisen ansah, war es sicherlich schwer diesen Habitus in ziviler Gesellschaft abzugeben bzw. zu beachten, so dass Nicht-Offiziere diese Verhaltensweise leicht als Ständedünkel empfanden, auch wenn es vielleicht seitens der Offiziere nicht so angedacht war. Die Sozialisation der militärischen Führungskräfte wich berufsbedingt stark von der, anderer Gesellschaftsteile ab. Ein weiterer zeitgenössischer Autor räumt ein, dass es sicherlich Einzelfälle von Überhebung und Verfehlung gab, findet es jedoch ungerecht, auf Grundlage weniger Zeitungs- oder anderer Berichte von einer Verallgemeinerung auf die Gesamtheit der Offiziere zu schließen und fährt weiter fort, dass nicht da von Kastengeist die Rede sein dürfe, wo es sich nur um wahren Korpsgeist im besten Sinne handle.⁵³¹ Der zeitgenössische preußische Stabsoffizier führt weiter aus, dass dem Offizier in der Ausbildung keine Lehren der Überheblichkeit oder Selbstgefälligkeit eingeflößt werden und dass zudem der Krieg wohl auch eine schlechte Möglichkeit bietet, hochmütig zu werden, wenn neben einem die tödlichen Kugeln keinen Unterschied zwischen Untergebenen und Offizieren machen.⁵³² Das Fazit zu dem der preußische Stabsoffizier kommt relativiert das militaristische Zerrbild des ‚eingebildeten, hochnäsigen, monokeltragenden Offiziers‘, wie er des Öfteren, z. B. in den Zeitschriften *Kladderadatsch* und *Simplizissimus*, karikiert wurde.⁵³³ Er beschreibt, dass einige Teile der Bevölkerung in der straffen militärischen Haltung ein Unbehagen sehen. Dabei handelt es sich v. a. um die Teile, die sich selber in Gang, Haltung und Manieren gehen lassen.⁵³⁴ Dieser Habitus des Offiziers stellt jedoch keine Art des Herabsehens auf Andere, sondern die notwendige Folge seines Dienstes dar. Schaible, ein königlich preußischer Oberst außer Dienst, pflichtet seinem Kameraden dem gerade erwähnten preußischen Stabsoffizier

⁵³⁰ Vgl. Preußischer Stabsoffizier (H. v. M.), *Der deutsche Officier. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr*, S. 45.

⁵³¹ Vgl. von Freytag-Loringhoven, *Was danken wir unserem Offizierkorps? Zwei Jahrhunderte seiner Geschichte*, S. 73. Auch der Militärpublizist und Generalmajor außer Dienst Max van den Bergh schließt sich dieser Sichtweise an: „In dem gewaltigen Körper, den das deutsche Offizierkorps darstellte, gab es selbstverständlich auch manche Ausnahmen, und zwar in allen erwähnten Punkten. Denn niemals werden in einer so großen Lebensgemeinschaft menschliche Schwächen und Charakterfehler ganz auszuschalten, niemals Handlungen völlig zu vermeiden sein, die auf jugendlichen Leichtsinn oder auf Leidenschaften zurückgehen, besonders wo es sich um die Beziehung beider Geschlechter zueinander handelt.“ van den Bergh, *Das Deutsche Heer vor dem Weltkriege*, S. 133.

⁵³² Vgl. Preußischer Stabsoffizier (H. v. M.), *Der deutsche Officier. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr*, S. 45 f.

⁵³³ Borgstedt, *Der Fall Brüsewitz*, S. 619.

⁵³⁴ Vgl. Preußischer Stabsoffizier (H. v. M.), *Der deutsche Officier. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr*, S. 46.

bei und warnt: „Niemals darf das berechtigte Selbstwertgefühl des Offiziers in Mangel an Achtung oder in Ueberhebung gegen andere Stände ausarten.“⁵³⁵ Ein gewisses gesellschaftlich kritisiertes Überheblichkeitsproblem einiger Offiziere, an dem sich einige Gesellschaftsmitglieder anstießen, scheint es demnach im Kaiserreich gegeben zu haben, ansonsten würden zwei hochrangige Offiziere, die diese Gefahr erkannt hatten, nicht einhellig in ihren Schriften davor warnen, sich als Offizier einem Standesdünkel gegenüber anderen Gesellschaftsschichten hinzugeben.

Einen weiteren Anklagepunkt bieten der gesellige Verkehr, in den sich der Offizier begibt und wo ihm eine gewisse Exklusivität nachgesagt wird, sowie das Herabblicken auf andere Gesellschafts- bzw. Berufsklassen. Eine Verhaltensvorgabe für Offiziere bei dem Besuch von Gesellschaften gibt u. a. Schaible vor: „Der Offizier zeige ein würdevolles und bescheidenes aber nicht übermüthig herausforderndes Benehmen.“⁵³⁶ Da das Offizierkorps viele Tausend Angehörige zählt, kommt eine Art Arroganz sicherlich bei einem geringen Teil vor, die Mehrzahl überhebt sich gemäß dem zeitgenössischen Autor (ohne Namensangabe) jedoch nicht⁵³⁷ und außerdem verkehrte ein preußischer Großkaufmann ebenso wenig mit einem kleinen unbedeutenden Ladenbesitzer,⁵³⁸ um einmal eine Parallele zur ‚Zivilwelt‘ zu schlagen. Dem Offizier wurde nahe gelegt, sich gegenüber anderen Gesellschaftsklassen frei von Vorurteilen zu zeigen und einem Jeden die Stelle in der Gesellschaft einzuräumen, die ihm nach seiner Leistung, Bildung oder seinen sonstigen Verhältnissen gebührt.⁵³⁹

Unterschiedliche Auffassungen, bezüglich der Rolle bzw. des dargestellten Bildes des Militärs, dabei v. a. der Offiziere/Reserveoffiziere in der preußischen Gesellschaft, zwischen der Wahrnehmung der Militärführung und der Perspektive der Bevölkerung gibt es wohl seit jeher. Das Offizierkorps sah sich gerne als Elite an der Prestigespitze. Die in sich ambivalente und sehr heterogene bürgerliche Gesellschaft des Kaiserreichs besaß hingegen kein homogenes Meinungsbild und übernahm in Teilen das ihnen vom Militär suggerierte. Andererseits kritisierten auch weite gesellschaftliche Kreise das offiziöse Standes- und Elitedenken der Offiziere. Die preußische, mehr noch die deutsche Gesellschaft verfügten über kein geschlossenes Bild des Offiziers oder Reserveoffiziers. Die soziale Herkunft, das Alter und das

⁵³⁵ Schaible, Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers, S. 57.

⁵³⁶ Schaible, Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers, S. 61.

⁵³⁷ Vgl. Preußischer Stabsoffizier (H. v. M.), Der deutsche Officier. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr, S. 48.

⁵³⁸ Da ‚Gleiches‘ sich früher wie heute am liebsten mit ‚Gleichem‘ umgibt.

⁵³⁹ Vgl. Schaible, Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers, S. 61.

Geschlecht, der eigene und der Beruf der Eltern sowie die gestellten Erwartungen an den Offizier/Reserveoffizier beeinflussten jedes einzelne Meinungsbild, das sich ein Gesellschaftsmitglied über die Militärelite machte.

5.1 Die ‚Sonderwegsdebatte‘

In der Geschichtsschreibung geisterten nach dem Zweiten Weltkrieg eine Reihe unterschiedlicher und sich verändernder Interpretationen bzw. Bilanzen der Geschehnisse der Zeit zwischen Gründung des Kaiserreichs und Ende des letzten Weltkrieges herum, die unter dem Sammelbegriff des ‚deutschen Sonderwegs‘⁵⁴⁰ zusammengefasst wurden. Im Rahmen dieses ‚Sonderfalls‘ wird Deutschlands verfehlter Gang in die Demokratie gedeutet und zudem auf ein Defizit an Bürgerlichkeit hingewiesen.⁵⁴¹ Wenn man jedoch von dem ‚deutschen Sonderweg‘ spricht, impliziert man automatisch, dass es mindestens einen Normalweg in der Geschichte gab und dass zumindest eine Nation diesen auch bestritten hatte, an der es sich als ‚Normalfall‘ zu orientieren gilt.⁵⁴² Jedes Land schrieb und schreibt seine eigene Geschichte mit einer nicht feststellbaren Anzahl an nationalen Spezifikationen, besonderen Persönlichkeiten und Ereignissen, die nicht eins zu eins und ohne weiteres mit einem auch noch so ähnlich scheinendem Land verglichen werden kann.⁵⁴³ Horst Möller ist ebenso der Meinung, dass jeder Staat gewissermaßen einen bzw. seinen Sonderweg in die Moderne bestritten hat,⁵⁴⁴ somit ist ein ‚Normalweg‘, wenn es ihn denn gegeben haben sollte mehr als fragwürdig. Die Annahme, dass das viel verglichene England der Staat gewesen sei, in dem eine moderne parlamentarische Demokratie am frühesten realisiert wurde und der Inselstaat damit den Normalweg par excellence bestritten habe, weist Möller nachdrücklich von der Hand.⁵⁴⁵ Auch Dieter Langewiesche verweist darauf, dass derartige Vergleiche mit dem Verzicht darauf, die

⁵⁴⁰ Der gebräuchliche englische Ausdruck dafür war „German divergence from the West“. Budde, Auf dem Weg ins Bürgerleben, S. 305.

⁵⁴¹ Vgl. ebd.

⁵⁴² Vgl. Möller, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 10 f.

⁵⁴³ „Die Geschichte Frankreichs ist anders als die Englands, die Deutschlands anders als die Italiens, die Rußlands, Polens oder Bulgariens, und wir reden da nicht vom Sonderweg.“ Nipperdey, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 19.

⁵⁴⁴ „In der Geschichte gibt es, streng genommen, nur Sonderwege. [...] Die Prämisse eines Normalweges ist nicht verifizierbar und außerordentlich fragwürdig.“ Möller, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 10 f.

⁵⁴⁵ Vgl. Möller, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 11. „Auch erweist sich jede Idealisierung schnell als unbegründet, wenn man sich die englische ‚Demokratie‘ des 19. Jahrhunderts vorurteilsfreier ansieht: Bis zu den letzten Wahlrechtsreformen der achtziger Jahre war England keineswegs eine moderne Demokratie.“ Ebd.

jeweiligen staateninternen Besonderheiten der Nationen und Nationalstaaten besonders zu würdigen, erkaufte werden.⁵⁴⁶

Kurt Sontheimer deutet auf einen weiteren wichtigen Aspekt der Geschichtsschreibung in Bezug auf den beschriebenen Sonderweg hin. Er stellt fest, dass die Geschichte sich immer im Dienste irgendwelcher politischer Zielsetzungen befindet und dass das „Interesse an Geschichte [...] im Rahmen kollektiver Bewußtseinsbildung nie ein völlig zweckfreies sein [kann].“⁵⁴⁷ Demnach existiert keine nicht durch Interessen geleitete Aufnahme historischen Wissens durch das politische Bewusstsein, denn dieses Bewusstsein entscheidet grundlegend über die Art der Interpretation der Geschichte.⁵⁴⁸ Sontheimer geht noch einen Schritt weiter und kritisiert, dass es einige zweckgebundene (nationale und internationale) Historiker gab und noch heute gibt, die „bereit für alle möglichen Interpretationen“⁵⁴⁹ waren bzw. sind, da sie versuchen die Geschichte so weit zu interpretieren bis diese den jeweiligen Lebensbedürfnissen und politischen Zielsetzungen entspricht.⁵⁵⁰

Die Perspektiven älterer Forschungsliteratur zu diesem Thema, v. a. in der bis 1945 erschienenen Literatur⁵⁵¹ und der kurz danach,⁵⁵² muten heutzutage stark einseitig geprägt an, was wahrscheinlich zum Teil aus der aktiven Teilnahme der Autoren am Kriegsgeschehen herührte. „In den 70er und 80er Jahren überzog dann in der Geschichtswissenschaft der alten Bundesrepublik eine sehr kritische Sicht auf die Kaiserzeit.“⁵⁵³ Thomas Nipperdey räumt im Einklang mit Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka ein, dass die Perspektive von bspw. 1981 eine andere war, als die von 1949 oder 1969 und dass die deutsche Geschichte, d. h. zum größten Teil die des Kaiserreichs, auch stärker als Vorgeschichte der Bundesrepublik

⁵⁴⁶ Vgl. Langewiesche, Staatsbildung und Nationsbildung in Deutschland – ein Sonderweg?, S. 49 f.

⁵⁴⁷ Sontheimer, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 29.

⁵⁴⁸ Vgl. ebd. „In einer pluralistischen Gesellschaft wird es dabei natürlich immer verschiedenartige Interpretationen geben, Mehrheitsmeinungen, Minderheitsmeinungen, wie das auch sonst in der Politik und im Geistesleben der Fall ist.“ Ebd.

⁵⁴⁹ Ebd.

⁵⁵⁰ Vgl. ebd.

⁵⁵¹ „Bis 1945 diente die Sonderwegsthese [...] dazu, das deutsche nationale und politische Bewußtsein mit einem spezifischen positiven, einem deutschen Inhalt zu füllen.“ Sontheimer, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 30.

⁵⁵² „Und nach 1949 diente die gleiche These [Sonderwegsthese], in Umkehrung dazu, diesen besonderen Inhalt wieder aus dem politischen Bewußtsein zu entfernen, und die Entwicklung Deutschlands darauf auszurichten, sich wieder in den Hauptstrom der westlichen und westeuropäischen Entwicklung einzupassen, einen Strom, einen Weg, den es zu seinem Unheil verlassen hatte, weil es auf den Sonderweg gegangen war.“ Ebd.

⁵⁵³ Fesser, Die Kaiserzeit, Deutschland 1871-1918, S. 144.

Deutschland wahrgenommen wurde.⁵⁵⁴ Nipperdey verweist damit explizit auf das historische Gedächtnis, welches bei der Betrachtung der Ereignisse eine entscheidende Rolle spielt und damit sozusagen als ‚subjektive Brille‘ für den zeitgemäßen Historiker fungiert.

Die zum Teil abweichenden Perspektiven der Historiker der Deutschen Demokratischen Republik werde ich an dieser Stelle außer Acht lassen. Das Grundproblem der Entwicklung Deutschlands, abweichend von der als normativ betrachteten in Westeuropa, war gemäß den westdeutschen Geschichtsschreibern (bis in die 1980er Jahre) wesentlich in der Kluft zwischen der Modernität des Kaiserreichs und dem rückständigen politischen System zu sehen.⁵⁵⁵ Nach dieser Sichtweise war der Untergang des Kaiserreichs unausweichlich und stand somit ‚zwangsläufig‘ fest. Man kann jedoch auch nicht, wie Gerd Fesser dies versucht, dem Kaiserreich als gesellschaftlichem System eine grundsätzliche Modernität bescheinigen, da dies nur in Teilen (und vornehmlich auf die Stadtbevölkerung bezogen) in der Realität zutraf.

Seit den 1990er Jahren kamen viele Historiker von dieser ‚Sonderwegshypothese‘ ab und stellten gewisse Korrekturen des politischen Kurses im Zusammenhang mit der ‚Daily Telegraph-‘ und der ‚Zabern-Affäre‘ sowie der entstandenen Reichstagsmehrheit, bestehend aus Sozialdemokraten, Liberalen und Zentrumsangehörigen, heraus.⁵⁵⁶ Diese Chancen eines positiveren Ausgangs, blieben jedoch, wie die Geschichte es uns lehrte, ungenutzt. Eine unter Umständen konsensfähige Meinung vertritt Gerd Fesser: „Die Deutschen haben den Weg in die Katastrophe des Ersten Weltkrieges nicht in erster Linie infolge übermächtiger Zwänge bestritten. Sie wurden vielmehr von ihren leitenden Politikern auf die Bahn des Unheils geführt.“⁵⁵⁷ Dass der ‚deutsche Sonderweg‘ insbesondere seit 1870/71 und die damit umschriebene gesamtdeutsche Entwicklung bis hin zur Katastrophe des Ersten und später des Zweiten Weltkrieges mit den Verbrechen der NS-Zeit tatsächlich unausweichlich war, würde vollkommen dem *historischen Gedächtnis* und dem bis dato erlangten *gesellschaftlichen Bewusstsein der deutschen Bevölkerung* widersprechen und ist aus meiner Sicht nicht haltbar. Viele Historiker beschäftigen sich daher bezüglich der Sonderwegsthese mit der hypothetischen Fragestellung, ob die deutsche Entwicklung in einer totalitären Diktatur enden oder münden musste. Spätestens mit den Kriegserfahrungen des Ersten Weltkrieges taten sich ganz

⁵⁵⁴ Vgl. Nipperdey, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 17.

⁵⁵⁵ Vgl. Fesser, Die Kaiserzeit, Deutschland 1871-1918, S. 144.

⁵⁵⁶ Vgl. ebd.

⁵⁵⁷ Ebd.

sicher Chancen „für eine gewisse Revision, für ein Erkennen der tatsächlichen Lage, in der sich Deutschland befand“⁵⁵⁸ auf, stellt beispielhaft der Historiker Karl Dietrich Bracher heraus.

Meiner Meinung nach muss an dieser Stelle zunächst weiter differenziert werden: Bei der Frage nach dem Inhalt des Sonderwegs bestehen nach Nipperdey gegensätzliche Auffassungen.⁵⁵⁹ Die Historiker gehen somit nicht von einem bestimmten und klar definierten Sonderweg aus, wobei Sonderweg nicht gleich Sonderweg ist, da die Eckpunkte von verschiedenen Geschichtsschreibern unterschiedlich gedeutet werden.⁵⁶⁰ Die Problematik wird in der Geschichtsschreibung überaus kontrovers diskutiert. Hans-Ulrich Wehler beschreibt eine von 1871 bis 1945 andauernde positive Vorstellung vom ‚deutschen Sonderweg‘, die sich jedoch teilweise seit 1933 und schließlich ab 1945 vollends in eine negative Vorstellung gewandelt hat.⁵⁶¹ In der weiteren Argumentationsfolge werde ich mich weiter auf den Historiker Thomas Nipperdey beziehen. Er erklärte bereits 1982 bei einem Kolloquium des Instituts für Zeitgeschichte zu dem Thema „Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?“, dass es einen Sonderweg für Deutschland gab. Nipperdey möchte aber im Kaiserreich vorhandene gemeinbürgerliche Züge stärker betont sehen und legt großen Wert auf eine andere Akzentuierung der Kernelemente des Sonderwegs.⁵⁶² Für die weitere Argumentation nennt Nipperdey schließlich drei Komplexe, welche seiner Meinung nach für den ‚Untergang‘ wichtig waren:

1. Die Bedingungen der Epoche mit Krieg, kommunistischer Revolution, die Krise des liberalen Systems und die Schwäche der Sozialdemokratie, Klassen- und Gruppenunterschiede und die damit verbundenen Auseinandersetzungen sowie Nationalismus und Sozialismus.
2. Die Bedingungen der Situation mit Versailles und Moskau, die Probleme der postimperialen Gesellschaft, die Kriegsfolgelasten, die Strukturschwäche der deutschen

⁵⁵⁸ Bracher, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 49.

⁵⁵⁹ Vgl. Nipperdey, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 23.

⁵⁶⁰ Karl Dietrich Bracher stellt die Behauptung auf, dass es sich um einen ‚deutschen Sonderweg‘ der Wortbedeutung nach, erst im Zusammenhang mit den Ereignissen ab 1933 handelt und dass erst mit dem ‚Dritten Reich‘ definitiv daraus ein ‚Sonderweg‘ mit allen negativen Konsequenzen wurde. Damit widerspricht er der Überbetonung einer Kontinuitätsthese, die sich auf eine bruchlose deutsche Entwicklung von 1914 bis 1945 bezieht. Er betont weiterhin die immense Bedeutung der Ausbildung eines ‚deutschen Sonderbewusstseins‘ für die Entwicklung Deutschland und Europas im 20. Jahrhundert. Vgl. Bracher, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 47 ff.

⁵⁶¹ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 461.

⁵⁶² Vgl. Nipperdey, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 24.

Wirtschaft, der Kompromisscharakter der Neuordnung von 1919 bzw. der ‚stecken gebliebenen Neuordnung‘ und die mangelnde Regierungsfähigkeit der Parteien.

3. Die Bedingungen der Tradition, d. h. die Belastung durch das Erbe des Sonderwegs, v. a. durch die alten Eliten, die Republikdistanz, die mangelnde Integrations- und Kompromissfähigkeit der Parteien, die Verschärfung der Modernitätskrise, härtere Klassenkämpfe und die Anfälligkeit der Massen für nationalistische und autoritäre Parolen.⁵⁶³

Soweit zu Nipperdey's Argumentation aus dem Jahre 1982, auch wenn er einräumt, dass für die genannten Ursachen keine definitive Zurechenbarkeit denkbar ist und damit „nicht die Möglichkeit [besteht] zu sagen, das sind die Gründe, die dahin gehören, und das sind die Gründe die dahin gehören.“⁵⁶⁴ Kurt Sontheimer schließt sich der Aussage an, dass es im Einzelnen schwer nachweisbar sowie viel umstritten ist, was unsere Geschichte auf den ‚Weg des Verhängnisses‘ gebracht hat, aber er konstatiert, dass im Selbstbewusstsein der Deutschen (egal ob Ost- oder Westdeutschland) in der Zeit nach 1945 eine Fehlentwicklung Deutschlands sowie die Beschreitung eines verhängnisvollen Sonderwegs existent gewesen seien.⁵⁶⁵ Sontheimer appelliert moralisch aus politischen Gründen daran, an der Theorie des ‚deutschen Sonderwegs‘ festzuhalten, um dem politischen Bewusstsein Deutschlands der Nachkriegszeit nicht das Rückkrat zu brechen, wie er es bezeichnet, da nur somit alle Kontinuität die zur Entstehung des Dritten Reiches beigetragen hat, in der Vergangenheit verweigert werden konnte und in Zukunft auch kann.⁵⁶⁶ Er möchte damit die Erinnerung an unsere Geschichte wach halten, ganz egal was die Historiker noch zur deutschen Sonderentwicklung erforschen und damit erreichen, dass wir uns die eigene Geschichte ins Gedächtnis rufen und daraus lernen, anstatt sie zu verdrängen.

Der Historiker Frank Becker stellt ein Problem, d. h. einen ‚Sonderweg‘ heraus, welcher sich nach dem derzeitigen Forschungsstand (des Jahres 2000) nur noch auftut und an Brisanz behält, wenn die Historie von der realgeschichtlichen Betrachtung auf die Deutungsebene verlagert wird.⁵⁶⁷ Er führt als weitere Indizien die durch viele empirische Untersuchungen

⁵⁶³ Vgl. Nipperdey, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 24 f.

⁵⁶⁴ Nipperdey, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 26.

⁵⁶⁵ Vgl. Sontheimer, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 31.

⁵⁶⁶ Vgl. Sontheimer, Referat zu Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?, S. 31 ff.

⁵⁶⁷ Vgl. Becker, Synthetischer Militarismus, Die Einigungskriege und der Stellenwert des Militärischen in der deutschen Gesellschaft, S. 133.

nachgewiesene Modernität im Kaiserreich und die sich entwickelnde Bürgerlichkeit der Gesellschaft an, die klar entgegen einer deutschen Sonderentwicklung stehen bzw. wenn dann für eine positive.⁵⁶⁸ „Die [in dem Fall als] positiv begriffene Sonderentwicklung besteht nun darin, daß in Deutschland eine gelungene Synthese aus Führung und Partizipation für ein Höchstmaß an Leistungsfähigkeit und Effizienz sorgt. Diese Konstruktion wird als modern definiert und geradezu modellhaft mit der Armee identifiziert.“⁵⁶⁹ Einen Punkt, der jedoch aus meiner Sicht gegen die als modellhaft bezeichnete Verbindung von Staat und Militär v. a. im Kaiserreich spricht, führt bspw. Manfred Messerschmidt an dieser Stelle an. Er stellt heraus, dass die kaiserliche Armee, speziell das Offizierkorps bis zum Zusammenbruch 1917/18 faktisch keinerlei Kontrolle unterlag, obwohl die Opposition dies vehement forderte. Messerschmidt nennt als Grund dafür die „Stabilität der preußischen Lösung [...], die seit 1871 auf das gesamte Reich übertragen worden ist.“⁵⁷⁰ Das Militär unterstand einzig und allein der Kommandogewalt des Monarchen, der Einfluss des Reichstags beschränkte sich lediglich auf das Budgetrecht. Der Offizier blieb nur seinem obersten Kriegsherrn verpflichtet und damit direkter Königsdiener, was eine Besonderheit im Kaiserreich gegenüber anderen Staaten darstellte, da z. B. in Frankreich die militärische Elite nach der ‚Dreyfus-Affäre‘ einer wirksamen politischen Kontrolle unterworfen wurde.⁵⁷¹ Die Soldaten schworen ihren Eid nicht auf die Verfassung, wie dies 1848 (Paulskirche) angestrebt wurde, sondern auf den Kaiser; dem aktiven Soldat (ausschließlich Militärbeamten) blieb die Berechtigung zum Wählen durch das Reichsmilitärgesetz von 1874 weiterhin untersagt.⁵⁷²

Ein Aspekt den ich in Kapitel 3.1.2 bereits beschrieben habe, knüpft teilweise an die Argumentation des ‚deutschen Sonderwegs‘ an. Die Rede ist von dem Anfang des 19. Jahrhunderts eingeführten Einjährigenprivileg, welches zunächst in Preußen und später im gesamten Kaiserreich tatsächlich einen Sonderweg implizierte, da o. g. zum wichtigsten Unterscheidungskriterium des Bürgertums avancierte und durch die Möglichkeit des

⁵⁶⁸ Vgl. Becker, Synthetischer Militarismus, Die Einigungskriege und der Stellenwert des Militärischen in der deutschen Gesellschaft, S. 132 f.

⁵⁶⁹ Becker, Synthetischer Militarismus, Die Einigungskriege und der Stellenwert des Militärischen in der deutschen Gesellschaft, S. 133. Frank Becker versteht unter seinem Begriff des ‚Synthetischen Militarismus‘ einen Militarismus, in welchem sich nicht Untertanengesinnung spiegelt, sondern vielmehr die bewusste Teilhabe der Bevölkerung sowie die Bereitschaft zur freiwilligen Einordnung in Hierarchien, welche sich durch Professionalität und Führungskompetenz legitimieren. Vgl. Becker, Militärpolitik und Militarismus in Deutschland und Frankreich 1870 – 1914, S. 170.

⁵⁷⁰ Messerschmidt, Militär und Militarismus in Deutschland, S. 6.

⁵⁷¹ Vgl. Messerschmidt, Militär und Militarismus in Deutschland, S. 4. Die ‚Dreyfus-Affäre‘ ereignete sich Ende des 19. Jahrhunderts in Frankreich, zog sich bis über die Jahrhundertwende hin und gipfelte in weit reichenden Veränderungen für die gesellschaftliche Ordnung, v. a. in dem Gesetz zur Trennung von Religion und Staat (Ende 1905).

⁵⁷² Vgl. Messerschmidt, Militär und Militarismus in Deutschland, S. 8.

Reserveoffizierpatentes eine hohe soziale Bedeutung erlangte. Diese Einzigartigkeit ist meiner Meinung nach eine unumstößliche Besonderheit, da dieses Privileg dem Patentinhaber Tür und Tor in die Gesellschaft öffnen konnte und somit die soziale Mobilität entscheidend durch Bildung vorantrieb.

Wenn ich an dieser Stelle noch einmal mit einem kleinen Exkurs an die massive Kritik der Öffentlichkeit an dem ‚persönlichen Regiment‘ Wilhelm II. bspw. im Rahmen des Eulenburg Skandals (vgl. Kapitel 4.1) erinnere, wird leicht sichtbar, dass der Monarch während seiner Regentschaft kritisierbar wurde, was ein deutliches Anzeichen von Liberalismus in der Gesellschaft des Kaiserreichs darstellte. Dieser Medienskandal zeigte auf, „daß das Primat der öffentlichen Meinung gegenüber dem Monarchen praktisch durchsetzbar“⁵⁷³ und die Diskussion des Monarchen grundsätzlich möglich war. Das erstarkte deutsche Bürgertum ordnete sich keineswegs blind unter staatliche Autoritäten oder unter das Militär, sondern befand sich auf dem Höhepunkt seiner gesellschaftlichen Bedeutung.

Martin Doerry unterscheidet im Rahmen der Sonderwegsdebatte bezüglich der Gesellschaft des Kaiserreichs zwischen der ‚glücklichen Gründergeneration‘, die im „glorreichen Volkskrieg von 1870/71“⁵⁷⁴ mitkämpfen durfte, und der ‚unerfüllten‘ jungen Generation der ‚Wilhelminer‘, deren Mitglieder in dem Jahrzehnt zwischen 1855 und 1865 geboren wurden und somit nicht mehr im deutsch-französischen Einigungskrieg mitgekämpft hatten.⁵⁷⁵ Die ‚Gründergeneration‘ hatte mit der Reichseinigung etwas Großartiges erreicht, die ‚Wilhelminer‘ hingegen wurden ihrem Vorbild nie ebenbürtig,⁵⁷⁶ wodurch ein Generationenkonflikt auftrat. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges war gemäß Doerry der Großteil der führenden Positionen im Staat und in der Gesellschaft durch Mitglieder der ‚jungen Generation‘ besetzt, was einen starken prägenden Einfluss dieser Gruppe im Kaiserreich zur Folge hatte.⁵⁷⁷ Doerry schrieb den ‚Wilhelminern‘, die ihre Sozialisation noch unter dem Einfluss des Reichskanzlers Bismarck beendet hatten, ein entscheidendes Wesensmerkmal des ‚Epigonalen‘ zu und verdammt sie zu Nachahmern bzw. Abkömmlingen der ‚Gründergeneration‘.⁵⁷⁸

⁵⁷³ Kohlrausch, Der Monarch im Skandal, S. 446.

⁵⁷⁴ Doerry, Übergangsmenschen, S. 30 f.

⁵⁷⁵ Vgl. Doerry, Übergangsmenschen, S. 31.

⁵⁷⁶ Vgl. ebd.

⁵⁷⁷ Vgl. Doerry, Übergangsmenschen, S. 42 f.

⁵⁷⁸ Vgl. Doerry, Übergangsmenschen, S. 41.

Die Gemeinsamkeiten dieser Generation bestehen nach Doerry im „mentalen Apparat“:⁵⁷⁹ erstens in dem Aufwachsen unter ähnlichen Bedingungen sowie dem Gefühl des Zuspätkommens und einer sich daraus entwickelnden Autoritätsfixierung, zweitens in einer Assimilation an die Lebensführung der herrschenden Klassen, drittens in einer harmonisierten Realitätswahrnehmung unter Selektion alles Kompliziertem sowie der Vermeidung von Konflikten und viertens in einer ausgeprägten Aggressivität und einer Überbetonung männlicher Härte.⁵⁸⁰ Doerry beschreibt, dass gerade diese Zusammensetzung seiner ‚Mentalitäts-Hypothese‘ mit den starken Ausprägungen der primären Merkmale der Autoritätsfixierung und Aggressivität den Unterschied zu anderen Generationen ausmachte.⁵⁸¹ Er charakterisiert weiterhin die Mehrzahl der ‚Wilhelminer‘ als unkritisch, unterwürfig und widerspruchslos folgsam.⁵⁸² Den Ersten Weltkrieg sah Doerry als eine Chance der ‚neuen Generation‘, um sich aus ihrem ‚Epiγονentum‘ zu lösen und gleichzeitig als eine Aktion, die seiner ‚Mentalitäts-Hypothese‘ mit der Autoritätsfixierung, Assimilation, Harmonieorientierung und Aggressivität der ‚Wilhelminer‘ entsprach.⁵⁸³

Carola Groppe, die die These vom ‚deutschen Sonderweg‘ auf die Bildung und Sozialisation im Bürgertum unter einer bildungshistorischen Forschungsperspektive prüfte, bringt Doerrys vereinfachte Aussage folgendermaßen auf den Punkt: „Eine autoritäre Kultur, eine autoritäre Familienerziehung, die Vermittlung autoritärer Muster in der schulischen Sozialisation, all dies läuft in der Darstellung Doerrys auf eine Unausweichlichkeit der Persönlichkeitsformung hinaus, auf eine Determination. Sämtliche Sozialisationsinstanzen hätten gleichsam einförmig an dieser Persönlichkeitsstruktur mitgewirkt.“⁵⁸⁴ Die tatsächlichen historischen Verhältnisse, so Groppe in Übereinstimmung mit Nipperdey, gestalteten sich jedoch komplizierter und widersprüchlicher sowie in ihren Entwicklungsperspektiven offener, zudem sich das Bürgertum im späten Kaiserreich auf seinem gesellschaftlichen Höhepunkt befand.⁵⁸⁵

⁵⁷⁹ Vgl. Doerry, Übergangsmenschen, S. 43.

⁵⁸⁰ Vgl. Doerry, Übergangsmenschen, S. 28 ff.

⁵⁸¹ Vgl. Doerry, Übergangsmenschen, S. 57.

⁵⁸² Vgl. Doerry, Übergangsmenschen, S. 69.

⁵⁸³ Vgl. Doerry, Übergangsmenschen, S. 178 ff.

⁵⁸⁴ Groppe, Bürgerliche Sozialisation im kaiserlichen Deutschland, S. 5.

⁵⁸⁵ Vgl. Groppe, Bürgerliche Sozialisation im kaiserlichen Deutschland, S. 6 ff.

Die durch die liberale Presse vertretene öffentliche Meinung⁵⁸⁶ großer Teile der Gesellschaft, führte nach Martin Kohlrausch durch Kritik sogar zu einer Verhaltensänderung des Kaisers, u. a. in Bezug auf dessen ‚öffentliche Entgleisungen‘, wie z. B. der Eindämmung martialischer Ansprachen.⁵⁸⁷ Diese Tendenzen sprechen sicherlich entgegen einem ‚deutschen Sonderweg‘, der sich auf blinden Gehorsam und einer gewissen ‚Untertanenmentalität‘ stützte, da die Kritik der Gesellschaft bzw. vorherrschend des Bürgertums an dem Monarchen ein sicheres Anzeichen für einen vorhandenen Liberalismus darstellte und sich dadurch für mich die These Fesser’s bestärkt, auf die ich nochmals zurückgreife, wenn er schreibt, dass die Deutschen „von ihren leitenden Politikern [allmählich] auf die Bahn des Unheils geführt“⁵⁸⁸ wurden und diese Sonderentwicklung im Kaiserreich nur möglich war „weil seine politische und soziale Herrschaftsstruktur es ermöglichte“.⁵⁸⁹ Das deutsche Volk stellte keine konforme Masse mit einheitlichen Meinungen dar, sondern war stark ambivalent und pluralistisch, was in den Darstellungen einiger Historiker, die der reichsdeutschen Gesellschaft eine ‚Untertanenmentalität‘ attestierten, nicht vergessen werden sollte. Hans-Ulrich Wehler beschreibt, dass sich in den Entscheidungsjahren vor den Reichseinigungskriegen bis zum Ende der 1870er Jahre zunächst in Preußen und später im Kaiserreich eine „politische Ordnungskonfiguration mit so fatalen Auswirkungen“⁵⁹⁰ herausgebildet hat. Diese war imstande, die politische Modernisierung Deutschlands bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges zu verhindern, wodurch die „Weichen für die Folgezeit“⁵⁹¹ entweder direkt oder doch zumindest entscheidend für weitere Fehlentwicklungen gestellt wurden⁵⁹² und datiert damit den Ursprung der ins Unheil führte auf die Reichsgründungszeit. Die Fakten des Ersten und Zweiten Weltkrieges haben in dramatischer Weise gezeigt, dass in Deutschland die Modernisierung einen Weg gegangen ist, der unsagbar viel Unheil und Leid über unser Land, Europa und große Teile der Welt gebracht hat. Einen strikten Sonderweg, der, wie einige Historiker zu belegen versuchen, determiniert festgelegt war und geradewegs über Jahrzehnte hinweg in die

⁵⁸⁶ Die Auflagenzahlen der liberalen Presse lagen weit über denen der konservativen Blätter und das „in einem autoritären Staat, wo Nationalismus, Imperialismus und Militarismus zügig an Einfluß gewannen“. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 1283.

⁵⁸⁷ Vgl. Kohlrausch, Der Monarch im Skandal, S. 447. „Was abstrakt als notwendiges Verständnis zwischen Monarch und Volk eingefordert wurde, konnte auch konkret als die Forderung nach einem Führer übersetzt werden.“ Ebd.

⁵⁸⁸ Fesser, Die Kaiserzeit, Deutschland 1871-1918, S. 144.

⁵⁸⁹ Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 1295.

⁵⁹⁰ Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 1284.

⁵⁹¹ Ebd.

⁵⁹² Vgl. ebd.

falsche Richtung ging und nur zur Katastrophe führen konnte, lehne ich kategorisch ab, da bei genauerer Betrachtung sich einige Möglichkeiten geboten hatten, die Zukunft zu ändern und einen liberaleren Weg einzuschlagen, auch wenn dieser in der Realität unbegangen blieb. Die oben erwähnten und immer wieder durch Historiker angeführten westeuropäischen Vergleiche (v. a. mit England und Frankreich) in Bezug auf den ‚deutschen Sonderweg‘, sollten eventuell mit Gegenüberstellungen die auch in andere Richtungen schauen ergänzt werden, was nach Dieter Langewiesche dazu führen würde den ‚deutschen Sonderweg‘ zu relativieren und ferner viele Gemeinsamkeiten zwischen den Staaten herauszustellen.⁵⁹³

5.2 Der Einfluss der Reichseinigungskriege auf das Offiziers-/Reserveoffiziersbild am Beispiel des gewonnenen Krieges gegen Frankreich 1870/71

Gemäß Hartmut John kam dem Offizier/Reserveoffizier in der preußischen sowie der reichsdeutschen Gesellschaft eine beispiellose Stellung zu, die er erstens dem Umstand verdankte, dass Preußen als Musterbeispiel des Militarismus galt und dem Offizier im neu gegründeten Bundesstaat eine militärpolitische Dominanz zukam, zweitens auch der Tatsache, dass er in den Reichseinigungskriegen großartige Leistungen vollbracht hatte und drittens dass das Ansehen und die Popularität des Offizierkorps und der Armee einen derartigen Anstieg verortete, da dem Militär die ‚Reichseinigungsleistung‘ von weiten Teilen der Bevölkerung zuerkannt wurde.⁵⁹⁴

Der deutsch-französische Krieg war ein nationaler Krieg, an dessen Ende das einige Deutschland stehen sollte und auch stand. „Auch für Deutschland sollte also zutreffen, was für das Verhältnis von Krieg und Nation so häufig galt: Der Krieg stand an der Wiege der Nationswerdung, die Nation ging aus einem militärischen Konflikt hervor.“⁵⁹⁵ Ute Frevert stellt heraus, dass Zeitgenossen der Reichseinigung anhand ihres individuellen Gedächtnisses dazu neigten, automatisch Zusammenhänge und Bezüge zwischen gewissen Phänomenen und

⁵⁹³ Vgl. Langewiesche, Staatsbildung und Nationsbildung in Deutschland – ein Sonderweg?, S. 66 f. „Keine dieser Nationen [in Ost- und Südosteuropa] hat in ihren Selbstbildern eine Zäsur zu verarbeiten, die vergleichbar wäre mit dem Zivilisationsbruch, den die nationalsozialistische Herrschaft in Europa verursacht hat. Doch unterhalb dieser Schwelle weisen auch die Geschichten der polnischen, der rumänischen und der ungarischen Nation oder der Nationen, die im zerstörten Jugoslawien leben, ebenfalls eine Kette dramatischer Zusammenbrüche auf dem Weg zur Nation und zum Nationalstaat auf.“ Langewiesche, Staatsbildung und Nationsbildung in Deutschland – ein Sonderweg?, S. 66.

⁵⁹⁴ Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 286.

⁵⁹⁵ Becker, Synthetischer Militarismus, Die Einigungskriege und der Stellenwert des Militärischen in der deutschen Gesellschaft, S. 127 f.

Ereignissen herzustellen,⁵⁹⁶ was eine Bindung des Militärs an die Leistung der Formierung des Nationalstaates zur Folge hatte. Werner Picht schließt sich zunächst der Aussage eines enormen Popularitätszuwachses der Armee auf Grundlage des Krieg an, fügt jedoch hinzu, dass dies nichts an der Tatsache ändere, dass aus dem (wenn auch nach der Reichseinigung nun so beliebten) Militär kein Volksheer wurde und kritisiert damit den ausgebliebenen Schritt der inneren Reichseinigung seitens der Armee; das Militär blieb Staat im Staate.⁵⁹⁷

Die Kritik an der (in Kapitel 3.2) beschriebenen Roon'schen Reform war auf einmal nach den gewonnenen Reichskriegen verstummt, v. a. als auch die anderen Bundesstaaten des geeinigten Deutschlands dieses erfolgreiche preußische Modell eines Wehrsystems, nach dem überwältigenden Sieg gegen Frankreich aufgenommen hatten.⁵⁹⁸ Jürgen Kocka ist der Meinung, dass kein Ereignis im 19. Jahrhundert die öffentlichen Emotionen der deutschen Bevölkerung stärker bewegt hätte, als die Reichsgründung durch den siegreichen Krieg gegen Frankreich.⁵⁹⁹ Durch dieses, die Gesellschaft tief bewegende Ereignis, wurde das Militär mit den Offizieren und Reserveoffizieren an ihrer Spitze nachhaltig aufgewertet und den Mitgliedern des Offizierkorps wurde eine *sozialprivilegierte Ausnahmestellung* zuteil.⁶⁰⁰ „Nichts hat das kollektive [historische] Gedächtnis des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts – bis hin zu den Weltkriegen – tiefer geprägt, dafür sorgten persönliche Erinnerungen, Kriegsdenkmäler, Nationalfeiertage und Bismarck-Kult, Geschichtsbücher und -bilder aller Art.“⁶⁰¹ Die preußische und reichsdeutsche Bevölkerung erkannte definitiv die Leistung des Militärs im Rahmen der Reichseinigung an, zollte aber sicherlich nicht nur den Offizieren bzw. Reserveoffizieren den gebührenden Respekt, sondern der gesamten Armee, denn kein Offizierkorps ganz gleich welcher Größe hätte auch nur eine der Schlachten ohne die große Mehrheit der, die Gesellschaft vertretenden, Soldaten für sich entschieden. Anerkennung verdiente ohne Zweifel die Führungsleistung der verantwortlichen Offiziere; die Schlachten direkt geschlagen und gewonnen haben jedoch die einfachen Soldaten und die Unteroffiziere, die ausnahmslos aus der Zivilgesellschaft stammten. Die Kritik gegen die Abgeschlossenheit und das Standesdenken des Offizierkorps, ob sie angebracht und berechtigt war oder nicht sei da-

⁵⁹⁶ Vgl. Frevert, Das jakobinische Modell, S. 18.

⁵⁹⁷ Vgl. Picht, Vom Wesen des Krieges und vom Kriegswesen der Deutschen, S. 209 f.

⁵⁹⁸ Becker, Synthetischer Militarismus, Die Einigungskriege und der Stellenwert des Militärischen in der deutschen Gesellschaft, S. 128.

⁵⁹⁹ Vgl. Kocka, Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, Bd.13, S. 80 f.

⁶⁰⁰ Diese in der Gesellschaft sozial bevorzugte Stellung der Militärelite führt Hartmut John, neben der Reichseinigungsleistung, auf den spezifischen Charakter des Offiziersdienstes, der im Gegensatz zum zivilen Beruf welcher den persönlichen Interessen diene, ausschließlich allgemeinnützlicher Natur sei, zurück. Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 301.

⁶⁰¹ Kocka, Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, Bd.13, S. 81.

hin gestellt, verstummte in Preußen nie ganz, verlor jedoch infolge der gewonnenen, enorm emotionalen Reichseinigungskriege vorübergehend an Brisanz.

Frank Becker beschreibt den Grundkonsens der von den Kriegsgraphiken in Zeitungen und Zeitschriften dargestellten Schlüsselszenen (bezüglich der Reichseinigungskriege) mit dem Etikett der Bürgerlichkeit⁶⁰² und erläutert damit zugleich die Rolle der Gesellschaft in den drei Kriegen sowie die erfolgte Leistungszuschreibung, die nicht allein der Militärführung, sondern vorrangig dem durch die Wehrpflicht geprägten ‚bürgerlichen‘ Militär zukam. Mit ihm nicht dieser Auffassung ist Hartmut John, der anführt, dass in- und ausländische Beobachter in ihrem Urteil darin übereinstimmten, dass die Offiziersbegeisterung und -verherrlichung vor allem der bildungs- und besitzbürgerlicher Kreise, auch später bis in das wilhelminische Kaiserreich die Qualität eines Kultus angenommen habe, was sich nicht nur auf Preußen, sondern auf das gesamte Reich bezog.⁶⁰³ Die Meinungen der Historiker gehen somit auch bei der Zuschreibung der Reichseinigungsleistung nicht konform und sind auch hier höchst widersprüchlich.

Ein preußischer Stabsoffizier schrieb 1884 einmal über die infolge der Reichseinigungskriege entstandenen Stellung bzw. Berechtigung der Offiziere im Staat: „Im Grunde sind gewiß alle Stände gleich nothwendig; das Haus [Kaiserreich] kann weder der sicheren Lage, des Fundaments, der Mauern, der Fenster, des Daches noch der inneren Einrichtung entbehren, wenn es seinen Zweck als Haus erfüllen soll, aber wenn das ganze Haus gegen elementare Gewalten geschützt werden muß, weil es sonst zusammenbricht, dann gewinnen die Schutzwehren eine besonders hohe Bedeutung, und wie dem Marschbauer der Deich, welcher ihm Haus und Land und Leben vor den Fluthen der Nordsee sichert, so wichtig und werthvoll ist, so ist es den deutschen Landen der große Deich [Militär], welcher sie vor den Völker-Sturmfluthen schützt [...]“.⁶⁰⁴ Er verdeutlicht damit, dass infolge der preußischen Entstehungsgeschichte sowie der Schaffung des Deutschen Reiches und durch die ungeschützte Lage Deutschlands inmitten Europas eine kräftige Armee mit einem tüchtigen Offizierkorps zwingend notwendig seien und dafür auch entsprechend geschätzt würden.

⁶⁰² Vgl. Becker, Die Einigungskriege in der Öffentlichkeit Deutschlands 1864-1913, S. 396 ff.

⁶⁰³ Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 291.

⁶⁰⁴ Preußischer Stabsoffizier (H. v. M.), Der deutsche Officier. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr, S. 93.

5.3 Der Wandel der Position des Offiziers/Reserveoffiziers in der Gesellschaft unter der Regentschaft Wilhelms II.

„Das Offizierkorps unter Wilhelm II. ist durch die Gesamtheit der verändernden Tendenzen in seinen Grundlagen nicht erschüttert worden. Das Bild des Korps in der Öffentlichkeit und das Selbstbewusstsein des einzelnen Offiziers wurden durch sie kaum getrübt. [...] Die Bindung an die monarchische Idee bildete die Voraussetzung der Homogenität und Exklusivität des Korps und des daraus erwachsenden einzigartigen sozialen und gesellschaftlichen Prestiges.“⁶⁰⁵ Hartmut John, der das Offizier- v. a. aber das Reserveoffizierkorps im wilhelminischen Kaiserreich untersuchte, bemängelte das ‚Beharrungsvermögen‘ des Offizierskorps, welches nicht, wie z. B. das Beamtentum, den Übergang vom absolutistischen zum konstitutionellen Staat durch Ableistung des Verfassungseides mit vollzog, sondern aller Dynamik im Reich zum Trotz alleinig dem obersten Kriegsherrn persönliche Treue schwor.⁶⁰⁶ „Die bis ins 20. Jahrhundert gerettete Sonderbeziehung zwischen Militärelite und Krone war wesentlich dafür verantwortlich, daß das Korps – anders als die militärischen Führungsgruppen Englands und Frankreichs – in seiner Position als privilegierter Gesellschaftsstand erstarrte und seine Umwandlung zum Berufsstand nicht gelang.“⁶⁰⁷ Einen weiterführenden europäischen Vergleich (deutsches Kaiserreich, England und Frankreich), die Stellung und Stärke des Militärs und die damit einhergehende Position der Offiziere betreffend, werde ich in Kapitel 6.2 vornehmen.

Unter Wilhelm II. rangierten die Generale im preußischen Hofreglement vor den Ministern, die Offiziersuniform machte ihren Träger automatisch hoffähig, wobei das für Zivilbeamte erst vom Rat 2. Klasse an galt,⁶⁰⁸ was ein „wichtiger Indikator für die Position des einzelnen Gesellschaftsmitgliedes auf der sozialen Rangskala des monarchischen Klassenstaates war“.⁶⁰⁹ Wenn man das Beispiel nimmt, dass ein Leutnant protokollarisch über dem Professor stand, lässt sich das definitiv nicht auf den Aspekt der Bildung, sondern einzig und allein auf den Gesichtspunkt der besonderen Stellung des Offizierkorps unter Wilhelm dem Zweiten

⁶⁰⁵ Deist, Militär, Staat und Gesellschaft, S. 30 f.

⁶⁰⁶ Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 281.

⁶⁰⁷ John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 283.

⁶⁰⁸ Vgl. Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 278. Die Rangstufe des Rates 2. Klasse entsprach gemäß Hartmut John in etwa der eines Obersten. Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 295.

⁶⁰⁹ Ebd.

zurückführen.⁶¹⁰ Volker Ullrich bezeichnet neben einer Vielzahl von Historikern die Offiziere als ersten Stand im Staat und führt an, dass das Offizierkorps über eine gesellschaftliche Ausnahmestellung verfügte, die sich bspw. darin ausdrückte, dass sie mit Vorrang in Wirtshäusern bedient wurden oder dass ihnen aus Respekt auf dem Bürgersteig Platz gemacht⁶¹¹ oder gar der Hut vor ihnen gezogen wurde. Die Offiziere sahen sich selber definitiv als *gesellschaftliche Elite*, wie dies wohl auch heute noch zum Teil der Fall ist. „Da dem Offizier durch seine soziale Stellung der Zutritt zu den gebildetsten, vornehmsten und allerhöch-allerhöchsten Kreisen offensteht, so hat er sich auch, um die dieses Vorrechts würdig zu sein, die äußeren Formen der geselligen Bildung vollauf anzueignen.“⁶¹² Dieses Elitedenken rührte gemäß Heiger Ostertag aus der Leistungsbereitschaft für den Fall eines Krieges, das Vaterland an der Spitze der Armee zu verteidigen und stellte damit eine „Vorabbelohnung für künftige, eventuelle Leistungen und Mühen“,⁶¹³ dar. Ein zeitgenössischer Autor (und hochrangiger Offizier) rechtfertigte die prestigeträchtige Stellung der Offiziere an der Spitze der Gesellschaft sinngemäß seltsamerweise folgendermaßen: Der Staat bleibt dem Offizier in Bezug auf seinen Lebensunterhalt durch eine geringe Entlohnung etwas schuldig, was er ihm durch seine Lebensstellung und das hohe gesellschaftliche Ansehen, das der Offizier als Mitglied des Ersten Standes in Preußen genoss, wieder gewährte.⁶¹⁴

Dem Offizierkorps unter Wilhelm II. wurde allein durch die ersten beiden kaiserlichen Erlasse vom 15. Juni 1888, die sich an das Militär richteten (siehe Kapitel 4), besondere Aufmerksamkeit sowie eine damit einhergehende Vorrangstellung seitens des Monarchen zuteil. Die Offiziere würdigten dieses *beiderseitige Treuebekenntnis* des Herrschers und nahmen es mit Wohlwollen auf. Schaible stellt diesbezüglich lediglich folgende rhetorische Frage an seine Leser: „Kann es da verwundern, daß diese Armee mit der größten Begeisterung auf ihren Kriegsherrn sieht, und kann und darf es anders sein, als daß jedes Offizierkorps eine streng monarchische Gesinnung, eine felsenfeste Königstreue und aufopfernde Vaterlandsliebe von jedem seiner Mitglieder verlangt und diese Tugenden sorgsam hütet und bewacht?“⁶¹⁵ Diese Frage beantwortete sich seitens der Offiziere von selbst und die Antwort konnte in dieser Zeit nur „Nein“ lauten. Wilhelm der Zweite sprach dem Offizier den ersten Stand in der Gesellschaft zu und verlangte im Gegenzug absolute Treue und die Verteidigung seiner Mo-

⁶¹⁰ Vgl. Messerschmidt, *Militär und Militarismus in Deutschland*, S. 14.

⁶¹¹ Vgl. Ullrich, *Die nervöse Grossmacht*, S. 278.

⁶¹² Schaible, *Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers*, S. 61.

⁶¹³ Ostertag, *Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich 1871 bis 1918. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit*, S. 211.

⁶¹⁴ Vgl. van den Bergh, *Das Deutsche Heer vor dem Weltkriege*, S. 119.

⁶¹⁵ Schaible, *Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers*, S. 53.

narchie gegen innere und äußere Feinde. Der Regent veränderte damit theoretisch die Rolle des Offiziers sowie die Aufmerksamkeit, die ihm entgegengebracht werden sollte; aber ob die wilhelminische Gesellschaft, in der das Bürgertum immer stärker die vorherrschende Klasse wurde, tatsächlich die Position des Offiziers an der Spitze anerkannte, ist mehr als fraglich und kann keine klare Beantwortung finden – dass der Offizier/Reserveoffizier zur gesellschaftlichen Elite avancierte und dort auch Anerkennung fand, hingegen nicht. Durch einen Erlass des preußischen Innenministeriums vom 03. Januar 1890 stand allen aktiven Offizieren und den Staboffizieren außer Dienst das Prädikat ‚Hochwohlgeboren‘ zu, was letztendlich dazu beitrug den Hochmut der Offiziere zu nähren.⁶¹⁶

Die rechtliche Position des Offiziers unter Wilhelm II. gegenüber der Polizei blieb seit Oktober 1855 unverändert und wurde den sich verändernden gesellschaftlichen Umständen im Kaiserreich nicht angemessen angepasst. Wenn eine Person Träger der Offiziersuniform seiner Majestät des Kaisers war⁶¹⁷ und sich allein damit als Offizier (in oder außer Dienst, aktiv oder Reserve) legitimierte, bekam er besondere polizeiliche Rücksichten entgegengebracht. Dies bedeutete, dass ein Polizeibeamter lediglich die Befugnis besaß, einem Offizier ruhig und in angemessenen Worten auf ein Vergehen aufmerksam zu machen. Er konnte gegen diesen erst bei einem begangenen Verbrechen, das gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit verstieß, und bei Gefahr im Verzug einschreiten und ihn notfalls in Arrest nehmen.⁶¹⁸

Das wilhelminische Zeitalter mit dem starken wirtschaftlichen Aufschwung, den großen kulturellen und wissenschaftlichen Leistungen, jedoch andererseits auch mit den sozialen Problemen, musste dem Offizierkorps zwangsläufig eine unverwechselbare und ambivalente Prägung verschaffen, die von der Öffentlichkeit teilweise sehr stark kritisiert worden ist,⁶¹⁹ wie sich im Verlauf dieses Kapitels noch zeigen wird.

Im wilhelminischen Offizierkorps scheint eine *luxuriöse Lebensführung* Einzug gehalten zu haben, da nach einem Artikel aus dem Militär-Wochenblatt vom Jahre 1899 der verbreitete Luxus, der v. a. den neureichen bürgerlichen Aufsteigern zu verdanken sei, und der damit einhergehende Verfall der alten militärischen Sparsamkeit angeklagt wurden: „Daß

⁶¹⁶ Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 297.

⁶¹⁷ Auf diesen Umstand, dass lediglich das Tragen einer Uniform eine Legitimierung für Sonderrechte gegenüber der zivilen Polizeigewalt darstellte, werde ich im Fallbeispiel „Der Hauptmann von Köpenick“ (Kapitel 4.4.2) näher eingehen.

⁶¹⁸ Vgl. Schaible, Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers, S. 163 f.

⁶¹⁹ Vgl. Deist, Militär, Staat und Gesellschaft, S. 43 f.

wir heutzutage so viel mehr brauchen als unsere Vorgänger vor 70 Jahren, das liegt wahrlich nicht allein daran, daß Alles so viel theurer geworden ist. [...] Wir halten aber eine Menge von Dingen für unentbehrlich, die früher keineswegs dafür galten; wir sind Kinder unserer anspruchsvolleren Zeit, und es würde ohne Zweifel ein solches Leben nach Art der Großväter eine viel größere Resignation erheischen, als es damals deren bedurfte.⁶²⁰ Der Verfasser des Artikels greift damit den Luxuswettlauf, der bei manchen Offizieren ausgebrochen war, an und appelliert, anstatt daran teilzunehmen, sich besser auf tradierte Werte des Soldatenberufs, wie Genügsamkeit und Einfachheit, zu besinnen. Kaiser Wilhelm I. erließ seiner Zeit Anordnungen,⁶²¹ um diese Exklusivität und das Luxusleben im Offizierkorps gar nicht erst aufkommen zu lassen, aber unter Wilhelm dem Zweiten änderte sich dies grundlegend, was nur unschwer mit dem Prestigezuwachs durch die Reichseinigungskriege in Verbindung gebracht werden kann. Auch wenn der Monarch in einem Erlass vom 23. März 1890 verlangte, dass „dem überhand nehmenden Luxus mit allem Ernst und Nachdruck entgegengetreten werden“⁶²² müsse, so war sein eigenes Beispiel mit der übermäßigen Prunkentfaltung bei Hofe und auf Reisen nicht geeignet ein gutes Beispiel für sein Offizierkorps zu geben.⁶²³

Ich werde jetzt noch einmal die Frage aus dem Kapitel 3.3 aufgreifen und diskutieren, ob denn neben dem Monarchen und den Offizieren selbst, auch die Mehrheit der preußischen Gesellschaft das Offizierkorps als obersten Stand ansah. In Hartmut Johns Abhandlung fallen Schlagworte wie „beispiellose Stellung“⁶²⁴ und einer „Spitzenstellung des Offiziers auf der gesellschaftlichen Prestigeskala“,⁶²⁵ beruhend auf den nachhaltigen Wirkungen der militärischen Reichsgründung. Er führt jedoch weiter aus, dass sich die Mehrheit des Offizierkorps in „elitärerer Überschätzung seiner gesellschaftlichen Relevanz“⁶²⁶ übte und kritisiert, dass die Heerespublizistik maßgebliche Verantwortung für eine ‚prestigefördernde Ruhmverewigung‘ der siegreichen Feldzüge zu konstatieren versuchte.⁶²⁷ Die Militärelite versuchte praktisch mit

⁶²⁰ Militär-Wochenblatt, Das Offizierkorps und die Geselligkeit, Spalte 2526.

⁶²¹ „Je mehr andernwärts Luxus und Wohlleben um sich greifen, um so ernster tritt an den Offiziersstand die Pflicht heran, nie zu vergessen, daß es nicht materielle Güter sind, welche ihm die hochgeehrte Stellung im Staate und in der Gesellschaft erworben haben und erhalten werden.“ Zitat von Kaiser Wilhelm dem Ersten, zitiert nach: von Freytag-Loringhoven, Was danken wir unserem Offizierkorps? Zwei Jahrhunderte seiner Geschichte, S. 71.

⁶²² Zitat aus dem königlichen Erlass vom 23. März 1890, zitiert nach: van den Bergh, Das Deutsche Heer vor dem Weltkriege, S. 135.

⁶²³ Vgl. ebd.

⁶²⁴ John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 286.

⁶²⁵ Ebd.

⁶²⁶ John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 288.

⁶²⁷ Vgl. John, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, S. 288 f.

der Unterstützung monarchietreuer und nationaler Publizistik und mit dem Verfassen eigener Schriftstücke durch hochrangige Offiziere, ihr Image und ihre innermilitärische Position auf die gesamte Gesellschaft zu übertragen und zu verewigen. Hätte man jedoch das gehobene Bürgertum zu diesem Thema befragt, wären die Meinungen sicherlich stark auseinander gegangen.

5.4 Militär und Gesellschaft – öffentliche Diskurse am Beispiel von historischen Zeitungen

Im Folgenden geht es um die Betrachtung von drei exemplarischen Vorkommnissen, die sich allesamt kurz nach der Jahrhundertwende im Kaiserreich zugetragen haben und an denen das Militär, speziell Offiziere beteiligt waren. Dabei gehe ich der forschungsleitenden Fragestellung nach, welche Position der Offizier in der Gesellschaft einnahm. Dazu werde ich die damalige Darstellung und Interpretationen der Geschehnisse im Medium Zeitung⁶²⁸ untersuchen, um die öffentliche Meinung der Gesellschaft abzubilden. Meine Grundannahmen die Darstellung der Ereignisse betreffend sind: Erstens, eine hohe Dauer und ein großen Umfang der Betrachtung sowie eine kritisierende Wortwahl bei Tageszeitungen mit linker bzw. linksliberaler politischer Orientierung. Zweitens, eine geringe Dauer und einen geringen Umfang der Betrachtung, zudem kritiklose oder verharmlosende Wortwahl bei Tageszeitungen mit konservativer/hoch- bzw. regierungsnaher politischer Haltung und drittens, eine in Relation zu den beiden Antagonisten ausgewogene Dauer und Umfang sowie eine wertneutrale Art der Berichterstattung bei Tageszeitungen mit liberaler bzw. unparteilicher Ausprägung.

Jedem Fallbeispiel voran gestellt erfolgt ein kurzer geschichtlicher Abriss der Vorfälle. Bei den ausgewählten Darstellungen handelt es sich um das Fallbeispiel ‚Bilse‘, den ‚Hauptmann von Köpenick‘ und die ‚Zabern-Affäre‘. Da ich ein möglichst breites Meinungsspektrum erfassen möchte, habe ich die folgenden Zeitungen ausgewählt und analysiert, die zu den auflagenstärksten der Zeit gehören:⁶²⁹

⁶²⁸ Die zeitintensive Recherche erfolgte zum Teil durch die Auswertung von Mikrofilmen, auf denen die Originalzeitungen archiviert waren oder durch die direkte Auswertung der Originale.

⁶²⁹ Hierbei muss berücksichtigt werden, dass der Großteil der Tageszeitungen dem liberalen Spektrum zuzuordnen war. Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 438.

1. Der „Vorwärts“ (linke Haltung),⁶³⁰
2. die „Frankfurter Zeitung und Handelsblatt“ (linksliberal),⁶³¹
3. die „Vossische Zeitung“ (liberal),⁶³²
4. die „Kölnische Zeitung“ (nationalliberal im ‚Generalanzeigerstil‘),⁶³³
5. die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ (regierungsnah)⁶³⁴ und
6. die „Neue preußische Zeitung“ (hochkonservativ).⁶³⁵

Eine ganzheitliche statistische Inhaltsanalyse dieser drei Ereignisse ist aus zwei Gründen nicht möglich, weil das Thema erstens umfangreich genug wäre, um eine eigene Diplomarbeit darüber zu verfassen und zweitens einige Artikel auf Mikrofilmbasis qualitativ zu schlecht waren (und teilweise gänzlich unleserlich eingescannt), um damit inhaltlich arbeiten zu können, weshalb ich mich für die Bearbeitung lediglich in Größe eines umfangreichen Unterkapitels auf folgende Aspekte der Betrachtung beschränkt habe:

⁶³⁰ Der „Vorwärts“ mit einer Auflage von 165 000 im Jahre 1912, galt einerseits als offizielles Parteiorgan der SPD und wollte andererseits der Rolle als Berliner Lokalblatt gerecht werden, was zahlreiche Auseinandersetzungen um die politische Richtung zur Folge hatte. Vgl. Schulze, Vorwärts, S. 334 ff. Er erschien nur einmal täglich.

⁶³¹ Diese Zeitung operierte als weltweites Nachrichtenblatt und hegte den Anspruch umfassend und aktuell zu informieren, die politische Haltung ist als außerparlamentarisch oppositionell zu bezeichnen. Vgl. Paupié, Frankfurter Zeitung, S. 246. Hans-Ulrich Wehler bezeichnet die politische Gesinnung Zutreffenderweise als linksliberal. Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 438. Sie erschien zweimal täglich, jeweils als Morgen- und Abendblatt.

⁶³² Diese Zeitung, die mit ganzem Namen noch bis zum 30. September 1910 „Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen. Vossische Zeitung“ hieß, blieb von 1848 bis 1914 liberal und parteipolitisch unabhängig und besaß 1913 eine Auflage von 25000 Stück. Vgl. Bender, Vossische Zeitung, S. 37. Die „Vossische Zeitung“ erschien bis Ende 1924 zweimal täglich, jeweils als Morgen- und Abendblatt.

⁶³³ Die politische Haltung der „Kölnischen Zeitung“ im Kaiserreich war größtenteils an die der Nationalliberalen Partei gebunden, bei der wenig stetigen Haltung ging das liberale Element oftmals, v. a. in Bezug auf Minderheiten im Reich verloren. Vgl. Potschka, Kölnische Zeitung, S. 154. Sie erschien dreimal täglich, jeweils morgens, mittags und abends im „verwaschenen, gesinnungsfrommen ‚Generalanzeiger‘-Stil“. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 438.

⁶³⁴ Diese Zeitung wurde von Bismarck in ein Regierungsorgan verwandelt und verfügte über einen offiziellen Charakter. Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 439. Sie erschien nur einmal täglich.

⁶³⁵ Die „Neue preußische Zeitung“ galt als konservative Presse, die sich in ihrer politischen Haltung leicht rechts der Regierung befand und sich dem Kampf gegen die Mittelparteien, d. h. dem Liberalismus und v. a. der Sozialdemokratie widmete, jedoch wohl nie über eine Auflage von 10 000 Exemplaren hinauskam. Vgl. Rohleder/Treude, Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung, S. 210 ff. Im Allgemeinen „Kreuzzeitung“ nach dem Eisernen Kreuz genannt. Erschien zweimal täglich, jeweils als Morgen- und Abendblatt.

1. Intensität der Auseinandersetzung der jeweiligen Zeitung mit dem entsprechenden Vorfall. Dies werde ich durch die Betrachtungsdauer⁶³⁶ sowie durch den Umfang der Zeitungsartikel⁶³⁷ und deren Platzierung innerhalb der Zeitung darstellen.⁶³⁸
2. Aussageabsicht des Herausgebers der Zeitung, welcher letztendlich die politische Haltung dieses Mediums bestimmte, anhand der Analyse von Zeitungsartikeln und der Darstellung der Ergebnisse mit Hilfe von ausgewählten Zitaten und Artikelüberschriften.

Die zuvor beschriebenen Merkmale ermöglichen Rückschlüsse auf die *Relevanz der Ereignisse* für die Gesellschaft des Kaiserreichs sowie eine *Spiegelung des Spannungsverhältnisses zwischen Militär und Zivilgesellschaft*.

5.4.1 Fallstudie ‚Bilse‘

In diesem sich im Jahre 1903 zugetragenem Fall geht es um den Leutnant Oswald Fritz Bilse, der 1878 in Kirn (nahe der Kyburg) im Regierungsbezirk Koblenz der preußischen Rheinprovinz als Sohn eines Philologen und einer Hausfrau, somit in bürgerliche Verhältnissen geboren wurde.⁶³⁹ Bilse trat im Herbst 1896 als Fahnenjunker in die preußische Armee ein und avancierte 1898 schließlich zum Leutnant im 16. Trainbataillon, einem Grenzbataillon aus der kleinen elsass-lothringischen Garnisonsstadt Forbach bei Saarbrücken.⁶⁴⁰ Er betrachtete die Versetzung in das Reichsland als Demütigung, konnte dem dort zelebrierten Kasinoleben nichts abgewinnen und verlor allmählich den Anschluss an seine Kameraden.⁶⁴¹ Bilse machte Schulden, reiste unerlaubt nach London und wurde wegen Ungehorsam und Befehlsverweigerung mit zwei Wochen Stubenarrest bestraft.⁶⁴² Außerdem stürzte er infolge eines Unfalls von einer Kutsche und zog sich bleibende Schäden (den Verlust der Sehkraft

⁶³⁶ Die Betrachtungsdauer wird in Tagen angegeben. Hierbei zählt jeder Tag einfach, an dem der jeweilige Artikel einmal erschienen ist, unabhängig von der Häufigkeit an dem einzelnen Tag.

⁶³⁷ Der Berichterstattungsumfang des einzelnen Ereignisses ergibt sich aus der Summe aller Zeitungsspalten, in denen er Erwähnung findet. Die Publikation in der zweiten oder dritten Ausgabe desselben Tages fließt in die Berechnung mit ein. Ich beschränke mich dabei auf die Addition von in Quartale eingeteilten Spalten. Eine genauere Einteilung bezüglich der Zählweise befindet sich im Anhang.

⁶³⁸ Anhand dieser quantitativen Analyse wird es mir ermöglicht Rückschlüsse auf die Relevanz des Vorfalls für die Gesellschaft zu ziehen und diese im Anschluss zu interpretieren.

⁶³⁹ Vgl. Stein, Der Bilse-Skandal von 1903, S. 263 ff.

⁶⁴⁰ Vgl. Stein, Der Bilse-Skandal von 1903, S. 261 ff.

⁶⁴¹ Vgl. Stein, Der Bilse-Skandal von 1903, S. 263.

⁶⁴² Vgl. Stein, Der Bilse-Skandal von 1903, S. 263 f.

eines Auges und eine leichte einseitige Lähmung) zu.⁶⁴³ Seine Karriere war zweifach festgefahren, zum einen durch die schwere körperliche Beeinträchtigung und zum anderen durch den ruhmlosen Dienst in einer Grenzgarnison.⁶⁴⁴ Die treue Gesinnung des jungen bürgerlichen Leutnants wurde aber am stärksten durch die „moralische Verkommenheit des örtlichen Offizierkorps“⁶⁴⁵ beeinträchtigt, auf welches er sich nicht einlassen wollte und dem er sich entfremdet fühlte. Er reichte ein Entlassungsgesuch beim Generalkommando ein und begann ein Buch zu schreiben; was Bilse zu diesem Zeitpunkt nicht wusste, war das sein Antrag aus unbekanntem Gründen nicht bearbeitet wurde.⁶⁴⁶ Infolgedessen wurde entgegen seiner Planung das Buch veröffentlicht, noch bevor er aus dem Militär und aus dem Offizierkorps ausschied. Bilse publizierte einen Roman namens „*Aus einer kleinen Garnison*“, indem er unter dem Synonym Fritz von der Kyrburg seine Offizierskameraden und Vorgesetzten unter Pseudonymen beleidigte und Missstände, welche sich in seinem Bataillon zugetragen hatten, aufzeigte und anprangerte. Der Autor beschloss das Buch durch einen Braunschweiger Verlag zu veröffentlichen, unter der Voraussetzung es auf keinen Fall im Elsass-Lothringen zu verbreiten, was jedoch nicht gelang.⁶⁴⁷ Der weit verbreitete Roman erreichte dennoch das Reichsland und auch Forbach und schnell wurde klar, wer der „Nestbeschmutzer“⁶⁴⁸ in dem kleinen Bataillon war und Bilse, der eigentlich bereits entlassen sein wollte, wurde enttarnt. Es folgte seine Verhaftung, eine Hausdurchsuchung, die Beschlagnahme des Manuskriptes und eine Anklage vor dem Metzter Militärgericht.⁶⁴⁹

Es wurde in den Zeitungen, mit einer Ausnahme („Vorwärts“), in der auch über die Verhaftung von Bilse berichtet wurde, jeweils nur über die stattgefundenene Verhandlung vor dem Kriegsgericht der 33. Division, die sich über drei Tage ab dem 09. November 1903 erstreckte, berichtet. Verurteilt wurde Leutnant Bilse (zu sechs Monaten Gefängnishaft und Dienstentlassung) wegen Beleidigung von Vorgesetzten und im Dienstgrade höher stehenden Offizieren sowie wegen der die Beleidigten schädigenden Verbreitung von Schriftwerken und wegen Verletzung des Gehorsams.⁶⁵⁰

⁶⁴³ Vgl. Stein, Der Bilse-Skandal von 1903, S. 264.

⁶⁴⁴ Vgl. ebd.

⁶⁴⁵ Ebd.

⁶⁴⁶ Vgl. ebd.

⁶⁴⁷ Vgl. Stein, Der Bilse-Skandal von 1903, S. 261 f.

⁶⁴⁸ Vgl. Stein, Der Bilse-Skandal von 1903, S. 262.

⁶⁴⁹ Vgl. Stein, Der Bilse-Skandal von 1903, S. 266.

⁶⁵⁰ Vgl. Kölnische Zeitung vom 12. November 1903, zweite Morgenausgabe, S. 2.

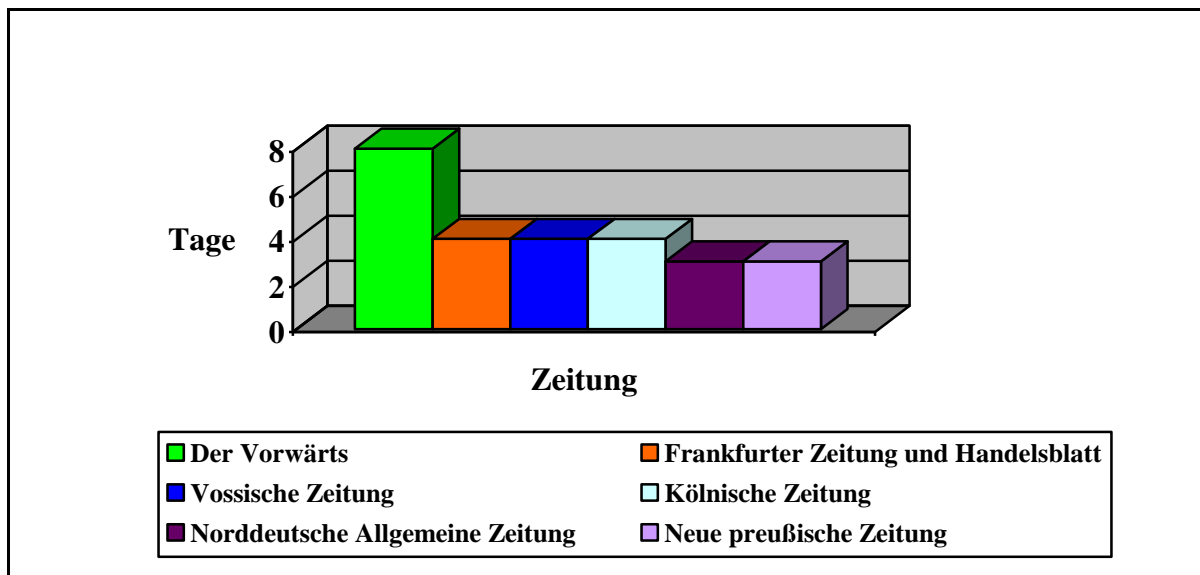


Abbildung 8: Dauer der Berichterstattung für den Fall ‚Bilse‘

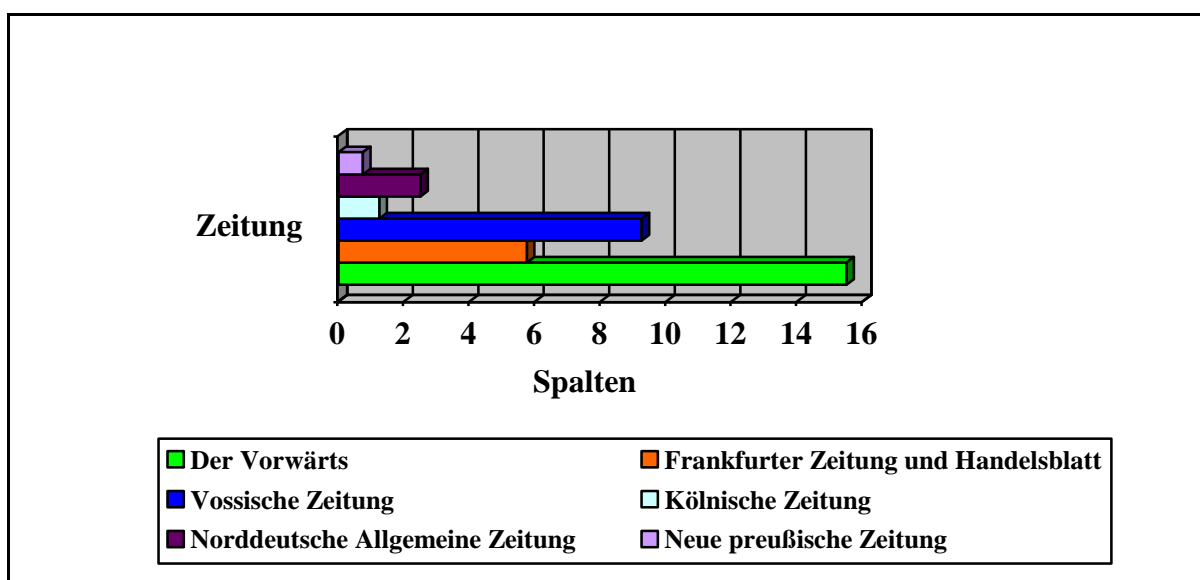


Abbildung 9: Umfang der Berichterstattung für den Fall ‚Bilse‘

Diese von mir auf Grundlage der Auswertung der sechs Zeitungen erstellten Graphiken verdeutlichen die verschiedenen Intensitäten der Auseinandersetzung der Presse mit dem Fall ‚Bilse‘. Bei der Betrachtungsdauer lässt sich eindeutig erkennen, dass der linksorientierte ‚Vorwärts‘ als Parteiorgan der SPD mit acht Tagen Berichterstattungsdauer ausführlicher über den Vorfall berichtete, als bspw. die regierungsnahen („Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, künftig „NAZ“) bzw. die konservativen Zeitungen („Neue preußische Zeitung“, künftig „NpZ“). Man kann dies in folgende Richtung interpretieren: Der ‚Vorwärts‘ beschäf-

tigte sich als Vertreter der Arbeiterpartei intensiv mit den Verfehlungen der Offiziere bzw. mit den Missständen in Forbach, die Oswald Bilse in seinem Roman aufdeckt, um sich für die einfachen Rekruten und die Zivilbevölkerung einzusetzen. Der weit überdurchschnittliche Betrachtungsumfang und der hohe Detaillierungsgrad, den der „Vorwärts“ dem ‚Bilse-Skandal‘ widmet, unterstreichen diese Deutung zunächst einmal. Die „NpZ“ betrachtet hingegen lediglich den Militärgerichtsprozess gegen Leutnant Bilse und dies nur in drei kurz gefassten Artikeln. Der Betrachtungsumfang beträgt nicht einmal eine Spalte, es werden kaum Details erwähnt und damit entweder bewusst auf die Informationsweitergabe bezüglich bestehender Missstände in Grenzgarisonen bzw. Verfehlungen durch Offiziere verzichtet oder als ‚bedauerliche Ausnahmefälle‘ behandelt. Die beiden Zeitungen („Vossische Zeitung“, künftig „VZ“ und „Kölnische Zeitung“, künftig „KöZ“) weisen an dieser Stelle der Berichterstattung keine signifikanten Merkmale auf und verhalten sich entsprechend meiner Grundannahmen. Die „Frankfurter Zeitung und Handelsblatt“, künftig „FZ“ weicht bei diesem Aspekt zunächst ein wenig von meiner Annahme ab.

Schaut man sich ferner noch die Platzierung der einzelnen Artikel an und zieht die Zeitungen heraus, bei denen über den Fall ‚Bilse‘ auf Seite 1 oder 2 und demnach mit Nachdruck berichtet wurde, ändert sich das Bild etwas und die Prioritäten verschieben sich. Lediglich bei der „FZ“ und der „KöZ“, die zwar nur in einem etwa durchschnittlichen Umfang bei durchschnittlicher Dauer über Leutnant Bilse berichtet hatten, befinden sich alle Erwähnungen zum Prozess auf seine Seite 1 oder der folgenden Seite, wenn auch bei der „KöZ“ außer einmal, nur unter der Rubrik ‚Vermischtes‘ auf Seite 2. Bei der „NpZ“ verstärkt sich der Eindruck des Erstgesagten bei der Perspektive Betrachtungsdauer und -umfang, denn alle drei Erwähnungen befinden sich lediglich als Unterpunkt in der Sparte ‚Vermischtes‘ auf Seite 3. Dies folgt meiner Vermutung, dass konservative Zeitungen Negativschlagzeilen zur – oder Fehlritte der Truppe nur nebenbei erwähnen. Wirklich interessant wird die Auswertung unter diesem Aspekt beim „Vorwärts“, der nur ca. 15% seiner Bilse-Artikel auf den ersten beiden Seiten abdruckte und seine diesbezügliche Berichterstattung im Beilagenteil abdruckte, womit der „Vorwärts“ seine Prioritäten scheinbar doch anders zu setzen pflegte. Jedoch die nähere Betrachtung der Wortwahl und die damit verübte Kritik revidieren diesen äußerlichen Eindruck wieder. Die Platzierung der entsprechenden Artikel in der „VZ“ mit etwa 17% auf Seite 1 oder 2 verleiht aufgrund des wesentlich höheren Berichterstattungsumfang im Vergleich zur „KöZ“ dem Skandal eine nicht minder starke Relevanz.

Bei der Untersuchung der Zeitungsartikel lassen sich folgende Zitate hervorheben, die charakteristisch für den sprachlichen Umgang der jeweiligen Zeitung mit dem Skandal waren.

So berichtet der „Vorwärts“ nach dem Prozess: „Im Roman liest man allerlei tolle, ungläubliche Dinge, über die man den Kopf schüttelt; man hält sie der Neigung des noch jugendlichen Autors zu krassen Übertreibungen zu gute. Und nun liest man die Prozessberichte und schüttelt wiederum den Kopf, weil die meisten und wichtigsten Abenteuerlichkeiten nicht erfunden, sondern der Wirklichkeit abgeschrieben sind.“⁶⁵¹ An diesem Zitat lassen sich die zum Ausdruck gebrachte Empörung über den Vorfall sowie der unfassbare Charakter der Enthüllungen erkennen. Diese Art der Reaktion in Form von Ironie und Zynismus entsprach meiner Erwartung für eine linksgerichtete Zeitung und wird durch das folgende Zitat noch verstärkt: „Hat der Prozess doch bewiesen, daß dem Militarismus an sich so wenig idealer Gehalt innewohnt, daß das Milieu einer kleinen Garnison schon ausreicht, fast das ganze Offizierkorps eines Bataillons zu demoralisieren! Für die kompromittierten Offiziere in Forbach genügt der Mangel äußerer Anregung und des Zwanges einer äußerlichen Etikette, um sie hoffnungslos geistiger Verblödung und moralischer Entartung verfallen zu lassen.“⁶⁵² Die „FZ“ argumentierte nach dem Prozessurteil in ähnlicher Weise dazu: „In dem aber, was sachlich das Wichtigste ist, stimmen die Blätter verschiedener Richtungen überein, daß nämlich dieser Prozess Zustände im Offizierkorps kleiner Garnisonen an der Grenze enthüllt, teils auch nur bestätigt hat, welche die ernsteste Aufmerksamkeit nicht nur der Militärverwaltung, sondern aller an dem guten Rufe und der Tüchtigkeit der Armee Anteilnehmenden herausfordert.“⁶⁵³ Dieses Zitat ist ein Beleg dafür, dass eine kritische Auseinandersetzung mit dem Militär auch in der „FZ“ stattfand. Die „NpZ“ argumentiert, wie ich erwartet habe, kurz und knapp: „Ungehorsam gegen einen Befehl liegt vor in Hinblick auf die Allerhöchste Kabinettsordre, nach welcher ein Offizier bei Herausgabe einer Druckschrift [...] seinen wirklichen Namen zu nennen [...] hat. Diese Kabinettsordre hat der Angeklagte außer Acht gelassen und ist deshalb zu bestrafen.“⁶⁵⁴ Damit geht sie nicht einmal auf die im Roman angezeigten und im Prozess bestätigten Verfehlungen ein. Die „VZ“ stellt Ungereimtheiten im Militär fest, damit ist sie objektiv, aber kritisch, was folgendes Zitat verdeutlicht: „Auch in den heutigen Aussagen der Zeugen treten die widersprechendsten Auffassungen von den Verhältnissen in Forbach sowohl, als von den Schilderungen in dem Roman hervor.“⁶⁵⁵

⁶⁵¹ Vorwärts vom 13. November 1903, S. 1.

⁶⁵² Vorwärts vom 13. November 1903, S. 2.

⁶⁵³ Frankfurter Zeitung und Handelsblatt vom 13. November 1903, dritte Morgenausgabe, S. 2.

⁶⁵⁴ Neue preußische Zeitung vom 12. November 1903, Morgenausgabe, S. 3.

⁶⁵⁵ Vossische Zeitung vom 12. November 1903, Morgenausgabe, erste Beilage, S. 2.

Anhand dieser Analyse wird deutlich, dass die linksorientierten sowie die konservativen Tageszeitungen (rechts der Regierung) in den Untersuchungskriterien meinen Grundannahmen entsprachen. Die „VZ“ als ‚unparteilicher Vertreter‘ ähnelt in Art und Form der Berichterstattung den militärkritischen links- bzw. linksliberalgerichteten Zeitungen. Der ‚Bilse-Skandal‘ lässt somit den Rückschluss auf ein nicht unumstrittenes Erscheinungsbild des Offiziers in der Gesellschaft zu. Dabei ist von besonderer Bedeutung, dass die Kritik nicht bloß aus dem Lager der Militärkritiker, sondern auch aus den Reihen der liberalen Zeitungen stammt, welche wiederum den Großteil der Bevölkerung vertraten. Dies deutet daraufhin, dass das Militär für die Gesellschaft keinen kritikfreien Raum bildete.

5.4.2 Fallstudie ‚Der Hauptmann von Köpenick‘

Die Geschichte des ‚Hauptmanns von Köpenick‘ geht auf eine wahre Begebenheit aus dem Jahre 1906 zurück. Der 57-jährige gelernte Schuhmacher Wilhelm Voigt verbrachte den Großteil seines Lebens (27 Jahre) wegen kleinerer Vergehen im Gefängnis und erhielt aufgrund dessen ein Aufenthaltsverbot für das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin.⁶⁵⁶ Nach seiner Entlassung zog er zu seiner Schwester nach Berlin, wo ihm kurze Zeit später auch für diese Region ein Aufenthaltsverbot erteilt wurde, an welches er sich jedoch nicht hielt. Vergeblich bemühte sich der Ex-Zuchthäusler um einen neuen Pass beim Landratsamt, welchen er nicht bekam, da er arbeitslos war und unter Polizeiaufsicht stand.⁶⁵⁷

Wilhelm Voigt, sich noch im Passamt befindend und sehr wütend, erlebt mit, wie sich die Beamten, die ihn noch kurze Zeit zuvor herabwürdigend behandelt hatten, aufspringen und untertänig zeigen, als ein Hauptmann der Infanterie den Raum betritt.⁶⁵⁸ In diesem Augenblick kam ihm die Idee für seinen Gaunerstreich. Er erstand in mehreren Trödeläden eine alte preußische Hauptmannsuniform und erprobte zunächst in der Dunkelheit die Reaktionen der Zivilbevölkerung.⁶⁵⁹ Gestärkt mit durchweg positivem Feedback begab sich Voigt in seiner Uniform zum Schlesischen Bahnhof.⁶⁶⁰ Als ‚falscher Hauptmann‘ gekleidet unterstellte er sich eine Wachmannschaft⁶⁶¹ und besetzte mit dieser das Rathaus von Köpenick. Selbst der

⁶⁵⁶ Vgl. Vossische Zeitung vom 26. Oktober 1906, Abendausgabe, S. 3 f.

⁶⁵⁷ Vgl. Schäfer, Der Hauptmann von Köpenick, S. 203 f.

⁶⁵⁸ Vgl. Schäfer, Der Hauptmann von Köpenick, S. 204.

⁶⁵⁹ Vgl. Schäfer, Der Hauptmann von Köpenick, S. 216.

⁶⁶⁰ Vgl. ebd.

⁶⁶¹ Die Angaben zur Stärke und Zusammenstellung der Wachmannschaft variieren sehr stark. Die Frankfurter Zeitung berichtet bspw. von 20 Soldaten unter der Führung des ‚falschen Hauptmanns‘. Vgl. Frankfurter Zeitung und Handelsblatt vom 17. Oktober 1906, dritte Morgenausgabe, S. 1.

sich im Rathaus befindliche Polizeiinspektor nahm folgsam Voigts Befehle entgegen. Der Bürgermeister ergab sich seinem Schicksal, er wurde widerwillig verhaftet und mit einer Kutsche zur Wache nach Berlin gebracht, die Stadtkasse mit 4002 Mark wurde von Voigt beschlagnahmt.⁶⁶² Im Anschluss daran flüchtete Voigt mit der Stadtkasse und wurde nach 10 Tagen, am 26. Oktober 1906 verhaftet und zu vier Jahren Gefängnis verurteilt, wobei er in Haft sitzend nach zwei Jahren durch Kaiser Wilhelm II. begnadigt wurde.



Abbildung 10: Zeitgenössische Postkarte: Der Hauptmann von Köpenick, (1906).⁶⁶³

Hier dargestellt ist ein Motiv einer historischen Postkarte, wie sie infolge des Geschehens in Köpenick massenhaft und in verschiedenen Varianten herausgegeben wurden. Der schematische Verlauf des Vorfalls wurde hierbei karikiert und mit Reimen versehen abgebildet. Die Unterhaltungsindustrie hatte sich sofort dem Ereignis angenommen und neben Ansichtskarten entstanden noch im selben Jahr Geschichten, Theaterstücke und Kurzfilme, in den Folgejahren kamen zahlreiche Verfilmungen und Kinofilme zu diesem Thema hinzu. Diese

⁶⁶² Vgl. Kölnische Zeitung vom 17. Oktober 1906, Mittagsausgabe, S. 1.

⁶⁶³ http://www.koepenickia.de/6_bgalerie/frames/AK41.htm

humorvolle Art des Umgangs mit dem Ereignis findet sich auch in den Zeitungen wieder, wie die Zeitungsanalyse zeigen wird.

Bereits am 17. Oktober 1906 nahm die vollständige nationale Presse sich des Vorfalls mit Schlagwörtern wie „Ein unglaublicher Gaunerstreich“,⁶⁶⁴ „Der Köpenicker Gaunerstreich“,⁶⁶⁵ „Kriegszustand in Köpenick“⁶⁶⁶ und „Ein unerhörter Gaunerstreich“ an.⁶⁶⁷

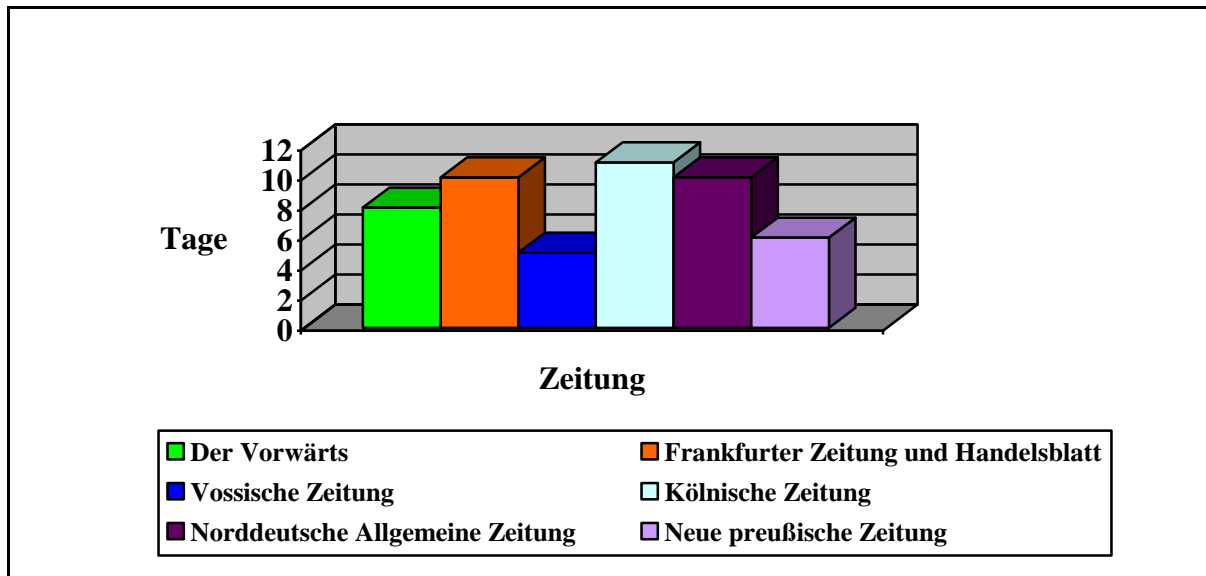


Abbildung 11: Dauer der Berichterstattung für den ‚Hauptmann von Köpenick‘

⁶⁶⁴ Frankfurter Zeitung und Handelsblatt vom 17. Oktober 1906, zweite Morgenausgabe, S. 2.

⁶⁶⁵ Kölnische Zeitung vom 17. Oktober 1906, Mittagsausgabe, S. 1.

⁶⁶⁶ Vorwärts vom 17. Oktober 1906, zweite Beilage, S. 2.

⁶⁶⁷ Vossische Zeitung vom 17. Oktober 1906, erste Beilage, S. 4.

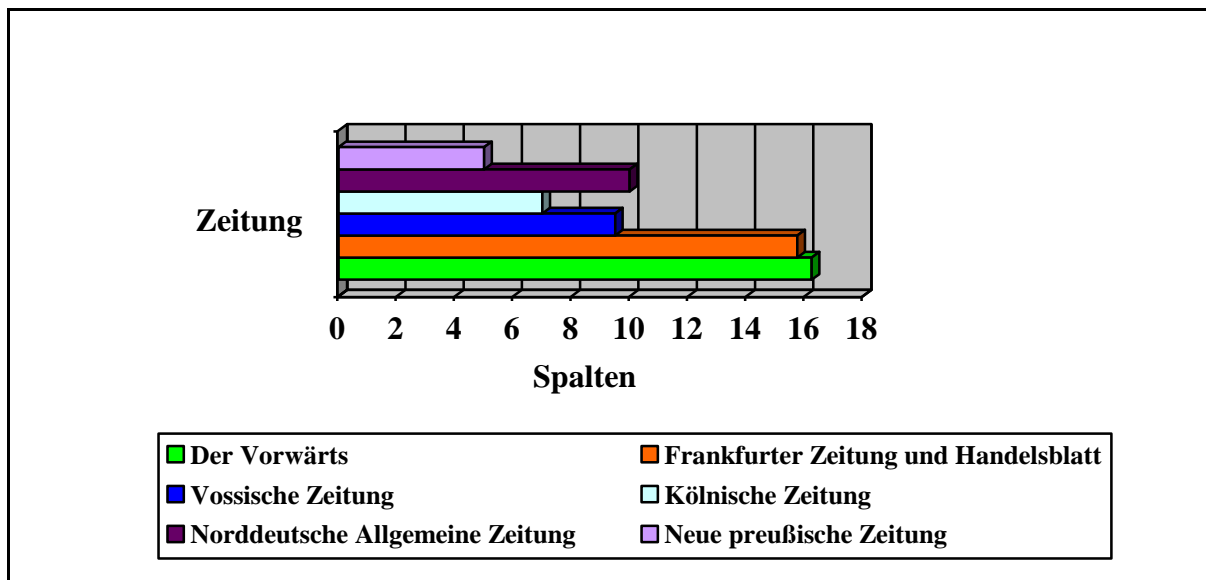


Abbildung 12: Umfang der Berichterstattung für den ‚Hauptmann von Köpenick‘

Die beiden von mir erstellten Graphiken zeigen die unterschiedlichen Stärken der Auseinandersetzung der sechs Tagesblätter mit dem Gaunerstreich des ‚Hauptmanns von Köpenick‘ bezüglich der Betrachtungsdauer (in Tagen) und dem Betrachtungsumfang (in Spalten) der Information. Die ‚VZ‘ als parteipolitisch unabhängiges Tagesblatt mit fünf bzw. die ‚NpZ‘ als konservatives Blatt mit sechs Tagen Berichterstattungsdauer, liegen auffällig unter dem Durchschnitt der vier übrigen Tageszeitungen. Bei der ‚VZ‘ als liberal einzustufender Tageszeitung ist dies eigentlich verwunderlich und weicht in diesem Punkt von meiner Grundannahme ab. Konzentriert man sich nun aber auf den Berichterstattungsumfang, so befindet sich die ‚VZ‘ aber wieder im Durchschnitt, die konservative ‚NpZ‘ jedoch immer noch weit darunter. Bei der ‚NpZ‘ verwundert dies nicht, da meiner Theorie zufolge dem Vorfall in konservativen Kreisen nicht übermäßig Beachtung zukommen sollte. Bei der Fokussierung auf die ‚NAZ‘ fallen eine leicht überdurchschnittliche Dauer und Umfang der Berichterstattung auf, was zunächst auf ein militärkritisches Verständnis schließen lässt. Der Spaltenumfang, den die linksliberale, oppositionelle ‚FZ‘ mit Weltgeltung sowie der linksorientierte ‚Vorwärts‘ dem ‚Hauptmann von Köpenick‘ widmen, ist signifikant überdurchschnittlich. Daraus schlussfolgernd lag wohl das Interesse der linksliberalen und linken Presse an dem Vorfall sehr hoch; sicherlich einerseits, um auf die Situation aufmerksam zu machen und sich über dieses Ereignis zu belustigen, aber andererseits gewiss auch, um die Uniformgläubigkeit und das Einknicken der Zivilverwaltung vor des ‚Königs Rock‘ scharf zu kritisieren, davor zu warnen und damit das Zivilbewusstsein zu stärken.

Untersucht man dazu wiederum die Relevanz der einzelnen Artikel und zieht dabei die Zeitungen heraus, bei denen über den ‚Hauptmann von Köpenick‘ als Leitartikel, auf Seite 1 oder auf Seite 2 und demnach mit Nachdruck berichtet wurde, zeigt sich Folgendes: Die nationalliberale „KöZ“ hatte diesbezüglich die höchste Berichterstattungsdauer, bei einem vergleichsweise geringen Umfang, aber alle Erwähnungen befinden sich auf den ersten beiden Seiten, getreu dem Stil eines ‚Generalanzeigers‘, wie dies auch schon bei der Berichterstattung zum ‚Bilse-Skandal‘ vorlag. Bei der „FZ“ befinden sich 82% der Artikel auf den ersten beiden Seiten, bei einem Spitzenwert von acht Erwähnungen auf der Titelseite. Dies unterstreicht die Interpretation, die ich bei dieser Zeitung schon für den Spaltenumfang vorgenommen hatte. Der „Vorwärts“ berichtete zu 50% auf den ersten beiden Seiten, der Großteil der anderen Hälfte der Berichterstattung erfolgte zwar nur in den Beilagen, aber hierbei fast ausschließlich auf den Seiten 1 und 2. Bei der „NAZ“ und der „NpZ“ hat es kein Artikel über den ‚Gaunerstreich‘ auf die erste Seite geschafft. In Betracht dessen kann man davon ausgehen, dass diesem Vorfall lediglich eine geringe Relevanz beigemessen wurde. Das entspricht der Strategie der Berichterstattung einer konservativen oder regierungsnahen Zeitung, was auch durch die Formulierung der Artikel, wie im folgenden Abschnitt beschrieben wird, unterstützt werden kann.

Im folgenden Abschnitt werden Zeitungsartikel, die kennzeichnend für den sprachlichen Umgang der einzelnen Zeitungen mit dem Skandal des ‚Hauptmanns von Köpenick‘ waren, und die Aussageabsichten der Herausgeber als Sprachrohr der öffentlichen Meinung dargestellt.

Der „Vorwärts“ gibt in überaus kritischer Weise die Unfähigkeit der Polizei und der Zivilbehörden sowie den ernsten Charakter des Vorfalls von militärischer Seite wieder: „Der Held von Köpenick, dessen genialer Handstreich beide Hemisphären mit unauslöschlicher Heiterkeit erfüllt hatte, ist heute verhaftet worden. Es war nicht das Verdienst der Polizei [...]. [...] daß ein alter Zuchthäusler, der von militärischen Dingen nur ganz oberflächliche Begriffe haben konnte, überall für einen waschechten Offizier gehalten wurde, ist allerdings nur dazu geeignet, die Blamage unseres Militarismus ins Maßlose zu vergrößern! [...] Die Lächerlichkeit des Kults der Uniform konnte nicht beißender satirisiert werden, als dadurch, daß dieser kümmerliche Lumpenproletarier [...] nur in Hauptmannsuniform schlüpfen brauchte, [...] um sofort zwölf Garderegimentäre in den Bann des Kadavergehorsams zu schlagen und eine ganze Stadt samt Bürgermeister, Polizeiinspektor und Gendarmerie zu terrorisieren.“⁶⁶⁸ Der „Vor-

⁶⁶⁸ Vorwärts vom 27. Oktober 1906, S. 1 f.

wärts“ mahnt aus dem Vorfall zu lernen, dass sich die Zivilgewalt nicht noch einmal derartig vor der Militärgewalt beugen dürfe, da man sich ansonsten einer Militarisierung preisgeben würde. Der „Vorwärts“ tätigt somit eine eindeutige Aufforderung, die in ihrer Deutlichkeit der von mir erwarteten Reaktion einer linksgerichteten Zeitung übertrifft. Die „FZ“ berichtet nach der Ergreifung Voigts belustigend und mahnend zugleich: „Also ein simpler Schuhmachergeselle, ein alter Zuchthäusler [...] vermochte Militär und Zivilbehörden so gründlich zu täuschen, daß er die Verhaftung der höchsten städtischen Beamten und die Ausraubung der städtischen Kasse mit Hilfe der bewaffneten Macht am hellen Tage und gewissermaßen unter Assistenz von Polizei und Gendarmerie durchsetzen konnte. [...] Bei der nochmaligen Beurteilung des ganzen Vorgangs kann man nicht einfach den dupierten Beamten die alleinige, nicht einmal die Hauptschuld zuschreiben. Es muß immer wieder gesagt werden, daß es eine Folge des militärischen Systems ist, das den willenslosen Gehorsam ohne eigene Prüfung auch bei den seltsamsten Befehlen zur Pflicht macht. [...] Dem Verbrecher ist es ja fast als ein Verdienst anzurechnen, daß er das einmal ad oculos demonstriert hat, wie er andererseits sich für das Spielen seiner schweren Rolle mit einer verhältnismäßig geringen Entschädigung begnügt hat.“⁶⁶⁹ Mit diesem Artikel übt die linksliberale „FZ“ offene Kritik am militärischen System. Dies wäre in einer militarisierten Gesellschaft so nicht möglich. Ähnlich verfährt die „KöZ“, die dem belustigenden Charakter des Vorfalls eine Kritik des militärischen Systems an die Seite stellt: „Ein alter Zuchthäusler genießt den Ruhm, eine Weltstadt zehn Tag lang beschäftigt zu haben. [...] Schon nach zehn Tagen hatten die ‚Blauen‘ [Polizei] den Unhold dingfest gemacht! [...] Man sah es ihnen ordentlich an, wie der Stolz ihre Uniformen blähte, wie das Gefühl sie beherrschte, daß sie sich doch ganz anders aus der Affäre gezogen hatten wie die Armee.“⁶⁷⁰ Die „KöZ“ als nationalliberale Zeitung verstärkt den Fokus auf einen Mangel im Militär und spricht diesen, wenn auch nicht offen, an. Die „VZ“ schreibt: „Viel-fach wird auch der Umstand glossiert, daß der Schuster und Zuchthäusler, der persönlich allen militärischen Gepflogenheiten und Übungen fernstand, Funktionen, Gebahren und Würde des Hauptmanns so virtuos zu spielen verstand, daß Hoch und Nieder dadurch getäuscht wurden: die Geschicklichkeit des Hochstaplers und die bereitwillige Empfänglichkeit der verschiedensten Kreise für das imponierende Auftreten der ‚Autorität‘ erscheint dadurch um so merkwürdiger.“⁶⁷¹ Anhand dieses Artikels thematisiert die „VZ“ die ‚Autoritätshörigkeit‘, welche in diesem Fall an einer alten Hauptmannsuniform festgemacht wird. Eine ‚Autoritäts-

⁶⁶⁹ Frankfurter Zeitung und Handelblatt vom 26. Oktober 1906, Abendausgabe, S. 2.

⁶⁷⁰ Kölnische Zeitung vom 27. Oktober 1906, Mittagsausgabe, S. 2.

⁶⁷¹ Vossische Zeitung vom 26. Oktober 1906, Abendausgabe, S. 3 f.

hörigkeit' bezogen auf die Soldatenuniform könnte für sich genommen als ein Indiz für die Militarisierung der Gesellschaft angesehen werden, jedoch die Tatsache, dass linke, linksliberale, liberale und nationalliberale Zeitungen dies beanstanden, zeigt ein entsprechendes Problembewusstsein des Großteils der Gesellschaft. Diese bewusste Distanzierung von Befehl und Gehorsam außerhalb des militärischen Bereichs kennzeichnet eine Zivilgesellschaft. Die „NpZ“ kommt zu einem einseitig-sachlichen bzw. abschwächenden Fazit, wie es von einer konservativen Zeitung zu erwarten war: „Die Köpenicker Affäre, die weit über Deutschlands Grenzen hinaus Aufsehen erregt hat und durch das internationale Sensationsbedürfnis zu einem welterschütternden Ereignis erhoben wurde, hat einen schnellen und, wenn man ehrlich sein will, einen ernüchternden Abschluß gefunden“.⁶⁷² Die regierungsnaher „NAZ“ schreibt: „Der ‚Hauptmann von Köpenick‘ ist eine wahre Jammergestalt. Wie man ihn für einen Offizier halten konnte, ist unbegreiflich.“⁶⁷³ Damit verweist sie auf klare Fehler des Bürgermeisters und der Polizeibeamten Köpenicks, nimmt somit das Militär in Schutz und verhält sich damit gemäß meiner Grundannahme.

Der Fall des ‚Hauptmanns von Köpenick‘ forderte durch seinen schier *unfassbaren Charakter* die Journalisten der Zeitungen geradewegs zu *sarkastischen Überzeichnungen* heraus, wobei keine Empörung über die Anmaßung des Schusters, sondern eine Entrüstung über die Möglichkeit dieses Vorfalles zum Ausdruck gebracht wurde. Das Kuriose bestand in der Tatsache, dass niemand kritisch genug nachfragte oder dem ‚falschen Hauptmann‘ echten Widerstand bot. Die Uniformgläubigkeit wird durch diesen Streich des Schuhmachers Voigt offensichtlich aufgezeigt. Das Synonym des ‚Rocks des Königs‘ galt als Machtsymbol, dessen Träger unbedingt zu respektieren war.⁶⁷⁴ Dieser Autorität hatten gemäß Volker Ullrich die „Zivilisten nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen“.⁶⁷⁵ Dieser Fall hatte zwar aufgezeigt, dass dies zutraf aber die darauf folgende breite Kritik in den Medien, die nicht nur durch linke, sondern vom gesamten liberalen Spektrum bis hin zu den Nationalliberalen geäußert wurde, zeigt das Bestreben das Zivile in der Gesellschaft zu bewahren und eine Militarisierung vorzuziehen.

Die Analyse der unmittelbaren Reaktionen auf diesen Vorfall in den Zeitungen zeigt neben der allgemeinen Belustigung der Bevölkerung jedoch, dass dieser Skandal gerade nicht symbolhaft für die ungebrochene Herrschaft einer stark militarisierten ‚Untertanenmentalität‘

⁶⁷² Neue preußische Zeitung vom 27. Oktober 1906, Morgenausgabe, S. 3.

⁶⁷³ Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 27. Oktober 1906, S. 3.

⁶⁷⁴ Vgl. Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 397 f.

⁶⁷⁵ Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 398.

der Gesellschaft zu interpretieren ist, da in diesem Fall die gesellschaftliche Meinung nahezu homogen war; sie bestand aus einer gebündelten Kritik gegenüber altpreußischen militaristischen Tendenzen und der bestehenden ‚Uniformuntertänigkeit‘ wie sie beispielhaft im Skandal des ‚Hauptmanns von Köpenick‘ zum Ausdruck kam.

5.4.3 Fallstudie ‚Zabern-Affäre‘

Der Anstoß zur ‚Zabern-Affäre‘ ging von einem noch nicht volljährigen zwanzigjährigen Leutnant Günter Freiherr von Forstner, der im 99. Infanterieregiment diente, aus und begann im Spätherbst 1913.⁶⁷⁶ Der junge Offizier erklärte seinen Rekruten in einer Instruktionssunde am 28. Oktober die Vorschriften über den Waffengebrauch im Militär und forderte sie auf, sich zur Wehr zu setzen, wenn sie während des Stadtausgangs angegriffen würden und zur Verteidigung auch Gebrauch von der Waffe zu machen.⁶⁷⁷ Forstner verlieh seiner Aussage mit folgenden Worten Nachdruck: „Wenn ihr dabei einen solchen Wackes über den Haufen stecht, schadet das auch nichts“⁶⁷⁸ und setzte eine Prämie von zehn Goldmark aus der eigenen Tasche für jeden mit dem Bajonett niedergestochenen Zivilisten aus.⁶⁷⁹ Aufgrund von Informationen eines Rekruten geriet, dass von Forstner verwendete und seit 1903 durch einen Regimentsbefehl verbotene Schimpfwort ‚Wackes‘,⁶⁸⁰ von welchem er häufig im Dienst Gebrauch machte um Rekruten und Zivilisten damit zu betiteln, an die Öffentlichkeit.⁶⁸¹ Nachdem sein Name von dem ‚Zaberner Anzeiger‘ genannt worden war, sah er sich dem Spott und der Empörung der gesamten Stadtbevölkerung ausgesetzt⁶⁸² und ließ sich zum Schutz gegen Übergriffe von einer militärischen Eskorte durch vier bewaffnete Soldaten begleiten.⁶⁸³ Statt mit der Versetzung Forstners und einer damit noch möglichen Lösung der sich

⁶⁷⁶ Vgl. Wehler, Krisenherde des Kaiserreichs 1871-1918, S. 71.

⁶⁷⁷ Vgl. Leberecht, Zabern und des Königs Rock, S. 6 f.

⁶⁷⁸ Wehler, Krisenherde des Kaiserreichs 1871-1918, S. 71 f.

⁶⁷⁹ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 1126.

⁶⁸⁰ ‚Wackes‘ konnte soviel wie ‚Herumtreiber‘ bedeuten oder als Spitzname für Elsässer verwendet werden, je nachdem wer es sagte. Forstner nutzte dieses Wort wohl als Schimpfwort und ihm wurde es demgemäß von dem französischen Teil der Bevölkerung übel genommen. Vgl. Leberecht, Zabern und des Königs Rock, S. 8.

⁶⁸¹ Vgl. Wehler, Krisenherde des Kaiserreichs 1871-1918, S. 72.

⁶⁸² Vgl. ebd.

⁶⁸³ Vgl. Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890-1914, Bd.7, S. 442. Der zeitgenössische Autor Gerd Fritz Leberecht legte die Begleitung Forstners durch bewaffnete Soldaten einzig und allein als Schutz und nicht als Provokation aus und weist darauf hin, dass der junge Leutnant nur seinem normalen Leben weiter uneingeschränkt nachging und sich nicht durch die aufgebrachte Bevölkerung einschüchtern ließ. Vgl. Leberecht, Zabern und des Königs Rock, S. 11. Für die Zaberner Bevölkerung waren die öffentlichen Auftritte Forstners jedoch eine ungeheuerliche Provokation und führten zu starken Demonstrationen. Vgl. Mommsen, War der Kaiser an allem schuld?, S. 203.

immer stärker anbahnenden Konflikte zwischen dem Militär und der elsässischen Zivilbevölkerung handelte die militärische Führung unter dem Regimentskommandeur von Reuter und dem kommandierenden General von Deimling mit der Verhängung eines nur sechstägigen Hausarrests unzureichend. Damit verpassten sie es den Zwischenfall in für die Zivilgesellschaft befriedigender Weise aus der Welt zu schaffen.⁶⁸⁴ Einige Tage später, am 15. November, meldeten drei elsässische Infanteristen ein erneutes Vergehen von Forstners an die Presse, dass dieser seine Soldaten wiederum als ‚Wackes‘ titulierte und sich in vulgären Worten über die französische Fahne äußerte.⁶⁸⁵ Die Erregung nahm zunächst in Elsass-Lothringen sprunghaft zu und der ganze Skandal weitete sich somit zum Symbol ziviler Ohnmacht und militärischer Willkür, bis hin zur politischen Krise in Form von zahlreichen kontroversen Reichstagsdebatten aus.⁶⁸⁶ Da noch immer kein politisches oder militärisches Organ beherzt eingriff und damit die Ausweitung des Konfliktes eindämmte, nahm die Eskalation ihren Lauf. Am 28. November ließ der Regimentskommandeur schier wahllos mehrere Bürger, teilweise Demonstranten, aber auch sich nur zufällig dort befindliche Leute, durch drei Züge bewaffneter Soldaten verhaften und anschließend diese noch zwei weitere Tage durch die Zaberner Straßen patrouillieren.⁶⁸⁷ Von Reuter ließ 26 Bürger über Nacht in einen Kohlenkeller einsperren; darunter einen Richter, der den Oberst auf die Rechtswidrigkeit seines Handelns hingewiesen hatte.⁶⁸⁸ Diese Selbstjustiz des Militärs stellte einen krassen Rechtsbruch dar, der nun im gesamten Reich und über dessen Grenzen hinaus großes Aufsehen erregte, aber Forstner war der Ernst der Lage scheinbar immer noch nicht bewusst. Am 2. Dezember fand in Dettweiler eine Militärübung statt,⁶⁸⁹ welche u. a. von einem Schustergesellen beobachtet wurde, der beim Anblick Forstners neben anderen Zuschauern diesen erkannte und in Gelächter ausbrach.⁶⁹⁰ Der junge Leutnant verlor seine Beherrschung und streckte den gehbehinderten Schustergesellen mit dem Säbel nieder, der dabei schwere Kopfverletzungen erlitt.⁶⁹¹ Dies ließ die bisher entstandene Affäre nun endgültig eskalieren.

Der elsass-lothringische Statthalter Graf Wedel wollte daraufhin eine persönliche Rücksprache mit Kaiser Wilhelm II. halten, der sich zu dieser Zeit (Anfang Dezember 1913) in Donaueschingen und damit nicht unter dem Einfluss des Reichskanzlers, zur Jagd be-

⁶⁸⁴ Vgl. Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890-1914, Bd.7, S. 442.

⁶⁸⁵ Vgl. Wehler, Krisenherde des Kaiserreichs 1871-1918, S. 72.

⁶⁸⁶ Vgl. Wehler, Krisenherde des Kaiserreichs 1871-1918, S. 73.

⁶⁸⁷ Vgl. ebd.

⁶⁸⁸ Vgl. Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890-1914, Bd.7, S. 443.

⁶⁸⁹ Vgl. Neue preußische Zeitung vom 2. Dezember 1913, Abendausgabe, S. 1.

⁶⁹⁰ Vgl. Mommsen, War der Kaiser an allem schuld?, S. 203 f.

⁶⁹¹ Vgl. Wehler, Krisenherde des Kaiserreichs 1871-1918, S. 73.

fand.⁶⁹² Der Monarch wollte jedoch vor Gewährung einer Rücksprache zunächst den Bericht des militärischen Hauptquartiers in Straßburg in den Händen halten, der erst wenige Tage später eintraf, wonach er sich sogleich auf die Seite seines Militärs schlug und auf ein Versagen der Polizeigewalt, die es versäumt hatte bei den Tumulten Herr der Lage zu werden, hinwies.⁶⁹³ Daraufhin entwickelte sich die ‚Zabern-Affäre‘ zu einer Reichstagsdebatte, um die politische Einstellung des Monarchen, der die „Angelegenheit ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Wahrung der Kommandogewalt gegenüber den Einflüssen der Presse und der Parlamente“⁶⁹⁴ betrachtete. Entgegen Bethmann Hollwegs Überzeugung, dass sich die Zivilverwaltung im Recht befand, verweigerte der Reichskanzler ihr seine Unterstützung, um die politische Integrität des Kaisers zu wahren und den „Rock des Königs“⁶⁹⁵ unter allen Umständen zu respektieren.⁶⁹⁶ Dafür erhielt der Reichskanzler ein Misstrauensvotum, welches sich im Grunde gegen den Regierungsstil des Kaisers und nicht gegen ihn selbst richtete.⁶⁹⁷ Selbst wenn diese Abstimmung letztendlich nur ein geringes politisches Gewicht besaß und folgenlos blieb, drückte die Zivilgesellschaft damit ihre tiefe Empörung aus, was einer ‚folgsamen Politik‘ widersprach und ein Zeichen der ‚Zivilität‘ darstellte. Die Folgen für Leutnant von Forstner und seinen Regimentskommandeur von Reuter waren lapidar. Sie wurden zwar vor ein Kriegsgericht gestellt, aber dort in zweiter Instanz am 10. Januar 1914 freigesprochen, daneben erfolgte die zeitweilige Verlegung des 99. Infanterieregiments auf einen Truppenübungsplatz, um wieder Ruhe einkehren zu lassen.⁶⁹⁸ Außerdem wurde im Februar gesetzlich verfügt, dass Rekruten aus dem Reichsland (außer Einjährig-Freiwillige) ihren Wehrdienst künftig außerhalb des Reichslands abzuleisten hatten, und der Statthalter Graf Wedel wurde daran gehindert seinen Rechenschaftsbericht, der Fehler der staatlichen Konstruktion und der militärischen Anschauungen aufgedeckt hätte, offen zu legen.⁶⁹⁹

⁶⁹² Vgl. Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890-1914, Bd.7, S. 443 f.

⁶⁹³ Vgl. Mommsen, War der Kaiser an allem schuld?, S. 205 f. Die enge Verbundenheit des Monarchen zu seinem Militär, v. a. aber zu seinem Offizierkorps wurde in Kapitel 3 hinreichend erläutert.

⁶⁹⁴ Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890-1914, Bd.7, S. 443.

⁶⁹⁵ Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890-1914, Bd.7, S. 444.

⁶⁹⁶ Vgl. ebd.

⁶⁹⁷ Vgl. Mommsen, War der Kaiser an allem schuld?, S. 207. „Ein von der Fortschrittlichen Volkspartei eingebrachtes Misstrauensvotum wurde mit 293 gegen 54 Stimmen bei 4 Enthaltungen angenommen.“ Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890-1914, Bd.7, S. 444. „Sonnabend, den 6. Dezember 1913. Allmählich allgemeine Ernüchterung und Einsicht, daß Reichstag am 3. des Monats in seiner Erüstung viel zu weit gegangen. Eindruck, daß Regierungsmaschine völlig versagt hat, bleibt indes bestehen.“ Dies schrieb ein hochrangiger Offizier, der den Reichstagsdebatten beiwohnte in sein Tagebuch und drückte damit eine starke Kritik am politischen Kurs aus. Hopmann, Das ereignisreiche Leben eines Wilhelminers, S. 345.

⁶⁹⁸ Vgl. Mommsen, War der Kaiser an allem schuld?, S. 207.

⁶⁹⁹ Vgl. Mommsen, War der Kaiser an allem schuld?, S. 207 f.

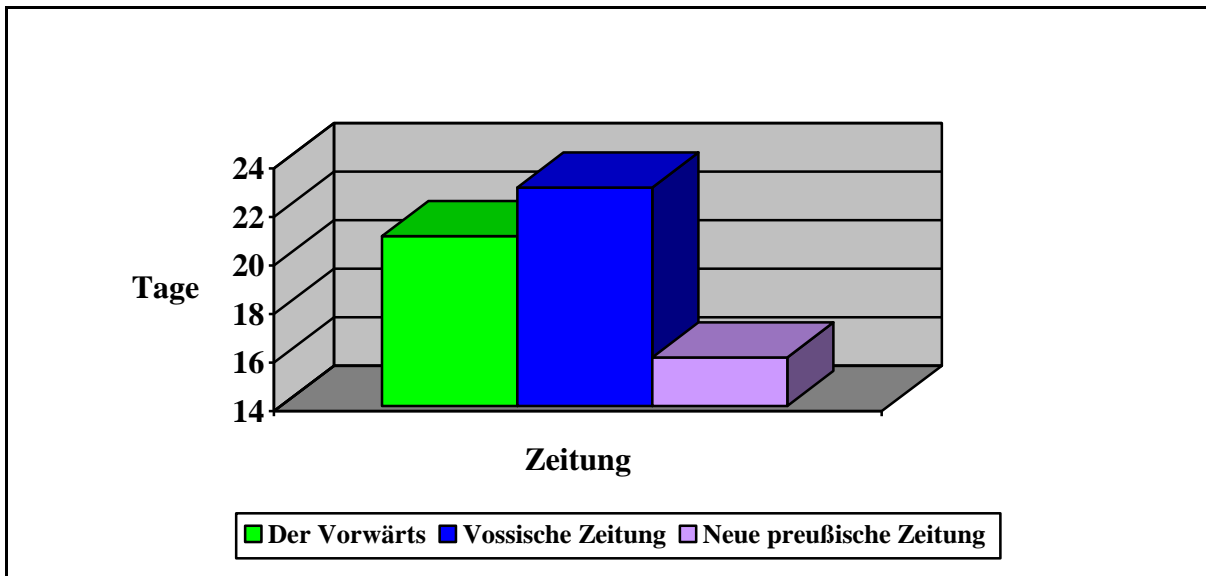


Abbildung 13: Dauer der Berichterstattung für die ‚Zabern-Affäre‘

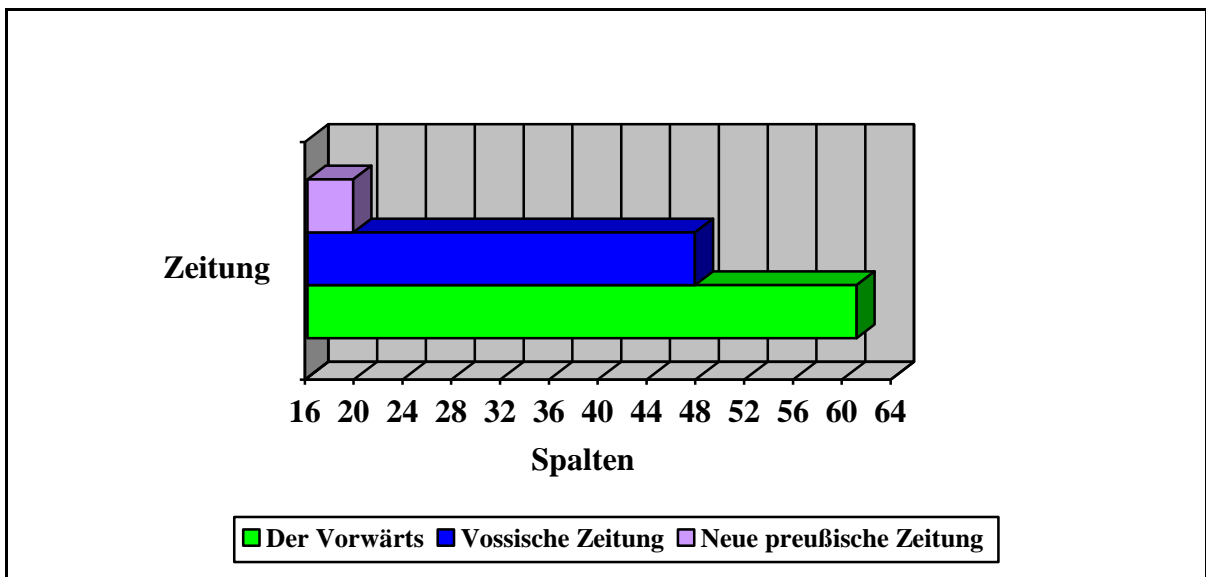


Abbildung 14: Umfang der Berichterstattung für die ‚Zabern-Affäre‘

Die Einschränkung der Betrachtung jener Vorfälle im elsass-lothringischen Zabern erfolgt stellvertretend auf drei auflagenstarke Zeitungen, je einer aus dem linken („Vorwärts“), einer aus dem liberalen („Vossische Zeitung“) und einer aus dem konservativ geprägten Lager („Neue preußische Zeitung“), um anhand dieser exemplarisch die drei ideologischen Haltungen der Zeitungen abzubilden. Da die Berichterstattung die ‚Zabern-Affäre‘ betreffend, Ende des Jahres 1913 bis Anfang des Jahres 1914 überdimensional war, wird somit die Untersuchung aus Zeitgründen auf das Jahr 1913 eingeschränkt.

Diese von mir auf Grundlage der Auswertung der drei Zeitungen erstellten Graphiken verdeutlichen die verschiedenen Intensitäten der Auseinandersetzung der Presse mit der ‚Zabern-Affäre‘. Die „NpZ“ berichtet gemäß meiner Vermutung über einen kurzen Zeitraum und in einem signifikant geringen Umfang über diese implizit wichtige politische Krise des Kaiserreichs. Hier könnte man zunächst einmal vermuten, dass die konservative Presse den Vorfall so klein wie möglich halten wollte. Die Berichterstattungsdauer der untersuchten unparteiischen „VZ“ ist seltsamerweise bei diesem Ereignis noch höher, als bei dem linksorientierten „Vorwärts“, welchem dieser Skandal viel Angriffsfläche für Kritik bot. Dies kann ein Indiz dafür darstellen, dass die liberale Presse, die den Großteil der Reichsbevölkerung ansprach und vertrat,⁷⁰⁰ empört auf die Vorfälle reagierte und sich damit zum ‚Hüter der Zivilgewalt‘ kürte. Dies ist ein erster Hinweis auf eine Verschiebung im Umgang mit dem Militär in der Gesellschaft, dass eine liberale Zeitung länger über einen Skandal mit Beteiligung von Offizieren berichtet als eine militärkritisch eingestellte Zeitung. Der Umfang der Berichterstattung des „Vorwärts“ ist in diesem Fall gigantisch und jedes noch so kleine Detail aus Zabern wurde veröffentlicht, inklusive der daraus entbrannten Reichstagsdebatten und dem ausgesprochenen Misstrauensvotum gegen Bethmann Hollweg, was eine geringere Dauer der Berichterstattung relativiert und somit einer militärkritischen Einstellung wieder gerecht wird.

Betrachtet man dabei nun noch die Platzierung der Artikel, bei denen über die ‚Zabern-Affäre‘ als Leitartikel, auf Seite 1 oder auf Seite 2 und demnach mit Nachdruck berichtet wurde, entsteht ein neues Bild, denn unter diesem Aspekt nimmt die „NpZ“ mit 85% erstmals die Spitzenposition in der Untersuchung, vor der „VZ“ mit 76% und dem „Vorwärts“ mit 75% ein. Bei der „NpZ“ findet dieser Skandal sogar 20-fache Erwähnung auf der Titelseite. Dies kann man als Hinweis dafür auslegen, dass selbst die Herausgeber dieser hochkonservativen Zeitung einsehen mussten, dass in dieser Sache die Politik und das Militär es versäumt hatten zu handeln und dies auch erstmals öffentlich kommunizierten. Auch die „NpZ“ bemängelte ein Ausbleiben schnelleren Handelns seitens der Militärführung und der Politiker in dieser Lage und sahen wohl das zerstörerische Potential dieser Affäre für die Stabilität des Kaiserreichs. Der „Vorwärts“ und die „VZ“ berichteten zwar relativ in einem geringeren Prozentsatz auf den ersten beiden Seiten als die „NpZ“, jedoch fand in diesen Blättern die Berichterstattung oft in Form von kompletten Beilagen zum Thema über mehrere Seiten sehr detailliert statt.

⁷⁰⁰ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 438.

Bei der Untersuchung der Zeitungsartikel lassen sich folgende Zitate hervorheben, die repräsentativ für den sprachlichen Umgang der drei Zeitungen mit der ‚Zabern-Affäre‘ waren.

Die Berichterstattung des „Vorwärts“ geht zu einem frühen Zeitpunkt auf den Ernst der Lage in Zabern ein: „Zuerst war es der Hauptmann von Köpenick, der die glänzende Satire auf den deutschen Militarismus der Welt vor Augen führte. [...] Jetzt aber hat der Militarismus selbst den Beweis geliefert, wie weit die grotesken Einfälle der Phantasie hinter der Wirklichkeit zurückbleiben und in das Gelächter mischt sich diesmal Zorn und Grauen.“⁷⁰¹ Die Kritik erreicht eine neue Ebene, indem sie die Ängste und eine gewisse Hilflosigkeit der militärskeptischen Bevölkerungsteile ausdrückt. Darüber hinaus kritisiert der „Vorwärts“ alle Tageszeitungen und auch Teile der Gesellschaft, die sich bisher den Vorfällen eher verschlossen bzw. diese heruntergespielt haben und ruft damit alle Teile der Gesellschaft auf sich den Übergriffen des Militär entgegen zu stellen, um Militarisierungstendenzen abzuwenden: „Die Unerträglichkeit solcher Zustände muß jetzt angesichts der Vorfälle in Zabern auch dem blödesten Spießbürger einleuchten. [...] jetzt, nachdem der Militarismus sich auch herausnimmt, skrupellos alle dem Militarismus durch die Verfassung gezogenen Schranken zu überschreiten, muß auch dem Harmlosesten die Ungeheuerlichkeit solcher Zustände zum Bewußtsein kommen.“⁷⁰² Das Parteiorgan der SPD ruft schließlich zu umfassenden Protesten auf: „Heraus zum Protest gegen die Säbelherrschaft des Militarismus! Die empörenden Vorgänge in Zabern, das herausfordernde Auftreten des Kriegsministers im Reichstage, die freiwillige Unterwerfung der Zivilgewalt unter die Militärmacht müssen vom Volke mit aller Energie und Entschiedenheit gebrandmarkt werden. Alle Arbeiter und Anhänger der bürgerlichen Freiheit müssen daher in die Versammlungen strömen [...] Nieder mit der militärischen Überhebung! Es lebe das Recht des Volkes!“⁷⁰³ Mit diesem Appell zum Handeln wählte der „Vorwärts“ das stärkste ihm zur Verfügung stehende Mittel, um weite Teile der Bevölkerung zu mobilisieren. Aber auch der „Vorwärts“ berichtet nach Bekannt werden der ausgebliebenen rechtlichen Konsequenzen für Leutnant Forstner und Oberst von Reuter resignierend: „Die bürgerliche Klasse Deutschlands hat, wie man zu sagen pflegt mehr Glück als Verstand. Noch jedes Mal hat sie kläglich versagt, wenn es darum ging, sich im Kampf gegen die Gewalten des achtzehnten Jahrhunderts ähnliche Rechte zu erobern, wie sie das Bürgertum anderer zivilisierter Länder genießt.“⁷⁰⁴ Wird dieses Zitat im Sinne der forschungsleitenden

⁷⁰¹ Vorwärts vom 01. Dezember 1913, S. 1.

⁷⁰² Vorwärts vom 03. Dezember 1913, S. 1.

⁷⁰³ Vorwärts vom 06. Dezember 1913, zweite Beilage, S. 1.

⁷⁰⁴ Vorwärts vom 08. Dezember 1913, S. 1.

Fragestellung bewertet, so wird deutlich, dass die Kritik sich nun nicht ausschließlich auf den Sachverhalt selbst bezieht, sondern hauptsächlich das in dem Fall ungleiche Verhältnis von militärischer zu ziviler Gesellschaft anprangerte. Die liberale „VZ“ kommentiert diesen Vorfall gleich zu Beginn kritisch: „Mit jedem Tage treten die Gegensätze zwischen dem Verhalten der Zivil- und der Militärbehörden in Zabern deutlicher hervor. Es wäre längst an der Zeit gewesen, die unvermeidlichen Maßnahmen zu treffen, die geeignet sind, diese Mißhelligkeiten zu beseitigen. Erst dann wird die Voraussetzung für die Wiederherstellung der Ruhe gegeben sein.“⁷⁰⁵ Damit stellt auch die „VZ“ als liberales Organ ein zu langes Zögern seitens der militärischen und zivilen Verantwortlichen fest. Drei Tage später (im Anschluss an Forstners Säbelattacke) erscheint ein Artikel mit folgendem Inhalt: „Hat man darum vier Jahrzehnte lang Elsaß-Lothringen mit dem Reich innig zu verbinden, die Bevölkerung für das Deutschtum zu gewinnen gesucht mit heißem Bemühen, daß alle Arbeit mit einem Schlage vernichtet, aller Erfolg wie mit einem Schwamm ausgewischt ist?“⁷⁰⁶ Dadurch wird die Brisanz aufgezeigt, die entstehen kann wenn das Militär in einer Gesellschaft eigenmächtig handelt und dies zudem folgenlos für die Agierenden bleibt. Die „VZ“ setzt sich abschließend für die ‚Zivilität‘ ein und identifiziert das Problem an seiner Wurzel: „Was wir zu unserm Bedauern erleben mußten, war [...] kein mit gesetzwidrigen Mitteln geführter Kampf gegen französische Bestrebungen im Elsaß, sondern ganz einfach eine Äußerung des alten Gegensatzes zwischen Deutschland und Preußen. Der preußische Militärstaat zeigt keine Neigung, sich, seine Eigenart und seine Unarten aufzugeben, sich vollkommen einzufügen in die nationale Gesamtheit als deren führendes, aber doch dienendes Glied. [...] Nicht eine [...] Verpreußung Deutschland, sondern die Eindeutschung Preußens muß das Ziel unserer inneren Nationalpolitik sein.“⁷⁰⁷ Die „VZ“ benannte in ihrem Artikel das von der Regierung vorgegebene Ziel der inneren Reichseinigung erneut, indem es eine Militarisierung wie sie in Preußen vorherrschte nicht als Ausrichtung für die gesamtdeutsche Gesellschaft befürwortete, sondern die Eingliederung Preußens in ein bürgerlich-ziviles Deutschland forderte. Sogar die konservative „NpZ“ räumte ein: „Als wir es vor mehr als acht Tagen als notwendig bezeichneten, daß die Regierung zu den Vorgängen in Zabern scharf Stellung nehme, andernfalls entstehe das Gefühl der Führerlosigkeit, die Zügel schleiften am Boden, da glaubte man, uns das als einen Vorstoß gegen den Reichskanzler auslegen zu sollen. Inzwischen hat die Erfahrung gezeigt, wie sachlich berechtigt unsere Mahnung war, sind wir jetzt doch in Zabern zu fast

⁷⁰⁵ Vossische Zeitung vom 01. Dezember 1913, Morgenausgabe, S. 1.

⁷⁰⁶ Vossische Zeitung vom 04. Dezember 1913, Morgenausgabe, S. 1.

⁷⁰⁷ Vossische Zeitung vom 07. Dezember 1913, Morgenausgabe, S. 3.

anarchischen Zuständen gekommen.⁷⁰⁸ Dieses Zugeständnis der „NpZ“, dass das Militär mit seinen Übergriffen weit über die Strenge geschlagen hat, zeigt dass es nicht mehr als unantastbar selbst in konservativen Kreisen der Gesellschaft galt. Auch wenn dieselbe Zeitung zwei Tage später zu einem nüchternen Resümee kommt, indem sie schreibt: „Und das alles wegen eines zwanzigjährigen Leutnants, der einmal eine vielleicht etwas übereilte Äußerung getan hatte, und weil aus dieser Äußerung Folgen entstanden waren, an die vorher niemand denken konnte. Das Gleichnis von dem herabrollenden Schneekügelchen, das zur tosenden Lawine wird, drängt sich unwillkürlich auf“,⁷⁰⁹ stellt sie so, wenn auch nur einseitig, Fehler fest, was wiederum zu einer Entglorifizierung des Militärs führt. Selbst wenn im folgenden Artikel über die Verlegung des 99. Infanterieregimentes die ursprüngliche politische Haltung wieder klar zum Ausdruck kommt, da die „NpZ“ schreibt: „Die Hauptsache ist, daß die Verlegung der 99er nach dem Truppenübungsplatz in Elsaß-Lothringen nicht als ein Nachgeben der Heeresverwaltung aufgefaßt wird“,⁷¹⁰ kann festgehalten werden, dass nun auch konservative Bereiche der Bevölkerung zu dem Militär eine nicht mehr kritiklose Position bezogen haben.

Bei den drei Zeitungen („Vorwärts“, „VZ“ und „NpZ“), die ich zu allen drei Fallbeispielen untersucht habe,⁷¹¹ sind die Berichterstattungsdauer und der –umfang der ‚Zabern-Affäre‘ mit Abstand am umfangreichsten und dies selbst, bei der Beschränkung auf das Jahr 1913. Daraus lässt sich ableiten, dass diese Affäre zweifellos am meisten Aufsehen in der Öffentlichkeit, aber auch politisch erregte, weil ihr ein gewaltiges Spannungsfeld im Kaiserreich und zwar das Verhältnis von militärischer zu ziviler Gesellschaft zu Grunde lag und dieses schließlich auch offen ausgetragen wurde. Nahezu die gesamte Bevölkerung des Kaiserreichs nahm gehörigen Anstoß an diesem Skandal. Dieser Vorfall, der in dem unglaublichen Übergriff des Militärs gegen elsässische Zivilisten gipfelte und einen *klassischen Fall des preußischen Militarismus* darstellte, indem die Armee mit ihrem ‚unantastbaren‘ Offizierkorps an dessen Spitze eindeutig über die Zivilbehörden triumphierte, löste einen fast einhelligen Entrüstungsturm in allen untersuchten Zeitungen und somit in der reichsweiten und auch preußischen Öffentlichkeit sowie im Reichstag aus. Die ‚Zabern-Affäre‘ stellte zudem ein Beispiel für einen empfindlichen Nationalitätenkonflikt zwischen ‚Preußen‘ und ‚Elsässern‘ sowie einen

⁷⁰⁸ Neue preußische Zeitung vom 01. Dezember 1913, Abendausgabe, S. 1.

⁷⁰⁹ Neue preußische Zeitung vom 03. Dezember 1913, Abendausgabe, S. 3.

⁷¹⁰ Neue preußische Zeitung vom 06. Dezember 1913, Morgenausgabe, S. 1

⁷¹¹ Bei der ‚Zabern-Affäre‘ wurde die Untersuchung lediglich auf drei Zeitungen beschränkt.

schweren Rückschlag für die Verfassungspolitik dar. Ein wenig Fingerspitzengefühl hätte den Konflikt bereits im Entstehen vermeiden bzw. entschärfen können, aber es wurde schlichtweg versäumt zu handeln und dies einzig und allein nur, um in militärischen Angelegenheiten gegenüber der Zivilgesellschaft nicht nachgeben zu müssen, da sich das Offizierkorps ansonsten eventuell in seiner Ehre verletzt gefühlt hätte. Die traditionelle militärische Führungselite und der oberste Kriegsherr mit seiner uneingeschränkten Kommandogewalt über das Militär gingen in einer „Demaskierung des militärischen Semiabsolutismus“⁷¹² als Sieger hervor. Durch die ‚Zabern-Affäre‘ wurde ein derart hohes Aufsehen im In- und Ausland erregt und sie zog dermaßen weite Kreise mit Empörungen und Protesten, dass man wohl von ihr als *bedeutungsvollsten Zusammenstoß von Zivil- und Militärgewalt* sprechen kann, die durch eine Verkettung von Fehlern, beginnend vom einfachen Leutnant bis zum obersten Kriegsherrn, ausgelöst wurde und das Verhältnis Elsass-Lothringens zum übrigen Deutschen Reich nachhaltig schädigte. Interpretiert man die veränderten Haltungen der Zeitungen aller ideologischen Richtungen, die als Vertreter der Zivilisten gemäß ihrer politischen Identität fungierten, so erkennt man die besondere Bedeutsamkeit des Vorfalls. Der Fall Zabern führte einerseits zu der Festigung des Standpunktes der linken und liberalen und andererseits zu der Neupositionierung der konservativen Teile der Gesellschaft hinsichtlich ihrer Stellung gegenüber dem Militär. In allen Lagern wurde nun ein kritischer Umgang mit dem Militär zu einem Teil der politischen Identität.

5.4.4 Fazit der drei vorangegangenen Fallbeispiele

Diese hier in den drei vorangegangenen Fallstudien erwähnten Beispiele lassen zwar Rückschlüsse und Interpretationen der Stimmung nach diesen Vorfällen zu, erheben aber keinen Anspruch auf Repräsentativität. Ich möchte einräumen, dass die den Skandalen in den jeweiligen Zeitungen entgegengebrachte Brisanz bzw. Aufmerksamkeit stark abhängig von sonstigen tagespolitischen Themen war, wodurch die Möglichkeit bestand, dass selbst einem großen Skandal im Kaiserreich, bspw. wegen einem parallel stattfindenden Kaisergeburtstag, kaum Aufmerksamkeit entgegengebracht wurde, gleichzeitig konnte aus einem scheinbar mi-

⁷¹² Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 1129. „Das ‚Menetekel von Zabern‘ enthüllte immer deutlicher eine strukturelle Verfassungskrise des Kaiserreichs, in dem das Heer ohne Rücksicht auf Rechtsstaatlichkeit, geschweige denn auf die politische Vernunft des gesunden Menschenverstandes seine Sonderstellung hochmütig verteidigen konnte.“ Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 1127.

nimalem Anstoß eine gewichtige Affäre, bis hin zu einer Krise entstehen.⁷¹³ Die Möglichkeiten der Beeinflussung des tagesaktuellen und –politischen Geschehens der Gesellschaft lagen auf Seiten der Tagespresse bzw. deren Herausgeber. Die Zeitungen waren damals wie heute ein Medium, welches es galt geschickt einzusetzen, um Meinungen und Haltungen der Öffentlichkeit zu lenken. Kaum ein Blatt im Kaiserreich konnte dem Anspruch der Objektivität bzw. Neutralität gerecht werden und schon gar nicht, wenn dieses als Parteiorgan fungierte oder der Herausgeber Mitglied in einer Partei war.

Allen diesen Einschränkungen der Repräsentativität zum trotz kann als Essenz der Analyse festgehalten werden, dass eine Veränderung der gesellschaftlichen Meinung gegenüber dem Militär und daraus folgend gegenüber dem Offizier über den Zeitraum von zehn Jahren, in welchen alle drei Vorfälle fielen, stattfand. War zu Beginn im Jahre 1903 („Bilse-Skandal“) lediglich der linke Teil der Gesellschaft dem Militär und damit dem Offizierkorps gegenüber kritisch eingestellt, so wurde bereits im Jahre 1906 („Hauptmann von Köpenick“) kritisches Denken auch in liberalen Kreisen laut, denen sich bis zur „Zabern-Affäre“ von 1913 selbst einzelne konservative Stimmen anschlossen. Mit der Vergrößerung des kritisch denkenden Bevölkerungsteils veränderte sich die Qualität der Äußerungen hinsichtlich der Fehltritte des Militärs gewaltig. Wurden die Ereignisse anfangs noch mit Humor, Ironie und Zynismus indirekt kritisiert, so war später das direkte Anprangern und Mahnen das Mittel der Meinungsäußerung. Kurz vor Kriegsbeginn wurde sogar öffentlich appelliert und zu Protesten gegen militärisches Fehlverhalten aufgerufen.

Die hier geschilderte Entwicklung hatte keine nachweisbaren Auswirkungen auf das Bild des Offiziers und seinen Stellenwert in der Gesellschaft. Sie ist jedoch ein Indiz für die Entstehung eines reflektierten Verständnisses von Militär und Gesellschaft, wie es in der „Zabern-Affäre“ in Form einer ausdrücklichen Ablehnung der Militarisierung durch die Zivilgesellschaft dargestellt wurde, welches zu einer differenzierten Ablehnung von einzelnen Offizieren, die ihre Position missbrauchten, führte.

⁷¹³ Dieses Medienphänomen existiert auch in der heutigen Zeit noch, vergleicht man die fast politikfreie Zeit in der „Sommerpause“, in der Kleinigkeiten schier zu Tagesthemen avancieren können.

5.5 Der Offizier in der deutschen Gesellschaft – Sonderrolle oder Verkörperung?

Der Historiker Peter Dieners bezeichnet das Verhältnis von Militär mit dem Offizierkorps an dessen Spitze und dem ‚Zivilem‘ im Kaiserreich als eine „Kernfrage der Verfassungsgeschichte“.⁷¹⁴ Die Kontroversen um die faktische Stellung, die der Offizier/Reserveoffizier in der Reichsgesellschaft einnahm variieren in der Historie sehr stark. Zum einen stehen die Meinungen der Militärkritiker, die den Offizier als arroganten, autoritären und selbstherrlichen Menschen beschreiben, als Gegenpol dazu die Militärpublizisten, von welchen die Offiziere überwiegend positive Kritik zu erwarten hatten und zum anderen blieb das Bild des Offiziers sowie des Reserveoffiziers während meines Betrachtungszeitraumes des Kaiserreichs nicht konstant, sondern änderte sich bspw. infolge der Reichseinigungskriege mal positiver und durch Eskapaden wie z. B. die oft erwähnte ‚Zabern-Affäre‘ auch mal negativer. Kritik und positive Publicity, v. a. an dem aktiven Offizier, überwiegen eindeutig in der Literatur, woraus hervorgeht, dass ‚objektive‘ zeitgenössische Quellen über die vorherrschend ausgefüllte Position nur schwer aufzufinden sind, da sie mehrheitlich über die Extreme berichteten. Aus dem hohen Ansehen, das der Offizier genoss, erschließt sich zum Teil auch seine in der Gesellschaft eingenommene Position. Eine Trennung ist sicherlich zwischen der Rolle des Offiziers und des Reserveoffiziers zu machen, da in Friedenszeiten der Reserveoffizier die meiste Zeit seinem Beruf nachging und dadurch zwangsläufig eine vom aktiven Offizier partiell abweichende Sozialisation genoss, auch wenn die Militärführung dies sicherlich gerne verhindert hätte.

Gemäß Peter Dieners vertritt ein gewichtiger Teil der Forscher die These, der Militärgewalt als einen ‚*Staat im Staate*‘ bzw. als einen ‚*Staat außerhalb des Staates*‘, was zurückzuführen ist auf einen bis zum Ersten Weltkrieg andauernden Dualismus zwischen dem Militärstaat mit seinen spätabsolutistischen Vorstellungen und dem Verfassungsstaat, der konstitutionellen Ideen verpflichtet war.⁷¹⁵ Dieser These folgend läge ein Konflikt von Soldat und Bürger als Ausdruck eines Grundproblems des Staats- und Verfassungsdenkens des 19. Jahrhunderts vor; die Ursache dieses Widerspruchs liegt nach Dieners in dem fehlenden Kompromisscharakter der konstitutionellen Verfassungsordnung mit dem Gegensatzpaar preußischer Militärmonarchie und bürgerlicher Bewegung.⁷¹⁶ Dieners gibt aber auch noch

⁷¹⁴ Dieners, Das Duell und die Sonderrolle des Militärs, S. 11.

⁷¹⁵ Vgl. Dieners, Das Duell und die Sonderrolle des Militärs, S. 12.

⁷¹⁶ Vgl. Dieners, Das Duell und die Sonderrolle des Militärs, S. 12 f.

eine weitere, dem zuvor gesagten, widersprüchliche These aus, nach der das Militär hauptsächlich durch die Institute des Einjährigen und des Reserveoffiziers eine Vereinnahmung bürgerlicher Eliten im Offizierkorps gewann, was im Zusammenwirken mit der zunehmenden Militarisierung (welche im Kapitel 6 eingehend behandelt wird und an dieser Stelle nicht weiter vorgegriffen werden soll) der bürgerlichen Gesellschaft eine neue Qualität erzielte, „die über die Festigung adliger und monarchischer Positionen hinausging“⁷¹⁷ und den ‚status quo‘ zwischen monarchischem Staat und bürgerlichem Streben gegen nachdrängende gesellschaftliche Schichten absicherte.⁷¹⁸ Allein diese beiden so unterschiedlichen Forschungsansätze zum Verhältnis von Militär und Zivilem verdeutlichen die Probleme, die in der heutigen Forschung auftreten können, wenn es darum geht auf einen gemeinsamen Nenner, besonders die Rolle der militärischen Führungskräfte im Kaiserreich betreffend, zu kommen.

Die tatsächliche Rolle, die der Offizier in der preußischen und auch gesamtdeutschen Gesellschaft eingenommen hat, lässt sich wohl am treffendsten anhand von kontemporären Schriftstücken herleiten. Ein französischer Journalist, der viel gelesene Reiseberichte verfasste, beschrieb den Sachverhalt wie folgt: „Keine Karriere in Deutschland ist, wie Sie wissen, mehr geehrt und führt schneller zu gesellschaftlichen Ansehen und zu Vorteilen als die militärische Karriere. Die Offiziere hatten immer eine privilegierte Position in Preußen. In den reichen Familien, vor allem der Bankiers und der großen, neureichen Industriellen, gilt es als eine Ehre [...], daß man danach trachtete, als Tischgenossen einen Herrn Leutnant oder selbst einen einfachen Fähnrich zu haben. [...] Sie schmücken gut und sind gleichzeitig sehr würdig und amüsant anzusehen.“⁷¹⁹ In dieser Darstellung wird der Offizier als gewünschter Gast einem Statussymbol gleichgestellt und verschwindet gänzlich als Person hinter seinem Vorzeigecharakter und die dargestellte Rolle ist lediglich repräsentativer Natur.

Das Offizierkorps versuchte auch nach der bürgerlichen Öffnung im Rahmen der preußischen Reformen und den späteren Heeresvergrößerungen durch seine Sozialisation homogen zu bleiben und damit ein elitäres Bild bzw. einen *elitären Habitus* zu verkörpern, sich aber damit gleichzeitig vom Rest der Gesellschaft abzuheben. Die überlieferten Werte und Normen und das Standesdenken der Offiziere/Reserveoffiziere entsprachen kaum den zeitgemäßen Werten

⁷¹⁷ Dieners, Das Duell und die Sonderrolle des Militärs, S. 14.

⁷¹⁸ Vgl. Dieners, Das Duell und die Sonderrolle des Militärs, S. 14 f.

⁷¹⁹ Zitat von Victor Tissot (De Paris à Berlin. Mes vacances en Allemagne, 1887, S. 80f.) zitiert nach: Ulrich, Untertan in Uniform, S. 100 f.

der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie sich spätestens im Kaiserreich mit allem voran dem angestrebten Leistungsprinzip manifestierten. „Dazu trat [nach Nipperdey] dann der Anspruch, daß militärische Werte und Kategorien nicht einfach Werte neben den zivilen Werten waren oder gar ihnen nachgeordnet, sondern eigentlich einen höheren Wert besaßen, dem eigentlichen Leben näher waren [...].“⁷²⁰ Nipperdey spricht damit auf die Eigendarstellung der Offiziere an, die Kraft eigener Arroganz die militärischen über die bürgerlichen bzw. zivilen Werte stellten und sich damit für etwas ‚Besseres‘ ausgaben. Nicht zu bezweifeln sind die positiven Tugenden der militärischen Führungskräfte, allem voran Disziplin, Verantwortungs- und Pflichtbewusstsein sowie die Vorbildfunktion für Untergebene und Mitmenschen (vgl. Kapitel 3.3), aber eine Gewissheit dieser starken Tugenden, darf nicht dazu führen diese eigenmächtig über die der zivilen Gesellschaft zu stellen.

Um den Teil meiner Forschungsfrage nach der Verkörperung der Gesellschaft wiederum an dieser Stelle aufzugreifen und weiter auszuführen; die Offiziere/Reserveoffiziere in Preußen und im gesamten Kaiserreich repräsentierten infolge der bürgerlichen Öffnung (im Rahmen der preußischen Reformen) zweifellos weite, wenn auch längst nicht alle Teile der Gesellschaft zunächst einmal rein durch ihre Herkunft. Die Monarchen, allem voran Wilhelm der Zweite und das Offizierkorps als Sozialisationsinstanz versuchten allerdings (wenn erforderlich) die Offizier-/Reserveoffizieranwärter ihrer Herkunft, durch die Internalisierung standesbehalteter militärischer Werte und Normen, zu ‚entfremden‘ und fügten sie dann in ein parallel zu der Gesellschaft existierendes, aber mit ihr in Verbindung stehendes ‚Gebilde‘ ein. „Die Offiziere hatten ein eigenes Wertgefüge und ein eigenes Weltbild, eigensinnig abgehoben von der Welt der Nicht-Militärs. Sie fühlten sich als eigener, als erster Stand in Staat und Gesellschaft.“⁷²¹ Den Offizieren war die politische Teilhabe verboten, sie gaben ihren Eid nicht auf die Verfassung, sondern auf den Monarchen ab. Nipperdey beschreibt, dass das königliche Offizierkorps national wurde und führt weiter aus, dass es die Parlamente verachtete und konservativ geprägt war.⁷²²

Die Offiziere/Reserveoffiziere verfügten definitiv über ein Sondermerkmal, ihre *persönliche Ehre*, die sie bei Verletzung, Kränkung oder Verlust in Form eines Duells zu verteidigen hat-

⁷²⁰ Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 224. Als ‚besondere‘ militärische Werte nennt Nipperdey an dieser Stelle u. a. Befehl und Gehorsam, Willensstärke, Entschiedenheit, Denken von den Extremsituationen und –gefahren her und Freund-Feind- sowie Sieg-Niederlage-Denken.

⁷²¹ Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 223.

⁷²² Vgl. ebd.

ten, für die restliche Bevölkerung gab es nur ihre bürgerliche Ehre ohne hervorgehoben Sonderstatus. „Der Offizier setzte grundsätzlich für seine Ehre sein Leben ein, und zwar, wenn nötig, wie vorm Feinde, mit der Waffe in der Hand.“⁷²³ Nipperdey bezeichnet das Fortehen des Duells im bürgerlichen Zeitalter als eindeutiges Kastenmerkmal,⁷²⁴ was der zivilen Gesellschaft entgegensteht. Die Einführung des Einjährigen- und des Reserveoffiziersinstituts mündete jedoch in einer Ausweitung des Duellzwangs auf weite Kreise der bürgerlichen Gesellschaft im Kaiserreich, wenn man sich dazu einmal die in Kapitel 3.3 erwähnte Zahl von etwa 120 000 Reserveoffizieren kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges vor Augen führt, lässt sich die Dimension erahnen. Ute Frevert nennt hierbei Zahlen, wonach sich in den Jahren zwischen 1897 und 1904 jährlich 4,7 von 10 000 Reserveoffizieren und dagegen 3,5 von 10 000 aktiven Offizieren duellierten.⁷²⁵ Dabei wird ersichtlich, dass das Duell zur Ehrverteidigung bzw. –erhaltung in den offiziell erwähnten Fällen sogar bei den Offizieren des Beurlaubtenstandes überwogen.

Der zeitgenössischer Autor und Generalmajor außer Dienst Max van den Bergh hatte sich seiner Zeit im Kaiserreich schon mit dem Vorwurf des abgeschlossenen Kastenwesens auseinanderzusetzen und argumentierte wie folgt: „Was aber die besondere Ehrauffassung und den kastenmäßigen Abschluß angeht, so möge darauf hingewiesen werden, daß jeder Stand für sich dieselben Eigenschaften besitzt, wenn auch vielleicht nicht in so ausgeprägter Form.“⁷²⁶ Er nennt des Weiteren die besonderen Standesauffassungen von Ärzten, Rechtsanwälten und Professoren und beschreibt, wer in dessen ausschließliche Gesellschaft gerät, befände sich in einem Gedankenkreise, der dem der Offizier in nichts nachsteht.⁷²⁷ Das Ablehnen bzw. Verweigern eines Duells führte bspw. bei einem Beamten, der das Reserveoffizierspatent besaß zum Verlust des Offizierstitels, zusätzlich wurde der weitere Aufstieg gefährdet, ein erheblicher Ansehensverlust trat ein und der möglicherweise darauf folgende Abbruch des gesellschaftlichen Verkehrs stand auf dem Spiel⁷²⁸ – kurz gesagt, ein verweigertes Duell beeinflusste unter Umständen gänzlich den späteren Werdegang. Peter Dieners kommt zu dem Fazit, dass der Duellkultur im Kaiserreich eine besondere Bedeutung als Indikator für das Verhältnis zwischen Militär- und Zivilgewalt zukommt, da der gelockerte Umgang des Staates mit den Duellen (und deren geringen Folgen für die sich duellierenden

⁷²³ van den Bergh, Das Deutsche Heer vor dem Weltkriege, S. 120.

⁷²⁴ Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 224.

⁷²⁵ Vgl. Frevert, Ehrenmänner - Das Duell in der großen bürgerlichen Gesellschaft, S. 130.

⁷²⁶ van den Bergh, Das Deutsche Heer vor dem Weltkriege, S. 121.

⁷²⁷ Vgl. van den Bergh, Das Deutsche Heer vor dem Weltkriege, S. 121 f.

⁷²⁸ Vgl. Dieners, Das Duell und die Sonderrolle des Militärs, S. 17.

Offiziere) ein Fortbestehen der Sonderrolle der Offiziere und damit des Militärs manifestieren und damit der Integration der Militär- in die Zivilgewalt entgegenwirken.⁷²⁹

Die Militärpublizistik argumentierte in diesem, wie in vielen weiteren Beispielen selbstverständlich pro Offizierkorps und gegen die Kritik aus Teilen der Gesellschaft und zivile Autoren dieser und auch heutiger Zeit kritisieren zum Teil das Militär und allem voran das Offizierkorps, weil es sich eben als Gebilde neben der Gesellschaft mit teilweise eigenen Regeln bewegte, sich nicht in die Karten schauen ließ, deshalb sicherlich unbekannt und fremd auf den einen oder anderen wirkte und somit Anstoß zu Diskussionen und Spekulationen bot. Die Wahrheit über die Rolle der Offiziere und Reserveoffiziere in der preußischen und reichsdeutschen Gesellschaft, liegt gemäß meiner These gewiss in Form einer teilweisen Verkörperung vor. Jeder Offizier entschied am Ende gewiss für sich selbst, welche Position er in der sozialen Öffentlichkeit einnehmen wollte oder ob er sich gänzlich über diese stellte. Von Seiten des Monarchen und der Regierung wurde den militärischen Führungskräften definitiv der erste Stand im Staate reserviert. In Preußen, das des Öfteren als Musterbild eines Militärstaates angesehen wurde und schließlich auch im Kaiserreich weiterhin für alles Militärische stand, mit seinen Junkern als alte ‚Staatsträger‘ verkörperten die Offiziere ganz gewiss zu einem höheren Grade die eigene Gesellschaft bzw. Mentalität als bspw. in Bayern. Dies ist nicht zuletzt auf die jahrhunderte alte Geschichte der jeweiligen Einzelstaaten mit ihren Monarchen zurückzuführen.⁷³⁰ Somit nahm Preußen diesbezüglich definitiv eine Sonderrolle innerhalb des Deutschen Reiches ein.

Nipperdey sah in dem Offizierkorps „eine Säule des deutschen Militärsystems obrigkeitlicher außerkonstitutioneller Prägung, konservativ [...] feudal geprägt, eine Säule der Trennung der militärischen von der bürgerlichen Welt. Und da die deutsche Welt trotz allem bis 1914 bürgerlicher und moderner wurde, hat diese Trennung zu verstärkten Spannungen geführt.“⁷³¹ Frank Becker widerspricht dieser Aussage (des Offizierkorps als Säule der Trennung zwischen militärischer und bürgerlicher Welt) und beschreibt die Vereinbarkeit eines militärischen Habitus mit dem sich entwickelnden bürgerlichen Selbstbewusstsein im Kaiser-

⁷²⁹ Vgl. Dieners, Das Duell und die Sonderrolle des Militärs, S. 265.

⁷³⁰ Hierzu sei als Beispiel der als Soldatenkönig bekannte, Friedrich Wilhelm I. von Preußen (*1688 – †1740) genannt, der ab dem frühen zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts bis zu seinem Tode Preußen regierte.

⁷³¹ Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 225 f.

reich.⁷³² „Die Rekonstruktion der Ideen, die sich für das Bürgertum tatsächlich mit dem Militärischen verbanden, kann jedoch aufzeigen, daß dieser Habitus [eines Offiziers] der Modernität des Bürgertums keineswegs widerspricht, sondern selbst zu deren Ausdrucksformen gehört.“⁷³³ Becker spricht damit eine allmähliche Annäherung des Bürgertums an das Offizierkorps an, da sich nach der Reichseinigung die Rolle des Offizierkorps, wenn auch nur allmählich zugunsten des Bürgertums wandelte.

Dass die Gesellschaft im Kaiserreich und mehr noch in Preußen in sich sehr differenziert war, wurde in den vorherigen Kapiteln schon herausgestellt. Ein positives Indiz dafür, dass die Offiziere die heterogene Gesellschaft zumindest zum Teil verkörperten, führt Nipperdey an: „Natürlich gab es unter Offizieren innerlich sehr differenzierte, problemoffene und vielseitige Naturen, gebildete und leidende, tragische Lebensläufe und besondere Schicksale, die in das Stereotyp vom ‚Schneidigen‘ nicht passen [...]“.⁷³⁴ Die *Sozialisation als aktiver Interaktionsprozess* konnte somit auch im angestrebt homogenen Offizierkorps des wilhelminischen Kaiserreichs nicht dazu führen, alle Offiziere gleichmäßig zu sozialisieren. Daraus folgt, dass ein nicht eindeutig bestimmbarer, aber wohl eher kleinerer Teil der Offiziere sicherlich zu einem hohen Grad die Gesellschaft verkörperte, auch wenn der Frage nach einer Verkörperung der preußischen und reichsdeutschen Gesellschaft durch die Offiziere an dieser Stelle wohl im Großen und Ganzen widersprochen und damit auf eine Art ‚Sonderrolle‘ im sozialen Gefüge verwiesen werden muss. Die Sonderstellung des Offizierkorps im Kaiserreich mit der direkten Unterstellung unter den Befehl des Monarchen entsprach in keinsten Weise einer Verkörperung der Gesellschaft, denn dafür hätte das Militär und mit ihnen die Offiziere dem Oberbefehl des Parlamentes unterstehen müssen, da die bürgerliche Gesellschaft in ihrem Monarchen, um einmal die Perspektive zu wechseln, den ersten Staatsdiener sah, der die Interessen der Reichsbevölkerung zu vertreten hatte. Man kann somit festhalten, dass die Verbürgerlichung des Militärs eher auf die Herkunft des Offiziersnachwuchses, infolge der bürgerlichen Öffnung und auf den Einzug bildungstheoretischer Anforderungen an den Offiziersberuf begrenzt war, die Militarisierung der Gesellschaft jedoch durch die Übernahme militärischer Werte, Normen und Verhaltensweisen in das Zivile, d. h. mittels militärischer Sozialisation, durch die Reserveoffiziere, die Wehrpflichtigen, die ‚Zwölfender‘ und zu einem

⁷³² Vgl. Becker, Synthetischer Militarismus, Die Einigungskriege und der Stellenwert des Militärischen in der deutschen Gesellschaft, S. 133.

⁷³³ Ebd.

⁷³⁴ Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie, S. 225.

geringen Teil auch durch die Einjährig-Freiwilligen erfolgte.⁷³⁵ Eine wesentliche werteorientierte Verbürgerlichung des Offizierkorps war nur schwerlich und schleppend möglich, da die jungen bürgerlichen Anwärter sich in feste traditionelle Gefüge einzuordnen hatten und zunächst deren Prägung unterlagen. Erst die Katastrophe des Ersten Weltkrieges zeigte die Schwächen, des Festhaltens an veralterten Methoden und die Stärken der neuen hoch entwickelten Technik auf.

⁷³⁵ Der Militarisierungscharakter der Kriegervereine wird im folgenden Kapitel ausgiebig behandelt und findet daher an dieser Stelle keine Beachtung.

6 Das deutsche Kaiserreich: zivile oder militaristische Gesellschaft?

Ob die Gesellschaft Preußens und die des gesamten Kaiserreichs eine militaristische oder doch eine zivile Gesellschaft war und dies auch im Verlauf der beinahe fünf Jahrzehnte nach Reichsgründung blieb, wurde und wird in der Geschichte oft kontrovers diskutiert.

Dafür beginne zunächst ich mit der benötigten Definition des viel umstrittenen Begriffs *Militarismus*, der in den 1860er Jahren entstand und in Europa als wissenschaftlicher und politischer Begriff sowie auch massenhaft als „antipreußische Parole“⁷³⁶ verwendet wurde, und schließe mich den Worten Wolfram Wette's an, der sich in einer aktuellen Studie (2005) dem Militarismus im Kaiserreich und weiterführend bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges in Deutschland gewidmet hat, indem er schreibt: „[Militarismus] umschreibt den wachsenden Einfluss des Militärs und des kriegerischen Denkens auf Politik, Wissenschaft und Wirtschaft, auf die Erziehung sowie das gesamte gesellschaftliche Leben in den europäischen Nationalstaaten.“⁷³⁷ Nach dieser Definition fanden militärische Tugenden wie bspw. Disziplin, Gehorsamspflicht und Pünktlichkeit Einzug in weite Teile des zivilen Lebens, dies gipfelte sogar hin und wieder in der Imitation militärischer Gesten durch Zivilisten. Die Umsetzung oder Ausführung des Militarismus erfolgt in der Gesellschaft somit als Übernahme militärischer Werte und Normen in das Zivilleben. Die Voraussetzung für den Militarismus ist die allgemeine Wehrpflicht, in der das Potential enthalten ist die gesamte Gesellschaft zu militarisieren.⁷³⁸ Militarismus ist nicht als die eine oder andere Einzelercheinung zu sehen, sondern vielmehr als ein ‚Systembegriff‘, der den Charakter eines Gesellschafts- oder Staatssystem beschreibt.⁷³⁹ Weiterhin schwingt mit dem Begriff Militarismus ein gewisser Grad von Unterwerfung der bürgerlichen Öffentlichkeit unter Militarisierungsbestrebungen des Staates und der Militärführung mit⁷⁴⁰ und er findet deshalb des Öfteren als *Kampfbegriff* Verwendung.⁷⁴¹ Die Bezeichnung des ‚preußisch-deutschen Militarismus‘ impliziert die Erkenntnis, dass das stark militarisierte Preußen dem Deutschen Reich nach der Reichsgründung seinen Stempel aufgedrückt hat, auch wenn Bayern und mit ihm andere, v. a. süddeutsche Staaten

⁷³⁶ Vgl. Ziemann, Sozialmilitarismus und militärische Sozialisation im deutschen Kaiserreich 1870-1914, S. 150.

⁷³⁷ Wette, Einleitung, S. 11.

⁷³⁸ Vgl. Schmidt-Richberg, Die Regierungszeit Wilhelm II., Bd. 3, Erster Teil, S. 30.

⁷³⁹ Vgl. Wette, Für eine Belebung der Militarismusforschung, S. 14.

⁷⁴⁰ Vgl. Förster, Der doppelte Militarismus, S. 3.

⁷⁴¹ Vgl. Borgstedt, Der Fall Brüsewitz, S. 619 f.

antipreußische Vorbehalte besaßen.⁷⁴² Mit dem Schlagwort des ‚preußisch-deutschen Militarismus‘ konnten Pazifisten, Sozialisten aber auch einige liberale Militärkritiker ihr Feindbild, das militärische Entfaltung, Bestrebungen zur Militarisierung der Gesellschaft, Misshandlungen von Soldaten und den klassischen Kasernenhofdrill umfasste, klar definieren.⁷⁴³ Die Karikatur des preußischen Leutnants wie sie in den in Kapitel 5 beschriebenen Satirezeitschriften aufgegriffen wurde, kann jedoch mit großer Gewissheit nicht als beispielhaft in die Realität übernommen werden, wobei ich mich in diesem Fall Stig Försters Argumentation anschließe: „Sicherlich wäre es verfehlt zu behaupten, dass es die dummdreisten preußischen Offiziere der Karikatur [...] nicht gegeben habe. Doch handelte es sich hierbei eher um [adlige] Truppenoffiziere, namentlich in der Garde und in Kavallerieeinheiten.“⁷⁴⁴

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung in Hinblick auf den Militarismus begann mit der zeitgenössischen Diskussion, u. a. durch Karl Liebknecht⁷⁴⁵ und Franz Carl Endres⁷⁴⁶ und dauert infolge einer weiteren Differenzierung seit den 1980er Jahren bis zur Gegenwart an.⁷⁴⁷ Ein bekannter Kritiker des Militarismus im wilhelminischen Reich war Ludwig Quidde (*1858 – †1941), der bereits 1893 eine Veröffentlichung mit dem Titel „Der Militarismus im heutigen deutschen Reich. Eine Anklageschrift. Von einem deutschen Historiker“ anonym verfasste.⁷⁴⁸ Die bestehende Kritik eines zeitgenössischen Autors setzt in dem Fall ein Existieren des, in die Gesellschaft Einzug gehaltenen Militarismus voraus. Quidde beklagte die lange Dienstzeit der männlichen Bevölkerung und die im Anschluss daran befindliche Zeit der Reserve und stellte fest, dass dadurch vermehrt militärische Wertvorstellungen in das zivile Leben Einzug hielten, was nach Ausscheiden noch durch die Mitgliedschaft in einem Kriegerverein gefördert wurde.⁷⁴⁹ Des Weiteren kritisierte er die Bevorzugung des Militärs gegenüber den Zivilisten.⁷⁵⁰ Er untersuchte in seiner Anklageschrift zunächst in drei Kapiteln,

⁷⁴² Vgl. Wette, *Militarismuskritik pazifistischer Offiziere und Politiker*, S. 24.

⁷⁴³ Vgl. Förster, *Militär und Militarismus im Deutschen Kaiserreich*, S. 33. „Sinnbild des Militarismus war der monokelbewehrte, zackige, preußische Offizier, in dessen schnarrend-schnoddriger Sprache Verachtung für alles Zivile zum Ausdruck kam.“ Ebd.

⁷⁴⁴ Vgl. Förster, *Militär und Militarismus im Deutschen Kaiserreich*, S. 54.

⁷⁴⁵ Karl Liebknecht als international bekannter Sozialist sowie Antimilitarist und Mitglied der radikalen Linken der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (*1871 – †1919).

⁷⁴⁶ Franz Carl Endres war u. a. Dozent für Kriegsgeschichte an der Kriegsakademie in München sowie militärischer und politischer Auslandskorrespondent (*1878 – †1954).

⁷⁴⁷ Erst seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts fand eine weitere Differenzierung des Militarismusbegriffs nach weltanschaulichen Inhalten, politischer Stoßrichtungen und soziopolitischen Grundlagen statt. Vgl. Förster, *Militär und Militarismus im Deutschen Kaiserreich*, S. 33 f.

⁷⁴⁸ Vgl. Holl, *Militarismuskritik in der bürgerlichen Demokratie des wilhelminischen Reiches*, S. 76.

⁷⁴⁹ Vgl. Berghahn, *Militarismus*, S. 23.

⁷⁵⁰ „[...] ob nun als Einjährig-Freiwilliger, als Reserveoffizier oder als Unteroffizier, der als ‚Zwölfender‘ in die zivile Verwaltung drängte.“ Ziemann, *Sozialmilitarismus und militärische Sozialisation im deutschen Kaiserreich 1870-1914*, S. 151.

erstens den Militarismus in der Armee, zweitens die Entwicklung der Einwirkung des Militarismus auf die bürgerliche Gesellschaft und drittens den Militarismus im Staate, was er als höchst bedenklich ansah. Im Abschlusskapitel seiner Schrift stellt er seine Militarismuskritik in den zu der Zeit aktuellen Zusammenhang mit dem Kampf gegen Bismarcks zweite Militärvorlage (Rüstungsprogramm gegen möglichen Zweifrontenkrieg mit Russland und Frankreich), die im November 1892 im Reichstag eingebracht und nichtsdestotrotz 1893 mit knapper Stimmenmehrheit angenommen wurde.⁷⁵¹ Quiddes Militarismusschrift erhielt somit für die Deutsche Volkspartei, welche konträr zu der Militärvorlage eingestellt war, eine steigende Bedeutung als ‚Agitationshilfe‘ im Reichstagswahlkampf, auch wenn dies letztlich nicht zum erhofften Erfolg, einer Blockierung dieser Vorlage führte.⁷⁵²

Ein weiter gefasster Militarismusbegriff beinhaltet neben den am Anfang dieses Kapitels beschriebenen Aspekten, eine Überbetonung der Militärpolitik im Rahmen des gesamtpolitischen Bereichs sowie den Missbrauch der Streitkräfte zu anderen Aufgaben als denen der Landesverteidigung im heutigen Sinne.⁷⁵³ Christian Jansen folgert, dass mit dem Militarismus einer Gesellschaft fast immer ein Nationalismus einhergeht.⁷⁵⁴ Gemäß Stig Förster waren die Träger militaristischer Tendenzen bei den Konservativen und den Nationalliberalen weit verbreitet und das Zentrum sowie die Linksliberalen waren in den letzten Friedensjahren auch nicht frei von militaristischen Ansichten, zusätzlich kam noch die Militarisierung des öffentlichen und privaten Lebens hinzu.⁷⁵⁵ Über eine Gemeinsamkeit verfügen alle sozialen Gruppen, die als Träger des Militarismus gelten: „Sie sehen sich der direkten Bedrohung durch sozioökonomische Veränderungen zu ihren Ungunsten ausgesetzt“⁷⁵⁶ und versuchen durch das Mittel des Militarismus den befürchteten Umsturz zu verhindern. Nach Stig Förster trug der zivile Militarismus entscheidend dazu bei, Deutschland in den Ersten Weltkrieg zu treiben.⁷⁵⁷

Mit diesem viel umschriebenen und mehrschichtigen Begriff wurde das deutsche Militär des Öfteren beschrieben; darin schwingen die Behauptung und die Wahrnehmung eines bestehenden starken Missverhältnisses zwischen militärischer und ziviler Gesellschaft als

⁷⁵¹ Vgl. Holl, Militarismuskritik in der bürgerlichen Demokratie des wilhelminischen Reiches, S. 80 ff.

⁷⁵² Vgl. Holl, Militarismuskritik in der bürgerlichen Demokratie des wilhelminischen Reiches, S. 89 f.

⁷⁵³ Vgl. Förster, Der doppelte Militarismus, S. 5. Ein weit verbreitetes Beispiel einer Zweckentfremdung des Militärs brachte der konservative Abgeordnete Oldenburg-Januschau im Januar 1910 im Reichstag mit folgender Rede ein: „Der König von Preußen und der Deutsche Kaiser muss jeden Moment imstande sein, zu einem Leutnant zu sagen: nehmen Sie zehn Mann und schließen Sie den Reichstag.“ Zitat aus der Reichstagsrede vom 29.01.1910, zitiert nach: Förster, Militär und Militarismus im Deutschen Kaiserreich, S. 35.

⁷⁵⁴ Vgl. Jansen, Einleitung: Die Militarisierung der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 12.

⁷⁵⁵ Vgl. Förster, Militär und Militarismus im Deutschen Kaiserreich, S. 35 f.

⁷⁵⁶ Förster, Der doppelte Militarismus, S. 6.

⁷⁵⁷ Vgl. Förster, Militär und Militarismus im Deutschen Kaiserreich, S. 36.

grundlegendes Moment mit.⁷⁵⁸ Diese Art der Beschreibung war eine auf Abgrenzung zielende Fremdbezeichnung, die einer starken politischen Instrumentalisierung unterlag.⁷⁵⁹ Es sollte daher vermieden werden sich bei der Militarismusdebatte unreflektiert auf Aussagen linksliberaler Militärkritiker, aber auch auf der konservativen und regierungsnahen Militärpublizistik zu verlassen. Zudem darf nicht vergessen werden, dass zwischen dem Militär und der Gesellschaft beträchtliche kulturelle Unterschiede bestanden, die sich aus den besonderen Aufgabenstellungen der Armee und den darauf bezogenen Verhaltensregulierungen ergaben.⁷⁶⁰

Eine wichtige Unterscheidung bzw. Differenzierung arbeitete Levsen heraus. Nach ihrer Ansicht konnte der Begriff des Militarismus in England vor dem Ersten Weltkrieg positiv und negativ konnotiert werden und das nicht nur als Fremd-, sondern auch als Selbstcharakteristik.⁷⁶¹

Diese Diskussion des Militarismusbegriffes soll an dieser Stelle unterbrochen und im folgenden Unterkapitel durch die Frage nach einer Militarisierung der zivilen Gesellschaft des Kaiserreichs erneut aufgegriffen und weitergeführt werden.

6.1 Zur Relation von militärischer und ziviler Gesellschaft

Um eine Vorstellung der vorherrschenden Verhältnisse von militärischer zu ziviler Gesellschaft im Kaiserreich zu bekommen, muss man meines Erachtens zunächst einmal festhalten, dass der bürgerliche Militarismus das Gegenstück zur ‚Zivilität‘⁷⁶² bzw. zum ‚Zivilismus‘⁷⁶³ und in der aufgegriffenen Argumentation keinen wertneutralen Begriff darstellt. Christian Jansen stellt die Behauptung auf, dass der bürgerlichen Ideologie im Kaiserreich ein spezifischer Militarismus anhaftend war, der auf der liberal-demokratischen Wahlverwandtschaft mit dem modernen antagonistischen Nationalismus beruhte, wodurch in Verbindung mit dem bürgerlichen Männlichkeitsentwurf der Heldentod fürs Vaterland populär wurde.⁷⁶⁴ Er geht weiter von der These aus, dass bürgerliche Ideen zwiespältig und zweigesichtig waren und

⁷⁵⁸ Vgl. Ziemann, Sozialmilitarismus und militärische Sozialisation im deutschen Kaiserreich 1870-1914, S. 149 f.

⁷⁵⁹ Vgl. Ziemann, Sozialmilitarismus und militärische Sozialisation im deutschen Kaiserreich 1870-1914, S. 150.

⁷⁶⁰ Vgl. Lepsius, Militärwesen und zivile Gesellschaft, S. 366.

⁷⁶¹ Vgl. Levsen, Gemeinschaft, Männlichkeit und Krieg, S. 239 f.

⁷⁶² „Dieser bürgerliche Militarismus [...] entsteht in erster Linie in Friedenszeiten, als Vorbereitung auf künftige Kriege.“ Jansen, Einleitung: Die Militarisierung der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 12.

⁷⁶³ Vgl. Wette, Für eine Belebung der Militarismusforschung, S. 13.

⁷⁶⁴ Vgl. Jansen, Einleitung: Die Militarisierung der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 9.

„dass in ihnen und im bürgerlich-männlichen Körperkult die Radikalisierung in Richtung auf eine Militarisierung des Männlichkeitsideals angelegt war“.⁷⁶⁵ Gemäß Jansen und weiteren Historikern wie z. B. Ute Frevert, Jakob Vogel oder Frank Becker wurde in der jüngsten Forschung die Verherrlichung militärischer Verhaltensweisen und ihre Stilisierung zur Norm als dem bürgerlichem Denken inhärent herausgearbeitet und breiter thematisiert.⁷⁶⁶ Die Militarisierung äußert sich demnach in einer Art Respekt vor der militärischen Macht und einer Nachahmung ihrer Erscheinungsformen. Jansen schlägt weiterhin vor, den erweiterten Militarismusbegriff vom Bellizismus, d. h. von der Kriegsverherrlichung als Gegenstück zum Pazifismus, klar abzugrenzen: „Zum Militarismus wird der Kriegskult erst dann, wenn er militärische Normen und Regeln auf die Gesellschaft übertragen will.“⁷⁶⁷ Wolfram Wette stellt zudem Differenzen zwischen den Begriffen Militarismus und Militarisierung heraus und konkretisiert sie: Militarisierung bezeichnet hierbei die militärische Prägung einzelner Teilbereiche aus Staat und Gesellschaft, Militarismus hingegen macht erst die Summe mehrerer militarisierter Teilbereiche des Staates und der Gesellschaft aus und ist somit diese Ansammlung einzelner Militarisierungstendenzen zu einem ganzen System.⁷⁶⁸

Ähnlich mit den Zuständen in Italien bezeichnet Ute Frevert hingegen das Verhältnis von Militär und Gesellschaft im Kaiserreich (v. a. des späteren 19. Jahrhunderts), da es dadurch bestimmt worden ist, dass das Militär einen entscheidenden Anteil an der Nationalstaatsgründung hatte.⁷⁶⁹ Ohne die Reichseinigungskriege wäre das gesamtdeutsche Kaiserreich wohl nicht 1871 gegründet worden, so viel steht fest. „In den Kriegsmonaten handelte die Armee nicht nur im Auftrag der Nation, sondern nahm die Nation gleichsam vorweg.“⁷⁷⁰ Es kämpften preußische Truppen neben süddeutschen Verbänden und aus der Armee entwickelte sich schließlich die Nation.⁷⁷¹ Ein Präsentbleiben des bürgerlichen Militarismus weiterhin auch nach der Reichsgründungszeit, fand durch das Hineinkonstruieren bürgerlicher Wehrideale in die siegreichen Armeen von 1870/71 statt.⁷⁷² Durch diese unmittelbare Verknüpfung stieg die Akzeptanz des Militärs in der Gesellschaft (auch wenn das Militär in Preußen ohnehin eine

⁷⁶⁵ Vgl. Jansen, Einleitung: Die Militarisierung der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 10.

⁷⁶⁶ Vgl. Jansen, Einleitung: Die Militarisierung der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 10 f. und dazu Vgl. Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland und Vogel, Nationen im Gleichschritt sowie Becker, Bilder von Krieg und Nation.

⁷⁶⁷ Jansen, Einleitung: Die Militarisierung der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 12.

⁷⁶⁸ Vgl. Wette, Für eine Belebung der Militarismusforschung, S. 14.

⁷⁶⁹ Vgl. Frevert, Das jakobinische Modell, S. 17.

⁷⁷⁰ Becker, Strammstehen vor der Obrigkeit, S. 94.

⁷⁷¹ Vgl. ebd.

⁷⁷² Vgl. Becker, Militärpolitik und Militarismus in Deutschland und Frankreich 1870 – 1914, S. 162.

größere Akzeptanz als in den anderen, v. a. süddeutschen Bundesstaaten genoss) erheblich.⁷⁷³ Frank Becker stellt keine bloße Addition des alten Wehrsystems (Wehrpflicht) mit der neuen Nationalgefühl heraus, sondern er wertet diese Konzeption einer Synthese im Hegelschen Sinne auf: „Das Heer von 1870/71 führt die vormaligen antagonistischen bürgerlichen und konservativen Wehrideale auf einem qualitativ höherem Niveau zusammen.“⁷⁷⁴ Diese Synthese verband nationales Engagement durch die Wehrpflicht mit professioneller Führung unter zu- meist noch adligen Offizieren.⁷⁷⁵ Mit Untertanenmentalität hat dies jedoch nicht viel zu tun, sondern vielmehr mit bürgerlicher Teilhabe, da das Heer, v. a. durch die allg. Wehrpflicht, als „unbestrittener Sachverwalter des nationalen Interesses“⁷⁷⁶ galt und damit die bürgerliche Mitwirkung an der Nation unterstrich.

Ein Aspekt ist wenig bestritten und zwar die Eigenschaft des Reserveoffiziers, der als wichtigstes Bindeglied zwischen Militär und Gesellschaft im Deutschen Reich fungierte und zur neuen bürgerlichen Identifikationsfigur aufwuchs.⁷⁷⁷ Die Reserveoffiziere, wenn sie denn militarisierend auf ihre Umgebung einwirkten, konnten dessen ungeachtet nur die Schichten derer sozialisieren, mit denen sie verkehrten und schaut man sich die Herkunft der Reserveoffiziere nochmals an (vgl. Kapitel 3.3), dann wird schnell klar, dass diese Schichten, die mit ihnen Umgang pflegten, eher einen spärlichen Teil der Bevölkerung im Kaiserreich ausmachten, denn Sozialisation funktioniert nun einmal einzig und allein in Form von aktiver Interaktion, womit die Reserveoffiziere wohl vielmehr das Bindeglied zwischen dem (Klein-) Bürgertum und dem Militär darstellen konnten.

Gemäß Volker Ullrich hat diese Institution jedenfalls dazu beigetragen die vorhandenen bürgerlichen Vorbehalte gegenüber der militärischen Dominanz abzubauen⁷⁷⁸ und Gerd Fesser, sprach dem ‚Einjährig-Freiwilligen‘ eine entscheidende Bedeutung zu, bei der es darum ging, im Bildungsbürgertum militärische Wertvorstellungen zu verbreiten.⁷⁷⁹ Keineswegs war es jedoch der Fall, dass die Mentalitätsformierung durch das ‚Einjährige‘ in einer einseitigen Militarisierung der Absolventen bestand, hier gilt es weiter zu differenzieren. Die

⁷⁷³ „Aus dieser Verbindung erwuchs ein ‚Volk in Waffen‘, wie der populäre Begriff lautete, der in bewusster Abgrenzung vom ‚bewaffneten Volk‘ gebildet wurde.“ Becker, *Militärpolitik und Militarismus in Deutschland und Frankreich 1870 – 1914*, S. 162 f.

⁷⁷⁴ Becker, *Militärpolitik und Militarismus in Deutschland und Frankreich 1870 – 1914*, S. 163. „In Kooperation mit den Führungseliten waren auch die bürgerlichen Schichten, war auch die bürgerliche Gesellschaft leistungsfähiger, als sie es allein jemals hätte sein können.“ Becker, *Strammstehen vor der Obrigkeit*, S. 110.

⁷⁷⁵ Becker, *Strammstehen vor der Obrigkeit*, S. 113.

⁷⁷⁶ Becker, *Strammstehen vor der Obrigkeit*, S. 112.

⁷⁷⁷ Vgl. *Ehrenmänner – Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, S. 120.

⁷⁷⁸ Vgl. Ullrich, *Die nervöse Grossmacht*, S. 400.

⁷⁷⁹ Vgl. Fesser, *Die Kaiserzeit, Deutschland 1871-1918*, S. 52 f.

militarisierende Wirkung bzw. wohl eher das Ausbleiben dieser, wurde von mir bereits im Vorfeld charakterisiert, da ein ‚privilegiertes Wenigerdienen‘ sicherlich entweder vermehrt als bequemer Ausweg aus der Wehrpflicht genutzt wurde und damit gewiss nicht militarisierend wirksam werden konnte oder den Bonus einer möglichen Reserveoffizierkarriere offerierte, im Zuge derer wiederum eine militärische Sozialisation stattfinden konnte.

Die Beständigkeit des vorwiegend guten Verhältnisses zwischen Militär und ziviler Gesellschaft hatte infolge der Reichseinigung einen besonderen ‚Bonus‘ zugeschrieben bekommen, welcher jedoch nicht von Dauer war. So litt dieses Verhältnis mit großer Gewissheit enorm angesichts der Affären und Skandale unter Beteiligung des Militärs, bei denen das Militär und die Militärführung auf das Tiefste durch die Gesellschaft kritisiert wurden.

Kurt Tucholsky bringt in einem Beitrag aus seinen kritischen Schriften über das Militär noch einen für ihn schon fast unmenschlichen Aspekt, der sich zwar in der von ihm beschriebenen Darstellung innerhalb der Reihen der Armee abspielte, aber eben genauso gut zwischen einem Offizier und einer Zivilperson denkbar wäre.⁷⁸⁰ In dem Fall geht es um einen betrunkenen jungen Leutnant, der sich nach einer „nächtlichen Sauferei“⁷⁸¹ mit einem Revolver das Leben nehmen wollte; in jener Situation ein untergebener Fähnrich ihm die Waffe wegnahm; daraufhin der Offizier befahl die Pistole sofort zurückzugeben und er den Untergebenen erschoss.⁷⁸² Vor Gericht erklärte der Leutnant anschließend, dass er dem Fähnrich einen *dienstlichen* Befehl erteilt hatte. Daraufhin wurde die Anklage abgetan, was Tucholsky scharf als eine Farce kritisiert, da der Dienst in die Kaserne und nicht in das Zivilleben gehört und außerdem vor Gericht sich auch nicht ein Jedermann bspw. auf seinen Postassistentenrang berufen kann und allein daraufhin freigesprochen wird.⁷⁸³ Tucholsky verweist damit auf die Missstände des Staates im Staate mit der Militärgerichtsbarkeit, den für ihn das Militär mit seinen Sonderprivilegien einnimmt und die er gern eindämmen würde. Die Kluft zwischen Militär und Zivil sollte infolge der Reichseinigung v. a. nach den Ideen der Liberalen durch eine Verbürgerlichung des Militärs geschlossen werden.⁷⁸⁴

⁷⁸⁰ Vgl. Tucholsky, *Dienstlich*, S. 13.

⁷⁸¹ Ebd.

⁷⁸² Vgl. ebd. „Praktisch: die Kommandogewalt gilt immer. Das ist eine gefährliche Waffe in Händen von Leuten, die noch nicht weit genug sind, um zwischen Privatverhältnissen und dem Dienst zu unterscheiden.“ Ebd.

⁷⁸³ Vgl. ebd.

⁷⁸⁴ Vgl. Frevert, *Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland*, S. 271 f.

Infolge der Reichseinigung war der Hegemonialstaat Preußen, der durch militärische Stärke über Jahrhunderte an Bedeutung und Macht gewann, ein militärischer Indikator für das gesamte Reich. Unter den 25 Bundesstaaten des Deutschen Reiches war Preußen der militaristischste Staat und die preußische Gesellschaft dadurch gewiss etwas militärischer geprägt bzw. militärischer sozialisiert, auch wenn diese das so eventuell nicht empfand. Das Erziehungsprogramm des Militärs in Form der Wehrpflicht entsprach nach Frevert exakt den bürgerlichen Vorstellungen, mit den Inhalten Disziplin, Ordnung, Sauberkeit, Gehorsam und Pünktlichkeit, brachte gemäß Benjamin Ziemann einige positive Erfahrungen v. a. für Angehörige der ‚unterbürgerlichen Schichten‘ mit sich⁷⁸⁵ und wurde als wichtigstes Ergebnis der Dienstzeit dankbar angenommen.⁷⁸⁶ Es kam aber auch zu Misstrauen und Kritik, wenn sich das Militär zu sehr nach innen abschottete; die Gesellschaft suchte daher nach weiteren Einfluss- und Gestaltungsmöglichkeiten.⁷⁸⁷ Scharfe Kritik der Gesellschaft wurde z. B. am Standesdenken der Offiziere und bei Übergriffen von Soldaten gegenüber Zivilisten kundgetan (hier sei wiederum die ‚Zabern-Affäre‘ als klassisches Exempel statuiert), was aufzeigte, dass sich die Armee nicht alles erlauben konnte. Wollten einerseits die liberalen und linksliberalen, ganz abgesehen von den Sozialdemokraten, das Militär weiter verbürgerlichen, so plädierte die Armee andererseits für eine Militarisierung der zivilen Gesellschaft, um alle „ungesunden, weichlichen oder materiellen Einflüsse“,⁷⁸⁸ die dem deutschen Volk schaden würden, einzudämmen oder am sich weiter ausbreiten zu hindern.⁷⁸⁹

An dieser Stelle scheint es mir sinnvoll, die bis dato unbeantwortete Frage aus Kapitel 2.2.3 noch einmal aufzugreifen, bei der es um die militarisierenden Einflussmöglichkeiten der ‚Zwölfender‘, welche in den zivilen Staatsdienst nach absolviertem militärischen Dienst eintraten, ging. Um diese Fragestellung zu analysieren, greife ich zuerst einmal auf zeitgenössische Literatur, speziell auf das Militärwochenblatt (auch wenn es zur militärischen Publizistik zählt) zurück. In einem der Beihefte zum Militärwochenblatt aus dem Dreikaiserjahr wird beschrieben, dass durch jeden Soldat, der entweder mit Beendigung der Wehrpflicht oder eben auch als ausscheidender Unteroffizier nach 12-jähriger Dienstzeit, „der in der Armee herrschende Geist zurück ins Volk [strömt]“,⁷⁹⁰ was eine fortlaufende Wechselwirkung

⁷⁸⁵ Vgl. Ziemann, Sozialmilitarismus und militärische Sozialisation im deutschen Kaiserreich 1870-1914, S. 156.

⁷⁸⁶ „Die allgemeine Wehrpflicht wurde [andererseits aber auch] auf diese Weise in den von Männern dominierten Gesellschaften indirekt zur bedeutsamsten Quelle für Militarisierungstendenzen.“ Ingenlath, Mentale Aufrüstung, S. 394.

⁷⁸⁷ Vgl. Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 272 f.

⁷⁸⁸ Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 274.

⁷⁸⁹ Vgl. Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 273 f.

⁷⁹⁰ Von Löbell, Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1888, S. 72.

und gegenseitige Beeinflussung darstellt. Wehler beschreibt, dass Eindringen von militärischen Gewohnheiten in das alltägliche Leben; neben den Offizieren, die die Bürger herablassend behandelten, waren die ‚Zwölfender‘, die einen schroffen Kommandoton einbrachten, der bereitwillig von ziviler Seite akzeptiert wurde und nur eine Ausartung des in die zivile deutsche Gesellschaft Einzug haltenden ‚Sozialmilitarismus‘ darstellte.⁷⁹¹ Die reelle und nicht pauschalisierte militarisierende Beeinflussung dieser sozialen Gruppe hing realistisch von ihrer tatsächlichen Verbreitung ab. Diese lag bei den mittleren Instanzen der inneren Verwaltung im Jahre 1905 bei 50% in den unteren Steuer- und Justizbehörden, bei den Unterbeamten der preußischen Staatsbahn bildeten sie jedoch eine eindeutige Minderheit,⁷⁹² was augenscheinlich entgegen der Interpretation einer Militarisierung der unteren Beamtenlaufbahnen steht. Einem Mann, der im Militär gedient hatte, wird man es wohl auch im Zivilen angesehen haben (je länger, desto deutlicher); auf die guten bürgerlichen Tugenden, die ja teilweise mit denen des Militärs identisch waren, besteht sicher kein Grund zu schimpfen. Demnach führe ich die Vorwürfe eines militarisierenden Einflusses gegen die Militäranwärter und die Reserveoffiziere lediglich auf ihren straffen Ton zurück, der wahrscheinlich im Zivilen nicht immer für angemessen galt,⁷⁹³ aber dennoch starken Einzug gehalten hat. Auch für die ausscheidenden Unteroffiziere wird es nicht leicht gewesen sein sich in eine zivile Hierarchie einzuordnen und gegenüber jedem Zivilisten, der eventuell sogar früher als Untergebenen ausgebildet wurde, freundlich zu sein. Aufgrund der militärischen Sozialisation unmittelbar auf eine Militarisierung zu schließen, halte ich, genau wie die Bezeichnung als „Außenposten der Armee in der Gesellschaft“,⁷⁹⁴ für überzogen.

Ute Frevert gibt noch weitere Hinweise, die das Verhältnis von militärischer zu ziviler Gesellschaft im Kaiserreich betonen. Sie führt an, dass die Zusammenarbeit bei der jährlichen Aushebung der Wehrpflichtigen auf gemeinsamen Beschlüssen von Offizieren und Zivilbeamten, d. h. auf der Kooperation von militärischen und zivilen Dienststellen beruhte, auch wenn die Zusammensetzung dieser Aushebungskommissionen durch ein positives Zahlenver-

⁷⁹¹ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 881.

⁷⁹² Vgl. Ziemann, Sozialmilitarismus und militärische Sozialisation im deutschen Kaiserreich 1870-1914, S. 162. Dabei beschäftigte die preußische Staatsbahn alleine mehr untere Beamte, als alle anderen staatlich-preußischen Verwaltung zusammen und dort nahmen die Militäranwärter 1905 gerade einmal 6% ein. „In den wegen ihrer Arbeitsbedingungen besonders attraktiven Beschäftigungen als Zugführer bzw. Schaffner, die keine körperliche Anstrengung oder schmutzige Arbeit erforderten, gab es jedoch 35% bzw. 60% Militäranwärter.“ Ziemann, Sozialmilitarismus und militärische Sozialisation im deutschen Kaiserreich 1870-1914, S. 163.

⁷⁹³ „Er hatte den Ruf, zuverlässig, ehrlich und seinen Vorgesetzten gegenüber gehorsam zu sein, aber im Umgang mit seinen Untergebenen galt er als autoritär, barsch und anspruchsvoll.“ Willems, Der preußisch-deutsche Militarismus, S. 92.

⁷⁹⁴ Messerschmidt, Preußens Militär in seinem gesellschaftlichen Umfeld, S. 72.

hältnis im Konfliktfall zugunsten des Militärs lag.⁷⁹⁵ Ebenso fand eine Zusammenarbeit auf polizeilicher und gerichtlicher Ebene statt, was die enge Verflechtung von ziviler und militärischer Gesellschaft, wenn auch nur zwischen den jeweiligen Dienststellen, im Kaiserreich unterstreicht.⁷⁹⁶ Durch diese Verknüpfung werden zwei gegensätzliche Richtungen bzw. Entwicklungen betont. Zum einen die Militarisierung der Gesellschaft, da militärische Orientierungen auf zivile Bereiche bspw. durch die Übernahme der ‚Zwölfender‘ in den zivilen Staatsdienst übergriffen, was sich auch in bestimmten Sozialisationspraktiken, wie der Hochschätzung des Reserveoffizierstatus, in Begeisterung der fechtenden Studentenverbindungen sowie dem Andrang in den Kriegervereinen äußerte und zum anderen der Verbürgerlichung des Militärs, welches sich gegenüber bürgerlichen Wertvorstellungen aufschloss u. a. durch Milderung des Militärstrafrechtes und der Öffnung des Offizierkorps sowie der partiellen Einführung des Leistungsprinzips durch Aufwertung der Bildungspatente.⁷⁹⁷ Daraus schlussfolgernd kann man nicht von einer einseitigen Militarisierung der Gesellschaft im Kaiserreich sprechen, weil diese mit einer Verbürgerlichung bzw. Zivilisierung des Militärs einherging. Welche Tendenz hierbei die Oberhand hat kann schwerlich pauschalisiert werden, war Resultat von diversen Prozessen und unterlag ständigen Veränderungen.⁷⁹⁸ Eine Untersuchung der sekundären Sozialisationsinstanz der Schule bzw. des Schulsystems bezüglich ihrer Sozialisationsgrundsätze in Richtung eines militarisierenden Charakters, würde an dieser Stelle weiterhelfen, um neben der nicht genau zu identifizierenden Prägekraft der Reserveoffiziere, der Einjährig-Freiwilligen und der ‚Zwölfender‘ eine weiter reichende und nicht lokal begrenzte Tragweite herausstellen zu können. Aus Zeitgründen muss dies jedoch außen vor bleiben.

Ute Frevert stellt eine Koinzidenz zwischen dem Wert, den eine Gesellschaft auf nationale Identifikation legt und ihrer Neigung der Hochschätzung militärischer Qualifikationen heraus⁷⁹⁹ und weist damit auf die steigende Identifikation der deutschen Gesellschaft mit dem

⁷⁹⁵ Vgl. Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 296.

⁷⁹⁶ Vgl. Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 296 f. Auch wenn der Zusammenarbeit von Militär und Zivilem Grenzen gesetzt waren, wie bspw. die ‚Zabern-Affäre‘ dies eindrucksvoll aufzeigte und in diesem Fall keine Seite nachgeben wollte. Vgl. Kapitel 5.4.3.

⁷⁹⁷ Vgl. Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 297.

⁷⁹⁸ Vgl. Lepsius, Militärwesen und zivile Gesellschaft, S. 368.

⁷⁹⁹ Vgl. Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 299. „In dem Maße, in dem patriotische oder gar nationalistische Werthaltungen an Zuspruch gewannen, zeichnete sich ein guter Staatsbürger nicht so sehr durch wirtschaftliche oder kulturelle Leistungen aus als vielmehr durch seine Fähigkeit und Bereitschaft, das Vaterland mit der Waffe in der Hand zu verteidigen.“ Ebd.

Kaiserreich hin, die zu einer zunehmenden Militarisierung v. a. der wilhelminischen Gesellschaft führte.

Die Waffe in der Hand von Offizieren und wehrpflichtigen Soldaten stellt ein Unterscheidungsmerkmal dar, was auf eine ungleiche Relation von militärischer und ziviler Gesellschaft hinweist. Durch die Wehrpflicht stimmte man zu, junge Männer mit Waffen auszurüsten die theoretisch gegen äußere Feinde eingesetzt werden sollten, jedoch in der Praxis auf Befehl auch gegen den ‚inneren Feind‘⁸⁰⁰ der Monarchie und nach eigenem Dünken v. a. von einigen Offizieren auch gegen Zivilisten zum Einsatz gebracht werden konnten und wurden, wie man in den zeitgenössischen Zeitungen im Kaiserreich an vielen Stellen nachlesen kann. Die Waffe in der Hand „werteten die Soldaten zu Männern auf, die sich ihren Geschlechtsgenossen überlegen fühlen konnten und diesen Überlegenheitsgestus auch gegenüber Frauen ausspielten“⁸⁰¹.

Diese negative Art von Offizieren war sicherlich die absolute Minderheit, auf der anderen Seite gab es aber auch einige Positivbeispiele, die Wolfram Wette als ‚*pazifistische Offiziere*‘ bezeichnet und im gleichnamigen Sammelwerk zum Gegenstand der Untersuchung macht.⁸⁰² Diese innerhalb der Reihen des Militärs vielseitig kritisierten, couragierten militärischen Führer verband trotz vieler Unterschiede „ihre bewusste Abkehr von dem Gewaltglauben, den der preußisch-deutsche Militarismus kultivierte“⁸⁰³ und sie vermochten die daraus entstehenden Gefahren frühzeitig zu analysieren und schon lange vor dessen Beginn, vor dem bevorstehenden Ersten Weltkrieg zu warnen.⁸⁰⁴ Auch derart kritische Offiziere gab es demnach als Pendant zum viel belächelten und karikierten preußischen Leutnant, auch wenn sie damals wohl noch als seltene Einzelfälle explizit ausgewiesen werden müssen.⁸⁰⁵ Emilio Willems beschreibt dazu vortrefflich, dass keine Gesellschaft als militaristisch anzusehen ist, bei der nicht alle Mitglieder unter allen Umständen und jederzeit ihre Kampfbereitschaft beitragen und hebt damit die auftretenden unmilitaristischen Teile der Bevölkerung hervor, die oft vergessen werden oder nur am Rande Erwähnung finden.⁸⁰⁶

⁸⁰⁰ Vgl. Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, S. 298.

⁸⁰¹ Ebd.

⁸⁰² Vgl. Wette, Pazifistische Offiziere.

⁸⁰³ Wette, Befreiung vom „Schwertglauben“, S. 35.

⁸⁰⁴ Vgl. ebd.

⁸⁰⁵ „Ihr Wirken ist als ein Beitrag zur Gestaltung einer humanen und zivilen Gesellschaft zu würdigen, der unter widrigen Umständen geleistet werden mußte.“ Wette, Befreiung vom „Schwertglauben“, S. 36.

⁸⁰⁶ Vgl. Willems, Der preußisch-deutsche Militarismus, S. 13.

Diese breit gefächerte Argumentation in Bezug auf Militarismus und Militarisierungstendenzen sollte dazu dienen, die Heterogenität der diesbezüglichen Meinungen zum Ausdruck zu bringen und zu untermauern, dass ein endgültiges Resultat, welches das Verhältnis von militärischer und ziviler Gesellschaft im Kaiserreich auf den Punkt beschreibt wahrscheinlich nicht möglich ist. Die facettenreichen Diskussionen zu diesem Thema stellen einerseits die ausgesprochene ‚Zivilität‘ der kaiserlichen Gesellschaft und andererseits die übermächtigen militärischen Tendenzen in den Vordergrund, was wiederum auf ein Missverhältnis im Deutschen Reich hinweist. Es wäre verfehlt, allen Schichten oder sozialen Gruppen im wilhelminischen Kaiserreich eine, in gleicher Weise und Dichte vorhandene, militärische Gesinnung zu attestieren.⁸⁰⁷ Zu einem Teilergebnis kann man dennoch kommen: Da die vielschichtige und ungleiche reichsdeutsche Gesellschaft eine unüberschaubare Fülle an Interessen verfolgte, dass Militär im Gegenzug jedoch recht homogen war und die Militärführung annähernd denselben Zielen nacheiferte, bestand ein ungleiches Verhältnis. Das Übergewicht des Militärischen, konnte das Zivile nur in den Fällen ausgleichen, wenn ein Meinungskonsens bestand und dann waren auch weit reichende Veränderungen möglich. Rückblickend lässt sich jedoch sagen, dass die innere Reichseinigung nicht in dem Maße zum Tragen kam, wie das relativ unproblematisch durch die glorreichen Siege für die äußere Reichseinigung der Fall war, woran die immer währenden Uneinigkeiten der Volksparteien einen gewichtigen Anteil hatten.⁸⁰⁸ Einen Teil zur Verbesserung des spannungsbehafteten Verhältnisses zwischen Militär und Gesellschaft trugen u. a. Kriegervereine und Studentenverbindungen bei, auf die ich im Folgenden näher eingehen werde.

6.1.1 Kriegervereine

Die Kriegervereine entstanden in Deutschen Reich, aber auch in Frankreich größtenteils in den Jahren nach dem deutsch-französischen Krieg und gingen v. a. durch Impulse der ‚unteren Schichten‘ und nicht von staatlicher Seite aus.⁸⁰⁹ Die Mitgliederzahlen militärischer Vereinigungen waren gemäß Christopher Clark in Frankreich vergleichbar mit denen Deutschlands und auch im sich zivil rühmenden Großbritannien hatte der rechtsgesinnte mili-

⁸⁰⁷ Vgl. Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890-1914, Bd.7, S. 432.

⁸⁰⁸ „Tief reichten die sozialen, konfessionellen, kulturellen Zerklüftungen, die die Einigungsfähigkeit der gesellschaftlichen Gruppen reduzierten und die Gestaltungsfähigkeit der Politik ernsthaft bedrohten.“ Kocka, Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, Bd.13, S. 137.

⁸⁰⁹ Vgl. Vogel, Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik, S. 237.

tärische Verein der ‚National Service League‘ mehr als 100 000 Mitglieder.⁸¹⁰ Auf die Entwicklung sowie die Bedeutung dieser Militärvereine seitens Frankreichs und Großbritanniens werde ich nicht weiter eingehen, auch wenn sich die Kultur der deutschen und französischen Vereine durchaus ähnelte,⁸¹¹ da ich mich voll und ganz auf die, deutscher Seite konzentrieren möchte.

Die wichtigste Aufgabe der Vereine deren Mitglieder meist gediente Soldaten und viele Veteranen der Reichseinigungskriege waren, lag in der Pflege des „militärischen Brauchtums“,⁸¹² den alle Militärpersonen durch gemeinsamen Dienst vermittelt bekommen haben. Diese Kriegervereine traten als zivile Vereinigungen in Erscheinung, da sie bei Auftritten keine offiziellen militärischen Uniformen trugen.⁸¹³ Dennoch vertraten sie durch Formen-, Gesten- und Bildersprache sowie deren Habitus die Armee in der Öffentlichkeit. Ein militärisches Männlichkeitsideal sowie die Kameradschaft wurden gepflegt und standen im Vordergrund. Die Kriegervereine haben im Prozess der *Militarisierung und Nationalisierung* v. a. der unteren Gesellschaftsschichten und des Kleinbürgertums im Kaiserreich ganz gewiss eine gewichtige Rolle gespielt.⁸¹⁴ Nach Jakob Vogel wäre es aber falsch den Mitglieder „unbedingten Gehorsam oder kritiklose Übernahme der offiziellen Militärpropaganda“⁸¹⁵ vorzuwerfen sowie deren Aktivitäten „vorschnell mit dem Begriff einer ‚Kriegsmentalität‘ zu belegen“,⁸¹⁶ wie dies unter anderem in Heinrich Manns Roman „Der Untertan“ geschehen ist.

Hierzu gehe ich kurz am Rande auf Heinrich Manns satirische Darstellung, die von der Lebensgeschichte des Diederich Heßlings handelt, ein. Manns Protagonist steht als überspitztes Beispiel für einen besonderen Typ Mensch in der wilhelminischen Gesellschaft.⁸¹⁷ Er stellt einen feigen, obrigkeitshörigen Mitläufer ohne Zivilcourage dar, der in sich die Ambivalenz des Kaiserreichs, einerseits in Form eines Tyrannen gegenüber den Untergebenen seines Betriebes sowie seiner Familie und andererseits als Untertan, der sich unterwürfig in das große Ganze des Staates einordnet.⁸¹⁸ Der geschwinde Verweis auf Manns Meisterwerk, welches zwischen 1904 und 1914 entstand und kurz nach Ende des Ersten Weltkrieges erschien (1919), soll an dieser Stelle genügen und wird im Kapitel 6.2 unter dem Schlagwort ‚Untertanenmentalität‘ noch einmal kurz aufgegriffen.

⁸¹⁰ Vgl. Clark, Preußen – Aufstieg und Niedergang 1600-1947, S. 685.

⁸¹¹ Vgl. ebd.

⁸¹² Vogel, Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik, S. 237.

⁸¹³ Vgl. Vogel, Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik, S. 237 f.

⁸¹⁴ Vgl. Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 401.

⁸¹⁵ Vogel, Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik, S. 238.

⁸¹⁶ Ebd.

⁸¹⁷ Vgl. Mann, Der Untertan, S. 9 ff.

⁸¹⁸ Vgl. ebd.

Im wilhelminischen Deutschland zählte der 1899 gegründete und zu der Zeit aus 26 einzelnen Verbänden zusammengesetzte⁸¹⁹ Dachverband des ‚*Kyffhäuserbundes*‘ 1913 in knapp 32 000 militärischen Vereinen über 2,8 Millionen Mitglieder⁸²⁰ und stieg damit zur größten organisierten Massenbewegung im Kaiserreich unter Wilhelm II. empor,⁸²¹ was dennoch nur eine eingeschränkte Aussagekraft über deren Prägekraft zulässt. Wenn man sich mit einer kurzen Rechnung vor Augen führt, dass in etwa jeder vierundzwanzigste Bewohner im Reich Mitglied in einem dieser Vereine unter dem größten Dachverbänden war, d. h. bei annähernd ausgewogenem Verhältnis von Männern zu Frauen, dass ungefähr jeder zwölfte männliche Einwohner, ganz egal welchen Alters, Zugehöriger war, dann kann man bei jedem Zweifel nur daraus schlussfolgern, dass der Einfluss immens groß gewesen sein muss.⁸²² Manfred Messerschmidt bezeichnet diese Vereinskultur als „militärische[s] und pseudomilitärische[s] Verbändewesen“,⁸²³ in denen militärisches Denken sowie antidemokratische und antisozialistische Effekte geschürt und verstreut wurden. Ob diese Beeinflussung hingegen immer negativer, militarisierender Natur, bei den Variationsmöglichkeiten innerhalb der Vielzahl dieser Vereine war, kann nicht diagnostiziert werden, als sicher kann jedoch gelten, dass bspw. der ‚Flottenverein‘ andere Ziele verfolgte, als der ‚Kolonialverein‘.

Auch Benjamin Ziemann warnt davor, über äußere quantitative Dimensionen umstandslos „auf die mentale Tiefenwirkung militaristischer Werthaltungen und Überzeugungen im Kaiserreich [zu schließen]“⁸²⁴ und verweist damit auf die Problematik einzig und allein aus einer Mitgliedschaft, welcher Art sei dahingestellt, Rückschlüsse auf eine mögliche militärische Sozialisation ziehen zu wollen. Ganz sicher gab es Beispiele, wo dies stärker aber auch Exempel, wo dies wohl nicht der Fall gewesen sein wird und wo die Partizipation am

⁸¹⁹ Vgl. Driftmann, Grundzüge des militärischen Erziehungs- und Bildungswesens in der Zeit 1871-1939, S. 108 f.

⁸²⁰ Benjamin Ziemann geht neben Hans-Ulrich Wehler sogar von einer Mitgliederstärke von knapp 2,9 Millionen aus. Vgl. Ziemann, Sozialmilitarismus und militärische Sozialisation im deutschen Kaiserreich 1870-1914, S. 159 und dazu Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 884.

⁸²¹ Vgl. Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 401.

⁸²² Bei den Rechnungen wurde die Reichsbevölkerung mit 67,2 Millionen aus dem Jahre 1913 zu Grunde gelegt. Vgl. Bödecker, Preußen und die Wurzeln des Erfolgs, S. 237. Auch wenn Wolfgang J. Mommsen die Mitgliederzahlen lediglich mit knapp zwei Millionen im Jahre 1914 beziffert, bleibt die Mitgliederquote bezogen auf die Gesamtbevölkerung groß. Vgl. Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890-1914, Bd.7, S. 432.

⁸²³ Vgl. Messerschmidt, Die preußische Armee, Bd.2, Erster Teil, S. 279.

⁸²⁴ Vgl. Ziemann, Sozialmilitarismus und militärische Sozialisation im deutschen Kaiserreich 1870-1914, S. 160.

Vereinsleben den entscheidenden Moment darstellte.⁸²⁵ Wehler stellt dabei fest, dass der politische Einfluss dieser Vereine oft überschätzt, aber ebenso oft unterschätzt wurde.⁸²⁶

In den Kriegervereinen wurde die monarchische Gesinnung gepflegt. Sie standen als ‚Bastion‘ gegen sozialdemokratische Einflüsse, da die Sozialdemokraten gemäß eines Beschlusses des ‚Kyffhäuserbundes‘ aus dem Jahre 1901 von der Mitgliedschaft ausgeschlossen wurden, auch wenn dies nicht überall widerspruchlos gelang.⁸²⁷ Die Rolle der Kriegervereine kann wohl am treffendsten als Bindeglied zwischen den konservativen bzw. monarchiegesinnten Parteien und den inaktiven (Reservisten) sowie gedienten Teilen der Armee charakterisiert werden. Volker Ullrich nennt das gesellige Zusammensein der Mitglieder, das vermehrt in ländlichen Gegenden und Kleinstädten zelebriert wurde „Gesinnungsmilitarismus“.⁸²⁸ Diese dort gepflegte Lebensform wurde als eine Art der Kameradschaft kultiviert und war allseits akzeptiert.⁸²⁹

6.1.2 Studentenverbindungen

Sonja Levsen stellt in ihrer Studie über den Militarismus in englischen Colleges und deutschen Studentenverbindungen das Teilnehmen von Studenten an kriegsbegeisterten Umzügen in vorderster Reihe am Vorabend des Ersten Weltkrieges neben dem sich zur Frontmelden vieler Studenten europäischer Länder heraus.⁸³⁰ Christian Jansen führt dazu aus, dass in Form von Schützen- und Turnervereinen oder der Mitgliedschaft in Studentenverbindungen die paramilitärische Ertüchtigung allmählich bis zu Zeiten des Kaiserreichs zur bürgerlichen Norm avancierte.⁸³¹ In den Studentenverbindungen lebten die jungen Uniformtragenden Männer in einer Art von Gemeinschaft, dessen Rituale, Werte und Normen die studentischen Weltbilder prägten, welche besonders durch ein *dominantes Männlichkeitsideal* gekennzeichnet waren; Frauen wurden dabei gänzlich ausgegrenzt.⁸³² Dieses angestrebte männliche Idealbild wurde versucht, durch exzessive Trinkrituale, einer Unterwerfung unter die strenge

⁸²⁵ „Das bierselige Beisammensein und die periodischen Feste der Kriegervereine transportierten primär nicht nationalistische Ideologien, sondern im Kern vor allem ein bürgerliches Kulturmuster auf das platte Land.“ Ziemann, Sozialmilitarismus und militärische Sozialisation im deutschen Kaiserreich 1870-1914, S. 161.

⁸²⁶ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 1071.

⁸²⁷ Vgl. Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 401.

⁸²⁸ Ebd.

⁸²⁹ Vgl. Ullrich, Die nervöse Grossmacht, S. 401 f.

⁸³⁰ Vgl. Levsen, Gemeinschaft, Männlichkeit und Krieg, S. 230.

⁸³¹ Vgl. Jansen, Einleitung: Die Militarisierung der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 9.

⁸³² Vgl. Levsen, Gemeinschaft, Männlichkeit und Krieg, S. 231 f. „Männlich zu werden war ein wichtiges Ziel des Studentenlebens in den Korporationen des späten Kaiserreichs.“ Levsen, Gemeinschaft, Männlichkeit und Krieg, S. 231.

Hierarchie innerhalb der Verbindung und durch das Mensurfechten mit erwünschter Kopfverletzung, zu erreichen.⁸³³ Innerhalb der Verbindungen besaßen die ‚schlagenden‘ Verbindungen (mit Mensurfechten) höheres Ansehen als die ‚Nichtschlagenden‘ und innerhalb der ‚Schlagenden‘ stieg das Prestige mit der Qualität der Fechtleistungen seiner Mitglieder,⁸³⁴ es galt sich von den jeweils anders gesinnten Studenten abzugrenzen. Während der Zeit des Kaiserreichs sank die Zahl der ‚nicht fechtenden Verbindungen‘, welche sich des Öfteren in ‚Schlagende‘ wandelten; die Zahl der fechtenden Studenten, die sich damit einem ‚waffenstudentischen Männlichkeitsideal‘, wie Sonja Levsen es nennt, anpassten, stieg somit an.⁸³⁵ Gemäß Ute Frevert war der Männer-Typus, den das Militär schaffen wollte, „körperlich abgehärtet, opferbereit, beherrscht, willensstark, kontrolliert, kameradschaftlich, antiindividualistisch“,⁸³⁶ was nahezu exakt den Kernelementen jenes ‚waffenstudentischen Männlichkeitsideal‘ entsprach, mit der einen Ausnahme, dass bei den Verbindungsstudenten der Körper lediglich durch das Fechten trainiert werden sollte, auch wenn nach der Jahrhundertwende weitere Leibesübungen hinzukamen.⁸³⁷ Die meisten Studenten fügten sich während oder kurz nach ihrem Studium in das Militär zunächst als Einjährig-Freiwillige zwar relativ problemlos ein, da Offiziere es schätzten wenn diese Verbindungen angehörten, jedoch kam Unmut im Anschluss an den Diensteintritt nicht selten vor.⁸³⁸

Das gemeinsame Singen nahm nach Sonja Levsen neben dem Fechten ebenfalls eine besondere Stellung ein, in den Liedtexten wurden abgesehen von Frauen, dem Alkohol, der Gemeinschaft, auch Kampf und Tod thematisiert und in euphorischen Gesängen, die in der Gemeinschaft zelebriert wurden, kam öfters große Begeisterung auf⁸³⁹ die „jedermann unerbittlich mit sich fortriss“. ⁸⁴⁰ In den Liedern deuteten die Studenten das Fechten als Vorbereitung auf den Kampf fürs Vaterland, bei dem der Opfertod nicht ausgeschlossen wurde, womit gerade für das späte Kaiserreich eine Militarisierung des Studentenlebens feststellbar war,⁸⁴¹ auch wenn die studentischen Vorbereitungen mit wirklicher Ausbildung

⁸³³ Vgl. Levsen, *Gemeinschaft, Männlichkeit und Krieg*, S. 232.

⁸³⁴ Vgl. ebd. „Zwei Männer, die sich mit einer Waffe in der Hand gegenüberstehen: Die Symbolik der Mensur verweist auf den Krieg.“ Levsen, *Elite, Männlichkeit und Krieg*, S. 123.

⁸³⁵ Vgl. Levsen, *Gemeinschaft, Männlichkeit und Krieg*, S. 232 f.

⁸³⁶ Frevert, *Das Militär als ‚Schule der Männlichkeit‘*, S. 162.

⁸³⁷ Vgl. Levsen, *Gemeinschaft, Männlichkeit und Krieg*, S. 233.

⁸³⁸ Vgl. Frevert, *Ehrenmänner – Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, S. 161.

⁸³⁹ Vgl. Levsen, *Gemeinschaft, Männlichkeit und Krieg*, S. 234.

⁸⁴⁰ Zitat aus studentischen Originalquellen eines Studenten aus Rothenburg (Sommersemester 1905), zitiert nach: Ebd.

⁸⁴¹ Nach der Jahrhundertwende wurden Disziplin und Unterordnung in zunehmenden Maß betont und auch die Uniformierung unterstrich das Streben nach militärischen Eigenheiten wie Einheit bzw. Einheitlichkeit. Vgl. ebd.

zum ‚Soldat sein‘ nicht viel gemeinsam hatten. Diese Lieder wurden bei Kneipenbesuchen, Wanderungen und Festen immer wieder gesungen und prägten sich bei den Studenten als „Selbstbild eines stets abrufbereiten Soldaten ein“. ⁸⁴² Die ‚schlagenden‘ Verbindungen hauptsächlich, präsentierten sich bei umfangreich organisierten Festakten und Aufmärschen in ihrer Uniform, bestehend aus Wuchs und Schläger einheitlich; dieses Bild wurde von den Zuschauern als eine Art ‚nationaler Einheit‘ aufgefasst und stand für Ordnung, Geschlossenheit, Schönheit und Wehrhaftigkeit als Idealbild der Nation. ⁸⁴³ Die Studentenzahlen verdoppelten sich in den zwanzig Jahren nach der Reichsgründung auf etwa 35 000 und bis 1910 sogar noch einmal auf über 70 000, ⁸⁴⁴ was einer enormen Steigerung des Einflusses entsprach. Neben dem Kaiser wurde v. a. Bismarck als Kultfigur der Reichseinigung verehrt und die Lebensweise des ‚Deutsch sein‘ als moralischer Anspruch hielt Einzug in die Studentenverbindungen. ⁸⁴⁵

Sonja Levsen charakterisiert eine gefühlsbetonte Form des studentischen Militarismus als ‚symbolischen Militarismus‘ und betont das Vorhandensein von Parallelen bezüglich des Männlichkeitsideals (jedoch bei vorhandenen unterschiedlichen Kriegsbildern) zwischen deutschen Studentenverbindungen und englischen Colleges, auch wenn versucht wurde dieses Idealbild durch zum Teil verschiedene Wege zu erreichen. ⁸⁴⁶

Nichtsdestotrotz reagierten die englischen und die deutschen Studenten ähnlich auf den Kriegsausbruch im Jahre 1914, auf beiden Seiten meldeten sich diese in Massen freiwillig zum Frontdienst ⁸⁴⁷ und verliehen damit ihrem in den Studentenverbindungen sozialisiertem Patriotismus eine Stimme. Die Nation wurde zu einem Bezugspunkt der Studenten und vielmehr noch der Verbindungsstudenten, es galt sich mit dieser zu identifizieren und auch für sie in den Krieg zu ziehen. ⁸⁴⁸ Christoph Schubert-Wellers Werk „Kein schöner Tod...“ zeigte durch die Auswertung von Kriegserinnerungen u. a. in Form von Tagebüchern einzelner Studenten wie schnell diese Kriegsbegeisterung in das Gegenteil umschlug, ⁸⁴⁹ woher diese

⁸⁴² Levsen, Elite, Männlichkeit und Krieg, S. 124.

⁸⁴³ Vgl. Levsen, Elite, Männlichkeit und Krieg, S. 138 f.

⁸⁴⁴ Vgl. Wehler, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, Bd.3, S. 731.

⁸⁴⁵ Vgl. Levsen, Elite, Männlichkeit und Krieg, S. 142 f.

⁸⁴⁶ Vgl. Levsen, Gemeinschaft, Männlichkeit und Krieg, S. 235 ff.

⁸⁴⁷ Vgl. Levsen, Gemeinschaft, Männlichkeit und Krieg, S. 241.

⁸⁴⁸ „Nationalisierung und ein zunehmender Repräsentationsbedarf gingen Hand in Hand.“ Levsen, Elite, Männlichkeit und Krieg, S. 139.

⁸⁴⁹ „Aufgewachsen in einem Zeitalter der Sicherheit, fühlten wir alle die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach der großen Gefahr. Da hatte der Krieg uns gepackt wie ein Rausch. [...] Der Krieg mußte es uns ja bringen, das Große, Starke, Feierliche.“ Jünger, In Stahlgewittern, S. 7.

Kriegsbereitschaft der Studenten kam und wie diese zu verstehen ist.⁸⁵⁰ Die Studenten, die sich später im Ersten Weltkrieg zuhauf freiwillig meldeten, wuchsen in der langen Friedensperiode des Kaiserreichs auf, wurden dort sozialisiert und dachten durch ihre Tätigkeiten in den Verbindungen bestens auf das Soldatenleben mit allen Entbehnungen vorbereitet zu sein; völlig euphorisch zogen sie in den Krieg, wobei sie nicht wussten, was sie erwartete, aber die Ernüchterung kam schon in den ersten Kriegserlebnissen und holte die jungen Männer schnell in die Realität zurück.⁸⁵¹ Einige Studentenverbindungen versuchten einem Habitus nachzueifern, der dem Leitbild des Soldaten entsprach, welches Männlichkeit und Nation verband.⁸⁵²

Die Militarisierung des Studentenlebens diene, verstärkt durch die freiwillige Kriegsteilnahme nicht zuletzt dazu, den eigenen gesellschaftlichen Führungsanspruch zu begründen und zu behaupten. Inwieweit diese studentischen Männlichkeitsideale jedoch tatsächlich mit dem militärischen Männlichkeitsideal übereinstimmen ist schwer zu ermitteln.

6.2 Militarisierung als Prozess der europäischen Gesellschaftsentwicklung?

Durch internationale Vergleiche können typische Merkmale des preußisch-deutschen Militarismus herausgestellt oder aber in der Geschichte dargestellte Phänomene abgeschwächt werden. Als Vergleichsnationen sollen in diesem Fall die innereuropäischen Staaten England und Frankreich dienen, die in der Literatur des Öfteren zum Zwecke der Gegenüberstellung herangezogen wurden und werden. Wolfram Wette verglich den Militärkult in Frankreich und in Deutschland, hier insbesondere unter der Regentschaft von Wilhelm II. und kam zu dem Schluss, dass es in beiden Nationen einen *Folkloremilitarismus* gegeben hat, der durch Selbstdarstellungen des Militärs in der Öffentlichkeit, z. B. in Form von Militärparaden, gekennzeichnet war.⁸⁵³ Das Militär nahm nicht nur im Kaiserreich, sondern überall in Europa durch seine Paraden, Manöver und militärischen Repräsentationen vor dem Ersten Weltkrieg einen herausgehobenen Platz in der Gesellschaft ein, der infolge der Modifikation des historischen Gedächtnisses für unser heutiges Verständnis unvorstellbar wäre.⁸⁵⁴ Diese Folklore

⁸⁵⁰ Vgl. Schubert-Weller, Kein schöner Tod...

⁸⁵¹ „Was war das nur? Der Krieg hatte seine Krallen gezeigt und die gemütliche Maske abgeworfen. [...] Die Strasse war von großen Blutlagen gerötet [...]“. Jünger, In Stahlgewittern, S. 9.

⁸⁵² Vgl. Levsen, Elite, Männlichkeit und Krieg, S. 125.

⁸⁵³ Vgl. Wette, Deutscher, französischer und englischer Militarismus im Vergleich, S. 26.

⁸⁵⁴ Vgl. Vogel, Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik, S. 232.

ging größtenteils von unten aus, d. h. von den unteren Bevölkerungsschichten, die „eine weitgehend unpolitische Militärbegeisterung verbreiteten“.⁸⁵⁵ Dadurch sollte sie gemäß Jakob Vogel von dem, von der Politik und der Militärführung ausgehenden Militarismus abgegrenzt und kann nicht mit diesem verglichen und schon gar nicht gleichgestellt werden.⁸⁵⁶ Wette hingegen stellt signifikante Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich in Bezug auf die politische Akzeptanz des Militärkults heraus und sieht in Deutschland eine Dominanz des Bewunderns alles Militärischem, jedoch in Frankreich hier und da Proteste gegen Militärparaden und darin ein Indiz für die unterschiedlichen politischen Kulturen der Länder.⁸⁵⁷ In Frankreich blieben dennoch die Protestaktionen der Antimilitaristen in der Minderheit: „Stets besuchte eine weit größere Zahl von Personen die regulären Militärfeiern, so dass in der französischen Öffentlichkeit der Eindruck einer deutlichen Minorität von Militärdienstgegnern erhalten blieb.“⁸⁵⁸ Wenn man sich daher die französische Gesellschaft, die mit Blick auf die Verehrung des Militärs bspw. in Form des massenhaften Besuchens und Zelebrierens der Militärparaden und –feste anschaut, so sollte die Interpretation der ‚Untertanengesellschaft‘, wie die Gesellschaft des Kaiserreichs vorschnell des Öfteren beschrieben wurde, in Frage gestellt bzw. stark bezweifelt oder eventuell sogar revidiert werden, da die Militarisierung vor dem Ersten Weltkrieg offenbar ein europaweites Merkmal darstellte.⁸⁵⁹ Auch Christopher Clark ist der Meinung, dass sich nicht nur in Preußen die militärische Kultur in den letzten vierzig Jahren vor dem Ersten Weltkrieg ausweitete, sondern bei einem Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich bezüglich der Militarisierung nationaler Gedenkfeiern enge Parallelen zwischen beiden Nationen auftraten.⁸⁶⁰

Gemäß Vogel ist die Entwicklung dieser militärischen Folklore v. a. auf die Mobilmachung für den 1870-/71er Krieg zurückzuführen, die in Deutschland sowie in Frankreich einen tiefen Eindruck hinterlassen haben. Im deutschen Kaiserreich übten andererseits die Sozialdemokraten teilweise auch Kritik an den üppigen Militärparaden und an den Gedenkfeiern des ‚Sedantages‘, was bei gemeingültigen Aussagen berücksichtigt werden sollte, da die bürgerliche Gesellschaft des Kaiserreichs nicht in sich geschlossen reagierte, sondern ä-

⁸⁵⁵ Ebd.

⁸⁵⁶ Vgl. Vogel, Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik, S. 233. „In Deutschland wie in Frankreich breitete sich die militärische Folklore nach 1871 beträchtlich aus.“ Vogel, Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik, S. 234.

⁸⁵⁷ Vgl. Wette, Deutscher, französischer und englischer Militarismus im Vergleich, S. 27. „In Frankreich kam es anlässlich der jährlichen Militärparaden immer wieder zu öffentlichen Protesten und Demonstrationen und nicht nur wie in Deutschland zu publizistischen Angriffen auf die Armee und zu parlamentarischen Attacken gegen die militärische Selbstdarstellung.“ Vogel, Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik, S. 240 f.

⁸⁵⁸ Vogel, Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik, S. 243.

⁸⁵⁹ Vgl. ebd.

⁸⁶⁰ Vgl. Clark, Preußen – Aufstieg und Niedergang 1600-1947, S. 685.

berst heterogen war. In der Zeit der Reichseinigung wuchs die Popularisierung alles Militärischen in beiden Ländern durch ideologische Massensliteratur (Zeitungen, Zeitschriften und Militärpublizistik), Bilder und öffentliche Militärfeiern.⁸⁶¹ Die Militärparaden gipfelten in Deutschland und in Frankreich nach 1871 regelrecht in Volksfesten, die bemerkenswerterweise jedoch nicht von staatlicher Seite gezielt organisiert oder kontrolliert wurden.⁸⁶² Bei diesen von der Gesellschaft herbeigeführten spontanen Volksfesten rund um die Militärparaden kann man von einer Bindung der zivilen Gesellschaft an das Militär sprechen, da die militärischen Aufmärsche so anziehend auf die Gesellschaft wirkten und große Massen anzogen, dass diese es dann als Volksfest feiern konnten. „Somit existierte in Deutschland wie in Frankreich schon lange vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges jene enge Verschränkung von militärischer Kultur und populärer ‚Lebenswelt‘ [...].“⁸⁶³ Die Zivilisten waren dort umgeben von Uniformen, patriotischen Symbolen, Flaggen und der „außerordentlich beliebten Militärmusik“,⁸⁶⁴ die den militärisch-nationalen Charakter der Veranstaltung untermauerte.

England verfügte, im Gegensatz zu Preußen und dem Kaiserreich mit der allgemeinen und gleichen Wehrpflicht, über das Berufsmilitär. Erst im Zuge des Ersten Weltkrieges wurde in dem Inselstaat 1916 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, was nach Wette eine verspätete Militarisierung der Gesellschaft nach sich zog, aber dennoch nie dazu führte, die Dominanz des Zivilen zu brechen.⁸⁶⁵ Christoph Jahr, der eine Untersuchung, die deutsche und englische Militarisierung im Vergleich betreffend, durchführte, beginnt seine Ausführungen folgendermaßen: „Der Kampf gegen den ‚preußischen Militarismus‘ zählte 1914 zu den zentralen Kriegsbemühungen, und ihn im 20. Jahrhundert zweimal unter Beibehaltung ‚typisch britischer Zivilität‘ geschlagen zu haben, ist bis heute ein Nationalmythos.“⁸⁶⁶ Er räumt einen vorhandenen Militarismus in Großbritannien bereits vor 1914 ein, der v. a. auf den hohen Adelsanteil im Offizierkorps zurückzuführen war, der wie im deutschen Kaiserreich versuchte, die traditionellen Werte und Normen in einer sich schnell ändernden Welt

⁸⁶¹ Vgl. Vogel, Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik, S. 234. „In Frankreich fanden die Militärparaden nach der innenpolitischen Konsolidierung der Dritten Republik seit 1880 alljährlich in allen Garnisonen des Landes als Höhepunkt der Feierlichkeiten am 14. Juli, dem republikanischen Nationalfeiertag, statt. Ihre Inszenierung für die Öffentlichkeit sollte von Anfang an ein möglichst breites Massenpublikum ansprechen.“ Vogel, Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik, S. 235 f.

⁸⁶² Vgl. Vogel, Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik, S. 236.

⁸⁶³ Vogel, Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik, S. 236 f.

⁸⁶⁴ Vogel, Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik, S. 236.

⁸⁶⁵ Vgl. Wette, Deutscher, französischer und englischer Militarismus im Vergleich, S. 28.

⁸⁶⁶ Jahr, British Prussianism, S. 246.

aufrechtzuerhalten.⁸⁶⁷ Ein gewaltiger Unterschied, vergleicht man das deutsche mit dem englischen Militär, trat jedoch auf: Der Soldat war zwar in beiden Ländern populär, jedoch im Empire nur solange, wie er außerhalb des eigenen Landes in Aktion trat, wie dies bei kleineren Kolonialkriegen der Fall war.⁸⁶⁸ In Deutschland hingegen wurde das Militär auch im Lande verehrt, wie es in der vorangegangenen Argumentation ausreichend beschrieben wurde. Ein Gegenstück zu der in Kapitel 5.4.3 aufgezeigten ‚Zabern-Affäre‘, die als Paradebeispiel des Militarismus im Kaiserreich angesehen werden kann, kam im Frühjahr 1914 auch auf den britischen Inseln vor und löste eine Krise aus, welche auf dem Verhältnis von Militär und Politik beruhte und fast in einem Bürgerkrieg mündete.⁸⁶⁹ Der Konflikt wurde von hochrangigen Offizieren ausgelöst, die zu Beginn des Jahres 1914 damit drohten eher den Dienst zu quittieren als ein Gesetz anzuerkennen, das eine weitgehende Selbstverwaltung Irlands beinhaltete.⁸⁷⁰ Christoph Jahr kommt zu dem Schluss, dass zwar vor 1914 das Militär für die britische Gesellschaft eher eine Randerscheinung darstellte, aber dennoch ein intensiver Militarisierungsprozess der Gesellschaft nach deutsch-preußischem Vorbild stattgefunden hat.⁸⁷¹

Seit der Jahrhundertwende kam im Kaiserreich, v. a. bei den Militaristen, Nationalen und Konservativen der ‚Sozialdarwinismus‘ als Weltbild auf, welchem zufolge alle Völker in einem ständigen ‚Kampf ums Dasein‘ verstrickt waren, den nur die stärksten und kriegstüchtigsten Völker überleben könnten, wobei der Krieg letztendlich als Mittel zum Rechtsentscheid galt.⁸⁷²

Bei den ganzen Diskussionen über die Kriegervereine mit ihren beeindruckend hohen Mitgliederzahlen und dem Militär sich annähernden ‚schlagenden‘ Studentenverbindungen, dürfen andererseits deutsche Friedensbewegungen die gerade in den letzten Friedensjahren vor 1914 starken Zulauf hatten, nicht außer Acht gelassen werden. So versammelten sich bspw. am 20. August 1911 etwa 100 000 Menschen in Berlin zu einer Friedenskundgebung, um gegen

⁸⁶⁷ Vgl. Jahr, *British Prussianism*, S. 247.

⁸⁶⁸ Vgl. Jahr, *British Prussianism*, S. 247 f. „Auf diese Weise konnte sich die Gesellschaft für den Krieg begeistern, ohne genau zu wissen, was das überhaupt war.“ Jahr, *British Prussianism*, S. 248.

⁸⁶⁹ Vgl. ebd.

⁸⁷⁰ Vgl. ebd.

⁸⁷¹ Vgl. Jahr, *British Prussianism*, S. 260. „Die schleichende Militarisierung der britischen Gesellschaft ist ein Symptom dafür, dass die für Kontinentaleuropa prägende Kopplung von Staatsbildung und Entwicklung der Armee nun auf den britischen Inseln zum Tragen kam und auch auf diesem Gebiet ihre ‚splendid isolation‘ beendet wurde. Großbritannien kehrte, wenn man so will, auf den ‚europäischen Normalweg‘ zurück.“ Jahr, *British Prussianism*, S. 260 f.

⁸⁷² Vgl. Förster, *Militär und Militarismus im Deutschen Kaiserreich*, S. 52 f.

die riskante Marokkopolitik zu demonstrieren; den Höhepunkt dazu bildete schließlich die am 3. September 1911 stattfindende Veranstaltung mit 250 000 Teilnehmern in Berlin.⁸⁷³ Somit wird die Behauptung verschiedener Länder, dass die Deutschen allesamt mit großer Begeisterung dem Krieg entgegen fieberten, eindeutig widerlegt, da Demonstrationen kaum ein Indiz für Euphorie darstellten. Unter vielen Zeitgenossen in Europa galt das Deutsche Reich mit der Hegemonialmacht Preußen als stark militaristischer Nationalstaat, dass das deutsche Kaiserreich hingegen in den über 40 Jahren zwischen 1871 und 1914, abgesehen von kleineren Konflikten v. a. in den eigenen Kolonien auf dem afrikanischen Kontinent sowie der Niederschlagung des chinesischen Boxeraufstandes, keine Kriege geführt hatte, bleibt bei dieser Betrachtung anscheinend völlig zu Unrecht ohne Berücksichtigung.

Die Aspekte der Militarisierung wurden bei variierender Intensität in Frankreich, in England sowie im Deutschen Reich herausgearbeitet und damit als *Prozess der europäischen Gesellschaftsentwicklung* und nicht als typisch deutsche Besonderheit deklariert. Bei der näheren Betrachtung der Verteidigungsstärke der verschiedenen Armee im Jahre 1913 kommen auf Frankreich 780 000 Soldaten bei etwa 40 Millionen Einwohnern (rund 2 %), in Deutschland 790 000 Mann auf ca. 67 Millionen (ca. 1,2%) und in England 138 000 Berufssoldaten auf etwa 46 Millionen Einwohner (0,33%).⁸⁷⁴ In England ist die Armeestärke deshalb so gering im Vergleich zu den beiden anderen Nationen, da der Inselstaat die Wehrpflicht erst während des Ersten Weltkrieges eingeführt hat, fokussiert man jedoch die prozentualen Anteile zwischen Deutschland und Frankreich, so verfügte Frankreich letztlich über eine höhere relative Verteidigungsstärke an Soldaten. Noch aussagekräftiger wird der Vergleich der absoluten militärischen Ausgaben für das Vorkriegsjahr 1913, wenn man diese auf die Bevölkerung auslegt: Dabei schnitt Deutschland mit 22 Mark pro Einwohner deutlich unter 30 Mark in Frankreich und ganz und gar 33 Mark in England ab.⁸⁷⁵ Somit können die Verteidigungsstärke und die Militärausgaben lediglich der Aussage dienen, dass Deutschland wohl der im Vergleich zu England und Frankreich am geringsten militaristischste Staat war, um überhaupt einen Rückschluss daraus zu ziehen, und dass die politische Führung im Kaiserreich alles andere als Kriegstreiberei ausübte.

Die beiden Weltkriege waren ohne Frage geschichtsträchtige Ereignisse mit abscheulichen Gräueltaten und dürfen keinesfalls gelehnet werden. In der aktuellen Forschung

⁸⁷³ Vgl. Clark, Preußen – Aufstieg und Niedergang 1600-1947, S. 685.

⁸⁷⁴ Vgl. Bödecker, Preußen und die Wurzeln des Erfolgs, S. 224 ff.

⁸⁷⁵ Die militärischen Ausgaben wurden von Ehrhardt Bödecker in übersichtlicher Weise in Mark aufgelistet. Deutschland hat hierbei Gesamtausgaben in Höhe von 1.476,1 Millionen, England von 1.520,4 Millionen und Frankreich von 1.178,0 Millionen. Vgl. Bödecker, Preußen und die Wurzeln des Erfolgs, S. 249.

sollten die Fehler des Deutschen Reiches bzw. der deutschen Bevölkerung aber nicht zu einseitig analysiert werden, da meiner Meinung nach auch andere Staaten gegen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts autoritäre, nationalistische und imperialistische Zwecke unter zu Hilfenahme des Militärs verfolgten und sie damit bei Weitem nicht so demokratisch, sozial und fortschrittlich waren, wie sie im Vergleich zu Deutschland vermehrt gezeichnet wurden.

7 Fazit und Ausblick

Ich habe mich im Rahmen meiner Diplomarbeit mit der Betrachtung des Offiziers im Kaiserreich unter besonderer Berücksichtigung Preußens in dem Zeitraum von 1871 bis 1914 beschäftigt.

Das Anliegen meiner Arbeit war es erstens, die unglaublichen Ambivalenzen, zum einen innerhalb der facettenreichen reichsdeutschen Klassengesellschaft und zum anderen zwischen militärischem und zivilem Leben im Kaiserreich herauszustellen.⁸⁷⁶ In meinem Betrachtungszeitraum, der Zeitspanne von der Gründung des Kaiserreichs bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges im Jahre 1914, war eine überaus starke Bevölkerungsexpansion zu verzeichnen, der Lebensstandard wurde merklich höher und das emanzipierte Bürgertum entwickelte sich zu einflussreichsten Schicht. Es gab Widersprüche und Konflikte bezüglich der ausgeübten Politik, der Stellung des Militärs in der Gesellschaft und der Kultur im kaiserlichen Deutschland, die aufkamen, weil eine so vielseitig erwünschte Reichseinigung äußerlich zwar innerhalb weniger Jahre und dreier Kriege gelang, die innere Einigung dagegen, in der es darum ging einen gemeinsamen Weg für 25 unterschiedliche Bundesstaaten zu finden, jedoch nicht so leicht in die Realität umzusetzen war.⁸⁷⁷ Das Offizierkorps blieb zu einem gewichtigen Teil seinen Traditionen verpflichtet und wirkte dementsprechend oft starr, unflexibel und vereinzelt auch resistent gegenüber Neuerungen. Die moderne und sich stetig weiter entwickelnde zivile Gesellschaft mit dem sozial mobilen Bürgertum als treibender Kraft hingegen, passte sich der Modernisierung v. a. infolge der Hochkonjunktur der Industriellen Revolution bestmöglich an. Man kann diese Gegensätze nicht plötzlich auflösen, da sich das Deutsche Reich zwar einerseits auf dem Weg zur Demokratie befand, aber andererseits immer noch ein autoritärer Staat blieb, was faszinierend, aber auch mit vielen Problemen behaftet war. Einem ‚deutschen Sonderweg‘, der zielgerichtet in das Unheil der Weltkriege führen musste, widerspreche ich an dieser Stelle ausdrücklich, da viele Ansätze einen liberaleren Weg in die Demokratie zu gehen vorhanden waren.

⁸⁷⁶ Im Deutschen Reich kam es zudem zu Generationskonflikten zwischen der ‚Gründergeneration‘ sowie der Generation der ‚Wilhelminer‘. Die ‚Gründergeneration‘, die durch die Integrationsfigur der deutschen Nation, Wilhelm I., verkörpert wurde, hatte die Reichseinigung aktiv miterlebt und sah ihre Hauptaufgabe in der Konsolidierung des Erreichten. Die ‚Wilhelminer‘, die mit einem neuen Lebensgefühl ausgestattet, ab den 1880er Jahren voller Tatendrang herangewachsen waren und durch Wilhelm II. verkörpert wurden, wuchsen mit stark abweichenden Sozialisationserfahrungen auf. Vgl. Berghahn, Das Kaiserreich 1871-1914, Bd.16, S. 149.

⁸⁷⁷ Den unterschiedlichen Religionen kam dabei definitiv eine hohe Gewichtung zu und sie erschwerten das Auffinden eines gemeinsamen Nenners zusätzlich, auch wenn die Konfessionen im Reich von mir nur am Rande erwähnt wurden.

Es war mir außerdem wichtig, das detailliert aus bildungshistorischer und sozialisatorischer Perspektive umschriebene ‚Einjährig-Freiwillige‘ als eine ‚deutsche Besonderheit‘ darzustellen. Die Einführung dieses Instituts sowie die Sozialisationsfaktoren (bürgerliche Öffnung und Leistungsprinzip) im frühen 19. Jahrhunderts boten weit reichende Aufstiegsmöglichkeiten im zivilen sowie militärischen Sektor, die dem Bürgertum sowie der sozialen Mobilität innerhalb der reichsdeutschen Gesellschaft an sich sehr zu gute kamen. Die sozialisatorische Wirkung dieser Berechtigung lag, wenn es denn dazu genutzt wurde in die Reserveoffizierlaufbahn einzutreten, doppelseitig vor – einerseits in Form der Verbürgerlichung des Offiziers sowie des Reserveoffizierkorps durch die Expansion des Anteils bürgerlicher Offiziere im Heer und andererseits in der Militarisierung der Gesellschaft, u. a. durch die Ausweitung des Duellzwanges auf bürgerliche Kreise. Einer einseitig gerichteten Mentalitätsformung in Form einer Militarisierung der Einjährigen durch eine privilegierte und verkürzte Dienstzeit bei schonender Sonderbehandlung muss hierbei widersprochen werden. Ganz sicher lockte eine in Aussicht gestellte Diensterleichterung und –verkürzung auch dem Militär ansonsten abgeneigte Teile der Bevölkerung an. Die Stärke dieser Qualifikation, welche erst durch eine zivile Bildung ermöglicht wurde, soll an dieser Stelle jedoch noch einmal explizit betont werden: Anhand des ‚Einjährigen‘ differenzierte sich die Gesellschaft Preußens und des gesamten Reiches in diejenigen mit und diejenigen ohne diese Berechtigung. Dieses Institut gestaltete sich im Laufe des Kaiserreichs zu einem ‚Zertifikat für schulische Bildung‘ schlechthin, womit sich die Einjährigen darüber als ‚gebildet‘ definieren konnten, was zu der Entwicklung eines Elitebewusstseins führte und eine Reihe klarer Vorteile mit sich brachte. Weiterhin eröffnete das Erreichen dieser Qualifikationsstufe weit reichende Chancen im Staatsdienst.

Ein besonderes Anliegen meinerseits lag auch in der Darstellung der Wechselwirkung von Militär und Gesellschaft: Die Verbürgerlichung des Offizierkorps lag in dem Sinne vor, dass die Mehrzahl des Offiziersnachwuchses bürgerlicher Herkunft (infolge der bürgerlichen Öffnung des Militärs) war und dass die bildungstheoretischen Anforderungen an den Offiziersberuf einen Werdegang voraussetzte, der vornehmlich bürgerlichen und adligen Gesellschaftsmitgliedern offen stand. Eine nachdrückliche Übertragung der bürgerlichen Werte und Normen auf das Militär, v. a. auf die Militärführung, konnte jedoch nicht durchgesetzt werden. Die Militarisierung der Gesellschaft erfolgte jedoch durch die Übernahme militärischer Werte, Normen und Verhaltensweisen in das zivile Leben, d. h. mittels militärischer Sozialisation, durch die Reserveoffiziere, die Wehrpflichtigen, die ‚Zwölfender‘ und zu einem geringen Teil gewiss auch durch die Einjährig-Freiwilligen. Zu einer Eingrenzung der Bürger-

lichkeit hat dies jedoch nicht geführt, da sich das Bürgertum im Kaiserreich auf dem Höhepunkt seiner gesellschaftlichen Bedeutung befand und sich nicht kritiklos unter die staatliche Autorität oder das Militär unterordnete, wie dies meine Fallstudie im Kapitel 5.4 aufgezeigt hat; auch wenn Militarisierungstendenzen und ein hoher Respekt gegenüber dem Militär vorhanden waren und nicht von der Hand gewiesen werden können.⁸⁷⁸

Das Militär galt als Stütze und Garant der Monarchie und genoss daher mit dem Offizierkorps an dessen Spitze eine Sonderstellung in der Gesellschaft, welche v. a. durch Wilhelm dem Zweiten forciert worden war. Eine kontinuierliche herausragende Stellung des gesamten Militärs in der reichsdeutschen Gesellschaft ist meinem Erachten nach jedoch nicht generell identifizierbar. Auch wenn den Offizieren nach der Gründung des Kaiserreichs ein Großteil der Reichseinigungsleistung zugeschrieben wurde, hat dennoch zunehmend das Bürgertum mit seinen zivilen Leitbildern maßgeblich die Gesellschaft des Kaiserreichs geprägt. Gerade nach der Jahrhundertwende wurden Verstöße bzw. Fehltritte der Offiziere, des Militärs und auch des Monarchen, je nachdem wie stark diese den Idealvorstellungen einer Zivilgesellschaft widersprachen, einer reflektierten und kritischen Betrachtung unterzogen. Bei Entgleisungen des Militärs hatte jedoch der Monarch, der sich in seine uneingeschränkte Kommandogewalt von niemand intervenieren lassen wollte, immer eine schützende Hand über dieses, v. a. wenn Offiziere beteiligt waren. Einige Arieale der Gesellschaft blieben allerdings von der Militarisierung gänzlich unberührt, wobei die Kultur, die Wissenschaft und die Bildung beispielhaft für eine solche ‚Zivilität‘ im Kaiserreich zu nennen sind, beiläufig gehörten deutsche Literaten und Naturwissenschaftler schließlich zu den ersten Nobelpreisträgern. Das erstarkte deutsche Bürgertum ordnete sich keineswegs, wie es so oft in unserer Geschichte gedeutet wurde, blindlings unter staatliche Autoritäten oder unter das Militär. Falsche Wert- und Normvorstellungen der militärischen Führungskräfte wie Arroganz sowie traditionsbehaftetes Standes- und Elitedenken mit einem überbetonten Ehrgefühl standen im Kreuzfeuer der Medien. Hingegen wurden den Offizieren ihr Pflicht- und Verantwortungsbewusstsein, ihre Disziplin und ihr Vorbildcharakter durch weite Teile der Gesellschaft zu Gute gehalten.

Zudem war es mir wichtig, die Frage zu untersuchen, ob die Offiziere das Idealbild der Gesellschaft verkörperten? Dabei gelangte ich zu folgendem Ergebnis: Zunächst einmal erlangten die militärischen Führungskräfte ein überhöhtes Selbstverständnis, das von dem

⁸⁷⁸ Dabei handelte es sich jedoch wie in Kapitel 5.2 nachgewiesen um einen Prozess der gesamteuropäischen Gesellschaftsentwicklung.

abwich, wie die Gesellschaft sie sah. Das Offizierkorps betrachtete sich selbst als Elite an der Gesellschaftsspitze und als ersten Stand im Staate, die bürgerliche Gesellschaft hingegen teilte diese Einstellung sicherlich so nicht, auch wenn der Offizier im Kaiserreich definitiv eine überaus geschätzte und respektierte Persönlichkeit in der Gesellschaft darstellte. Der Anspruch und die gesellschaftlichen Erwartungen an die militärischen Führungskräfte waren hoch, bei Fehlverhalten oder Machtmissbrauch wurde daher sofort Kritik geübt. Der Habitus des Offiziers war definitiv ein anderer, als der der restlichen Bevölkerung, was durch eine zum großen Teil militärisch geprägte Sozialisation (und auch noch Erziehung soweit sie in einem Kadettenkorps erfolgte) bedingt war. Dies führte zwangsläufig zu Konflikten. Spannungen zwischen dem Militär und der bis 1914 moderner werdenden Zivilgesellschaft traten hauptsächlich wegen dem Festhalten an ‚veralteten Relikten‘ aus vorangegangenen Zeiten durch das Offizierkorps auf. Es bestanden diesbezüglich kulturelle Unterschiede zwischen Militär und Zivilgesellschaft, die ein Missverhältnis im Deutschen Reich hervorriefen.

Die Offiziere verkörperten wohl höchstens einen kleinen und zwar den besser gestellten Teil der Gesellschaft; durch die Wehrpflicht und das Unteroffizierkorps hingegen wurden ganz gewiss größere gesellschaftliche Teile repräsentiert, da die unteren Schichten (vgl. Kapitel 2) einen gewichtigeren Anteil an der Sozialstruktur des Kaiserreichs einnahmen. Jeder Offizier akzentuierte jedoch letztendlich seine Werte und Normen, die er infolge der eigenen Sozialisation vertrat, selbst und konnte damit mehr oder minder das Ideal der Gesellschaft verkörpern. „Die Fragen, ob das Militär [mit dem Offizierkorps an dessen Spitze] eine Sonderrolle in deutlicher Abgrenzung zu gesellschaftlichen, zivilen Kräften und Gruppierungen einnimmt, wie dieses Rolle genau aussieht und welche komplexen rechtlichen, politischen und sozialen Triebwerke seine jeweilige Position und Funktion bestimmen und verändern, bleiben so letztlich unbeantwortet.“⁸⁷⁹ Die bürgerlichen Offiziere versuchten gewiss bürgerliche Idealvorstellungen in das Offizierkorps mit einzubringen, aber sie hatten dabei gegen die alten Traditionen und Wertvorstellungen anzukämpfen, was eine zweiseitig gerichtete Sozialisation darstellte; welche die Oberhand dabei behielt unterlag wohl der Einzelfallentscheidung.

Der von mir gewählte Betrachtungszeitraum über annähernd die gesamte Zeitspanne des Kaiserreichs hat sich als problematisch hinsichtlich der stattgefundenen gravierenden Veränderungen erwiesen, z. B. in Bezug auf die Komplexität der Sozialstruktur und der damit

⁸⁷⁹ Dieners, Das Duell und die Sonderrolle des Militärs, S. 15.

verbundenen jeweiligen Eigentümlichkeiten der sich im Wandel befindlichen Gesellschaft. Die deutsche Kultur bis zum Jahre 1914 war eine Kultur von Pluralismen und verschieden gerichteten Tendenzen. Dies hatte zur Folge, dass einige Aspekte meiner Untersuchung nur angerissen wurden und deshalb dem Anspruch auf Vollständigkeit nicht immer gerecht werden konnten. Aus diesem Grund sind einige von mir getroffene Aussagen lediglich für bestimmte Zeitabschnitte repräsentativ und damit nicht uneingeschränkt für das gesamte Kaiserreich wirksam, auch wenn ich mich stets bemüht habe dies an den betreffenden Stellen bestmöglich kenntlich zu machen.

Die militärische Sozialisation mit ihren auf die zivile Gesellschaft einwirkenden Werten und Normen (unter besonderer Beachtung der Kadettenanstalten) stellt neben einer weiterführenden Studie über die Stellung des Offiziers in der reichsdeutschen Gesellschaft, die auf Primärliteratur (z. B. in Form von zeitgenössischen Tagebüchern oder Mitschriften⁸⁸⁰) basieren sollte, meiner Meinung nach einen lohnenden Forschungsgegenstand für eventuell folgende Arbeiten dar.

Ich hoffe, dass meine Diplomarbeit dazu beitragen konnte, das Interesse des Lesers für mein Thema zu wecken oder eventuell sogar einen Anstoß für weiterführende Untersuchungen gegeben hat.

⁸⁸⁰ Diese Art von Literatur, die nicht zur Veröffentlichung vorgesehen war, dient meiner Meinung nach am besten dem Zweck, einer objektiven Analyse, da subjektive oder manipulative Interpretationen wie sie vorliegen, wenn ein Dokument für andere Leser vorgesehen ist, möglichst gering gehalten werden.

8 Literaturverzeichnis

8.1 Primärliteratur

van den Bergh, Max (1934): Das Deutsche Heer vor dem Weltkriege. Berlin.

Frankfurter Zeitung und Handelsblatt (1903): Frankfurt am Main, Ausgabe 09.11.1903 bis 13.11.1903.

Frankfurter Zeitung und Handelsblatt (1906): Frankfurt am Main, Ausgabe 17.10.1906 bis 27.10.1906.

von Freytag-Loringhoven (1919): Was danken wir unserem Offizierkorps? Zwei Jahrhunderte seiner Geschichte. Berlin.

Gorkorotoff, P. (ohne ausgeschriebenen Vornamen) (1908): Die Armee als Schule! Kritische Betrachtungen über Militär-Pädagogik. München.

Harden, Maximilian (1906): Praeludium. In: Die Zukunft 57. Jahrgang, S. 251-266.

Harden, Maximilian (1906): Dies irae. Momentaufnahmen. In: Die Zukunft 57. Jahrgang, S. 287-302.

Hirschfeld, Magnus (1907): Der Normale und die Homosexuellen. In: Die Zukunft 59. Jahrgang, S. 450-455.

Helfferich, Karl (⁵1915): Deutschlands Volkswohlstand 1888-1913. Berlin.

Hopmann, Albert (2004): Das ereignisreiche Leben eines Wilhelminers. Tagebücher, Briefe, Aufzeichnungen von 1901 bis 1920. München.

von Janson, ohne Vorname (1900): Der junge Infanterieoffizier und seine taktische Ausbildung. Berlin.

Jünger, Ernst (³²1990): In Stahlgewittern. Stuttgart.

Kölnische Zeitung (1903): Köln, Lüdenscheid, Ausgabe 10.11.1903 bis 13.11.1903.

Kölnische Zeitung (1906): Köln, Lüdenscheid, Ausgabe 17.10.1906 bis 29.10.1906.

Königliche Geheime Kriegskanzlei (1912): Rangliste des aktiven Dienststandes der königlich preußischen Armee und des XIII. (königlich württembergischen) Armeekorps. Berlin.

Leberecht, Gerd Fritz (1913): Zabern und des Königs Rock. Berlin.

von Löbell (1888): Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1888. Berlin.

Mann, Thomas (⁴1910): Bilse und ich. München.

Neue preußische Zeitung (1903): Berlin, Ausgabe 10.11.1903 bis 14.11.1903.

Neue preußische Zeitung (1906): Berlin, Ausgabe 17.10.1906 bis 27.10.1906.

Neue preußische Zeitung (1913): Berlin, Ausgabe 11.11.1913 bis 06.12.1913.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung (1903): Berlin, Ausgabe 11.11.1903 bis 13.11.1903.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung (1906): Berlin, Ausgabe 18.10.1906 bis 28.10.1906.

Ohne Name (1899): Das Offizierkorps und die Geselligkeit. In: Militär-Wochenblatt Nr. 100, Spalte 2525-2529.

Preußischer Stabsoffizier (H. v. M.), ohne weiter Angabe (⁵1884): Der deutsche Officier. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr. Hannover.

Rathenau, Walther (1919): Der Kaiser. Berlin.

Robolsky, Hermann (1895): Drei Kaiser-Album. Leben und Wirken der drei ersten deutschen Kaiser seit Wiedererrichtung des Deutschen Reiches. Minden in Westfalen.

Schaible, C. (Königlich Preußischer Oberst a. D.) ohne weitere Angabe (⁵1901): Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers. Für angehende und jüngere Offiziere des stehenden Heeres und des Beurlaubtenstandes. Berlin.

Schmoller, Gustav (1897): Was verstehen wir unter dem Mittelstande? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen? Göttingen.

von Treitschke, Heinrich (1888): Zwei Kaiser. Abdruck aus dem 62. Bande der Preußischen Jahrbücher. Berlin.

Tucholsky, Kurt (³1964): Dienstlich. In: von Soldenhoff, Richard (Hg.): Kurt Tucholsky. Unser Militär! Schriften gegen Krieg und Militarismus. Reinbek bei Hamburg, S. 13.

Tucholsky, Kurt (1997): Der Papagei. In: Boldt, Bärbel/Bonitz, Antje (Hg.): Kurt Tucholsky. Gesamtausgabe Texte und Briefe 1907-1913. Reinbek bei Hamburg, S.212-213.

Vorwärts (1903): Berlin, Ausgabe 18.10.1903 bis 14.11.1903.

Vorwärts (1906): Berlin, Ausgabe 17.10.1906 bis 28.10.1906.

Vorwärts (1913): Berlin, Ausgabe 11.11.1913 bis 13.12.1913.

Vossische Zeitung (1903): Berlin, Ausgabe 10.11.1903 bis 13.11.1903.

Vossische Zeitung (1906): Berlin, Ausgabe 17.10.1906 bis 27.10.1906.

Vossische Zeitung (1913): Berlin, Ausgabe 10.11.1913 bis 11.12.1913.

Warburg, Max M. (1952): Aus meinen Aufzeichnungen. New York.

Wenzel, Max (1895): Der Einjährig-Freiwillige und Offizier des Beurlaubtenstandes der Infanterie. Berlin.

8.2 Sekundärliteratur

Becker, Frank (2001): Bilder von Krieg und Nation. Die Einigungskriege in der Öffentlichkeit Deutschlands 1864-1913. München.

Becker, Frank (2003): Strammstehen vor der Obrigkeit? Bürgerliche Wahrnehmung der Einigungskriege und Militarismus im Deutschen Kaiserreich. In: Historische Zeitschrift 227, H. 1, S. 87-113.

Becker, Frank (2003): Synthetischer Militarismus. Die Einigungskriege und der Stellenwert des Militärischen in der deutschen Gesellschaft. In: Epkenhans, Michael/Groß, Gerhard P. (Hg.): Das Militär und der Aufbruch in die Moderne 1860-1890. Armeen, Marinen und der Wandel von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft in Europa, den USA sowie Japan, Bd. 60. München, S. 125-141.

Becker, Frank (2004): „Bewaffnetes Volk“ oder „Volk in Waffen“? Militärpolitik und Militarismus in Deutschland und Frankreich. In: Jansen, Christian (Hg.): Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert: Ein internationaler Vergleich. Essen, S. 158-174.

Bender, Klaus (1972): Vossische Zeitung (1617- 1934). In: Fischer, Heinz-Dieter (Hg.): Deutsche Zeitungen des 17. bis 20. Jahrhunderts. Pullach bei München, S. 25-39.

Berghahn, Volker R. (1986): Militarismus. Die Geschichte einer internationalen Debatte. Hamburg, Leamington Spa, New York.

Berghahn, Volker R. (2003): Das Kaiserreich 1871-1914. Industriegesellschaft, bürgerliche Kultur und autoritärer Staat, Bd.16. Stuttgart: Klett-Cotta.

Bödecker, Ehrhardt (2004): Preußen und die Wurzeln des Erfolgs. München.

Borgstedt, Angela (2007): Der Fall Brüsewitz. Zum Verhältnis von Militär und Zivilgesellschaft im Wilhelminischen Kaiserreich. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 55. Jahrgang, S. 605-623.

Born, Karl Erich (2000): Preußen im deutschen Kaiserreich 1871-1918. Führungsmacht des Reiches und Aufgaben im Reich. In: Neugebauer, Wolfgang (Hg.) (2001): Handbuch der preußischen Geschichte, Bd.3, Vom Kaiserreich zum 20. Jahrhundert und Große Themen der Geschichte Preußens. Berlin, New York, S. 25-135.

Bracher, Karl Dietrich (1982): Referat zum Thema. In: Institut für Zeitgeschichte (Hg.): Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität? München, Wien, S. 46-53.

Budde, Gunilla-Friederike (1994): Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840 – 1914. Göttingen.

- Clark, Christopher (⁵2007): Preußen – Aufstieg und Niedergang 1600-1947. München.
- Conze, Werner (1984): Ereignisse und Entwicklungen 1851-1918. In: Langewiesche, Dieter (Hg.): Das deutsche Kaiserreich. 1867/71 bis 1918. Bilanz einer Epoche. Freiburg, Würzburg, S. 81-116.
- Deist, Wilhelm (1991): Militär, Staat und Gesellschaft. München.
- Demeter, Karl (1962): Das Deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat 1650-1945. Frankfurt am Main.
- Dieners, Peter (²1992): Das Duell und die Sonderrolle des Militärs. Zur preußisch-deutschen Entwicklung von Militär- und Zivilgewalt im 19. Jahrhundert. Berlin.
- Doerry, Martin (1986): Übergangsmenschen. Die Mentalität der Wilhelminer und die Krise des Kaiserreichs. Weinheim, München.
- Driftmann, Hans Heinrich (1980): Grundzüge des militärischen Erziehungs- und Bildungswesens in der Zeit 1871-1939. Regensburg.
- Düwell, Kurt (1987): Kaiser Wilhelm II. In: Treue, Wilhelm (Hg.): Drei deutsche Kaiser. Wilhelm I. – Friedrich III. – Wilhelm II. Ihr Leben und ihre Zeit 1858-1918. Freiburg, Würzburg, S. 133-173.
- Epkenhans, Michael/von Seggern, Andreas (2007): Leben im Kaiserreich. Deutschland um 1900. Stuttgart.
- Fesser, Gerd (2000): Die Kaiserzeit. Deutschland 1871-1918. Sömmersda.
- Fischer, Horst (1968): Judentum, Staat und Heer in Preußen im frühen 19. Jahrhundert. Zur Geschichte der staatlichen Judenpolitik. Tübingen.
- Förster, Stig (1985): Der doppelte Militarismus. Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-Quo-Sicherung und Aggression 1890-1913. Stuttgart.
- Förster, Stig (2005): Militär und Militarismus im Deutschen Kaiserreich. Versuch einer differenzierten Betrachtung. In: Wette, Wolfram (Hg.): Schule der Gewalt. Militarismus in Deutschland 1871-1945. Berlin, S. 33-54.
- Frevert, Ute (1991): Ehrenmänner – Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft. München.
- Frevert, Ute (1997a): Militär und Nationsbildung. Das jakobinische Modell: Allgemeine Wehrpflicht und Nationsbildung in Preußen-Deutschland. In: Dieselbe (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Bd.58. Stuttgart, S. 17-47.
- Frevert, Ute (1997b): Militär und Geschlechterordnung. Das Militär als „Schule der Männlichkeit“. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert. In: Dieselbe (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Bd.58. Stuttgart, S. 145-173.

Frevert, Ute (2001): Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland. München.

Groppe, Carola (²2001): Die Macht der Bildung. Das deutsche Bürgertum und der George-Kreis 1890-1933. Köln, Weimar, Wien.

Groppe, Carola (ohne Jahreszahl): Vortrag Hamburg. Bürgerliche Sozialisation im kaiserlichen Deutschland – Ergebnisse und Perspektiven der Forschung und die These vom deutschen Sonderweg. Nicht veröffentlicht.

Hackl, Othmar/Messerschmidt, Manfred (Hg.) (1983): Walther Rathenau und sein Verhältnis zu Militär und Krieg, Bd.30. Boppard am Rhein: Harald Boldt Verlag.

Hartmann, Werner (1990): Geist und Haltung des deutschen Soldaten im Wandel der Gesellschaft (1880-1980). Bonn.

Hartung, Arnold/Jenne, Günther/Ruland, Max/Schmieder, Eberhard (1965): Walther Rathenau Schriften. Berlin.

Holl, Karl (2005): Militarismuskritik in der bürgerlichen Demokratie des wilhelminischen Reiches. Das Beispiel Ludwig Quidde. In: Wette, Wolfram (Hg.): Schule der Gewalt. Militarismus in Deutschland 1871-1945. Berlin, S. 76-90.

Hübner, Reinhard (1939): Roon – Glaube und Soldatentum. Berlin.

Ingenlath, Markus (1998): Mentale Aufrüstung. Militarisierungstendenzen in Frankreich und Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg. Frankfurt am Main, New York.

Jahr, Christoph (2005): British Prussianism. Überlegungen zu einem europäischen Militarismus im 19. und 20. Jahrhundert. In: Wette, Wolfram (Hg.): Schule der Gewalt. Militarismus in Deutschland 1871-1945. Berlin, S. 246-261.

Jansen, Christian (2004): Einleitung: Die Militarisierung der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert. In: Derselbe (Hg.): Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert: Ein internationaler Vergleich. Essen, S. 9-16.

Jany, Curt (Hg.) (1933): Die Königlich Preußische Armee und das Deutsche Reichsheer 1807 bis 1914, Bd.4. Nach den Akten bearbeitet von Curt Jany. Berlin: Verlag von Karl Siegmund.

John, Hartmut (1981): Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914. Ein sozialgeschichtlicher Beitrag zur Untersuchung der gesellschaftlichen Militarisierung im Wilhelminischen Deutschland. Frankfurt am Main, New York.

Kaiserliches Statistisches Amt (1914): Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Fünfunddreißigster Jahrgang 1914. Berlin.

- Kocka, Jürgen/Ritter, Gerhard, A. (Hg.)/ Hohorst, Gerd (²1978): Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch, Bd.2, Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870-1914. München: Beck.
- Kocka, Jürgen (Hg.) (1995): Wirtschaftsbürger und Bildungsbürger, Bd.2. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht.
- Kocka, Jürgen (2001): Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, Bd.13. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kohlrausch, Martin (2005): Der Monarch im Skandal. Berlin.
- von Krockow, Christian (²2002): Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit. Berlin.
- Langewiesche, Dieter (2001): Staatsbildung und Nationsbildung in Deutschland – ein Sonderweg? Die deutsche Nation im europäischen Vergleich. In: von Hirschhausen, Ulrike/Leonhard, Jörn (Hg.): Nationalismen in Europa. West- und Osteuropa im Vergleich. Göttingen, S. 49-67.
- Lemma, Klaus J. (1981): 1888 – ein deutsches Bilderbuch. Berlin und Preußen und das Reich; ein Schicksalsjahr im Spiegel der Pressebilder. Berlin.
- Lepsius, Mario Rainer (1992): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil 3, Lebensführung und ständische Vergesellschaftung. Stuttgart.
- Lepsius, Mario Rainer (1997): Militärwesen und zivile Gesellschaft. Zur Institutionalisierung von Gewaltpotentialen in Friedenszeiten. In: Frevert, Ute (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Bd.58. Stuttgart, S. 359-370.
- Levsen, Sonja (2004): Gemeinschaft, Männlichkeit und Krieg. Militarismus in englischen Colleges und deutschen Studentenverbindungen am Vorabend des Ersten Weltkrieges. In: Jansen, Christian (Hg.): Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert: Ein internationaler Vergleich. Essen, S. 230-246.
- Levsen, Sonja (2006): Elite, Männlichkeit und Krieg. Tübinger und Cambridger Studenten 1900-1929. Göttingen.
- Loewenthal, Max, J. (1911): Das jüdische Bekenntnis als Hinderungsgrund bei der Beförderung zum preußischen Reserveoffizier. Berlin.
- Mann, Heinrich (2006): Der Untertan. Frankfurt am Main.
- May, R.E. ohne weitere Angabe (1917): Konfessionelle Militärstatistik. Tübingen.
- Messerschmidt, Manfred (1980a): Preußens Militär in seinem gesellschaftlichen Umfeld. In: Puhle, Hans-Jürgen/Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft, Sonderheft 6: Preußen im Rückblick. Göttingen, S. 43-88.

Messerschmidt, Manfred (1980b): Das preußisch-deutsche Offizierkorps 1850-1890. In: Hofmann, Hanns Hubert (Hg.): Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit, Bd.11, Das deutsche Offizierkorps 1860-1960. Boppard am Rhein, S. 21-38.

Messerschmidt, Manfred (1983): Militärgeschichte im 19. Jahrhundert (1814-1890), Die preußische Armee, Bd.2, Abschnitt IV, Zweiter Teil. In: Militärgeschichtliches Forschungsamt durch Forstmeier, Friedrich/Groote, Wolfgang von/Hackl, Othmar/Meier-Welcker, Hans/Messerschmidt, Manfred (Hg.): Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1648-1939. München, S. 10-225.

Messerschmidt, Manfred (2001): Das preußische Militärwesen. In: Neugebauer, Wolfgang (Hg.): Handbuch der preußischen Geschichte, Bd.3, Vom Kaiserreich zum 20. Jahrhundert und Große Themen der Geschichte Preußens. Berlin, New York, S. 319-546.

Messerschmidt, Manfred (2006): Militär und Militarismus in Deutschland. In: Militärgeschichtliches Forschungsamt durch Ehlert, Hans/Lang, Arnim/Wegner, Bernd (Hg.): Militarismus, Vernichtungskrieg, Geschichtspolitik: zur deutschen Militär- und Rechtsgeschichte. Paderborn, München, Wien, Zürich, S. 3-72.

Militärgeschichtliches Forschungsamt durch Forstmeier, Friedrich/Groote, Wolfgang von/Hackl, Othmar/Meier-Welcker, Hans/Messerschmidt, Manfred (Hg.) (1983): Militärgeschichte im 19. Jahrhundert 1814-1890, Bd.2, Abschnitt IV. München.

Möller, Horst (1982): Referat zum Thema. In: Institut für Zeitgeschichte (Hg.): Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität? München, Wien, S. 9-15.

Mommsen, Wolfgang J. (Hg.) (1995): Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890 bis 1918, Bd.7, Zweiter Teil. Berlin: Propyläen Verlag.

Mommsen, Wolfgang J. (2002): War der Kaiser an allem schuld? Berlin.

Müller, Detlef K. (1987): Rahmenbedingung der Entwicklung des Bildungssystems im 19. Jahrhundert: Die Einjährigen-Freiwilligen-Berechtigung. In: Müller, Detlef K./Zymek, Bernd (Hg.): Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte, Bd.2, Höhere und mittlere Schulen, 1. Teil, Sozialgeschichte und Statistik des Schulsystems in den Staaten des Deutschen Reiches 1800-1945. Göttingen, S. 21-34.

Müller, Detlef K./Herrmann, Ulrich G./Zymek, Bernd (2003): Die Höheren Schulen für die männliche Bevölkerung im Staat Preußen und in den preußischen Provinzen – Tabellenteil. In: Herrmann, Ulrich G./Müller, Detlef K. (Hg.): Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte, Bd.2, Höhere und mittlere Schulen, 2. Teil, Regionale Differenzierung und gesamtstaatliche Systembildung. Preußen und seine Provinzen – Deutsches Reich und seine Staaten, 1800-1945. Göttingen, S. 149-461.

- Nipperdey, Thomas (1982): Referat zum Thema. In: Institut für Zeitgeschichte (Hg.): Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität? München, Wien, S. 16-26.
- Nipperdey, Thomas (³1983): Deutsche Geschichte 1800-1866, Bd.1, Bürgerwelt und starker Staat. München: Beck.
- Nipperdey, Thomas (1986): War die Wilhelminische Gesellschaft eine Untertanengesellschaft? In: Derselbe (Hg.): Nachdenken über die deutsche Geschichte. Essays. München, S. 172-185.
- Nipperdey, Thomas (³1995): Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd.2, Machtstaat vor der Demokratie. München: Beck.
- Ohne Name (wahrscheinlich von einem aktiven Offizier) (1867): Die preußische Heeresreform unter Benutzung offizieller Quellen dargestellt, nebst einer Abhandlung über das preußische Budgetrecht. Berlin.
- Opitz, Eckardt (1999): Die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland. Eine historische Betrachtung mit aktuellem Bezug. In: Zeitschrift für historische Bildung 9, H. 1, S. 4-9.
- Ostertag, Heiger (1990): Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich 1871 bis 1918. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit. Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris.
- Paupié, Kurt (1972): Frankfurter Zeitung (1856 – 1943). In: Fischer, Heinz-Dieter (Hg.): Deutsche Zeitungen des 17. bis 20. Jahrhunderts. Pullach bei München, S. 241-256.
- Picht, Werner (1952): Vom Wesen des Krieges und vom Kriegswesen der Deutschen. Stuttgart.
- Potschka, Georg (1972): Kölnische Zeitung (1802 – 1945). In: Fischer, Heinz-Dieter (Hg.): Deutsche Zeitungen des 17. bis 20. Jahrhunderts. Pullach bei München, S. 145-158.
- Pröve, Ralf (2006): Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. München.
- Reinermann, Lothar (2001): Wilhelm II. (1859-1941). In: Fröhlich, Michael (Hg.): Das Kaiserreich. Portrait einer Epoche in Biographien. Darmstadt, S. 275-283.
- Reinhold, Dietger (1983): Untergang und Neugestaltung – Deutschland im Spannungsfeld von Revolution und Napoleon. In: Pleticha, Heinrich (Hg.): Deutsche Geschichte, Bd.8, Aufklärung und Ende des Deutschen Reiches 1740-1815. Gütersloh, S. 288-361.
- Richter, Günter (1987): Kaiser Wilhelm I. In: Treue, Wilhelm (Hg.): Drei deutsche Kaiser. Wilhelm I. – Friedrich III. – Wilhelm II. Ihr Leben und ihre Zeit 1858-1918. Freiburg, Würzburg, S. 14-75.
- Ritter, Gerhard A. (³1977): Das Deutsche Kaiserreich 1871-1914. Göttingen.

- Rogalla von Bieberstein, Johannes (1981): Preußen als Deutschlands Schicksal. Ein dokumentarischer Essay über Preußen, Preußentum, Militarismus, Junkertum und Preußenfeindschaft. München.
- Röhl, John C. G. (2002): Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik. Kösel, Kempten.
- Rohleder, Meinolf/Treude, Burkhard (1972): Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung (1848-1939). In: Fischer, Heinz-Dieter (Hg.): Deutsche Zeitungen des 17. bis 20. Jahrhunderts. Pullach bei München, S. 209-224.
- Schäfer, Wilhelm (1958): Der Hauptmann von Köpenick. Gütersloh.
- Schmidt-Richberg, Wiegand (1983): Von der Entlassung Bismarcks bis zum Ende des Ersten Weltkrieges 1890-1918. Die Regierungszeit Wilhelm II. Bd.3, Abschnitt V, Erster Teil. In: Militärgeschichtliches Forschungsamt durch Forstmeier, Friedrich/Groote, Wolfgang von/Hackl, Othmar/Meier-Welcker, Hans/Messerschmidt, Manfred (Hg.): Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1648-1939. München, S. 9-155.
- Schubert-Weller, Christoph (1998): Kein schöner Tod... Die Militarisierung der männlichen Jugend und ihr Einsatz im Ersten Weltkrieg 1890 – 1918. Weinheim, München.
- Schulze, Volker (1972): Vorwärts (1876 – 1933). In: Fischer, Heinz-Dieter (Hg.): Deutsche Zeitungen des 17. bis 20. Jahrhunderts. Pullach bei München, S. 329-347.
- Sontheimer, Kurt (1982): Referat zum Thema. In: Institut für Zeitgeschichte (Hg.): Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität? München, Wien, S. 27-33.
- Spannagel, Philipp (2006): Von Friedrich II. zu Graf Wolf von Baudissin. Betrachtungen der Leitbilder deutscher Offiziere als Erzieher und Ausbilder Bd.1. In: Keil, Werner (Hg.): Sozialwissenschaftliche Studien zur Verteidigungspädagogik und Friedenserziehung. Regensburg, S. 1-128.
- Statistisches Bundesamt (1972): Bevölkerung und Wirtschaft 1872-1972. Stuttgart, Mainz.
- Stein, Hartwig (2004): Der Bilde-Skandal von 1903. Zu Bild und Zerrbild des preußischen Leutnants im späten Kaiserreich. In: Führer, Karl Christian (Hg.): Eliten im Wandel: gesellschaftliche Führungsschichten im 19. und 20. Jahrhundert. Münster, S. 259-278.
- Stoneman, Mark R. (2001): Bürgerliche und adlige Krieger: Zum Verhältnis von sozialer Herkunft und Berufskultur im wilhelminischen Armee-Offizierkorps. In: Reif, Heinz (Hg.): Adel und Bürgertum in Deutschland II. Entwicklungslinien und Wendepunkte im 20. Jahrhundert. Berlin, S. 25-63.

- Stübig, Heinz (1993): Die preußische Heeresreform. Kontinuität und Wandel im Geschichtsbild der Bundesrepublik Deutschland. In: Söseman, Bernd (Hg.): Gemeingeist und Bürgersinn – Die preußischen Reformen. Berlin, S. 171-185.
- Stübig, Heinz (1994): Bildung, Militär und Gesellschaft in Deutschland. Studien zur Entwicklung im 19. Jahrhundert. Köln, Weimar, Wien.
- Ullrich, Volker (²1999): Die nervöse Grossmacht. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs 1871-1918. Frankfurt am Main.
- Ulrich, Bernd (2001): Untertan in Uniform. Militär und Militarismus im Kaiserreich 1871-1914. Frankfurt am Main.
- Vierhaus, Rudolf (²1979): Am Hof der Hohenzollern. Aus dem Tagebuch der Baronin Spitzemberg 1865-1914. München.
- Vogel, Jakob (2005): Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik. Deutschland und Frankreich 1871–1914. In: Wette, Wolfram (Hg.): Schule der Gewalt. Militarismus in Deutschland 1871-1945. Berlin, S. 231-261.
- Walter, Dierk (2003): Preußische Heeresreformen 1807-1870. Militärische Innovationen und der Mythos der ‚Roonschen Reform‘, Bd.16. In: Förster, Stig/Kroener, Bernhard R./Wegner, Bernd (Hg.): Krieg in der Geschichte. Paderborn, München, Wien, Zürich, S. 13-617.
- Wehler, Hans-Ulrich (³1977): Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918. Göttingen.
- Wehler, Hans-Ulrich (²1979): Krisenherde des Kaiserreichs 1871-1918: Studien zur deutschen Sozial- und Verfassungsgeschichte. Göttingen.
- Wehler, Hans-Ulrich (³1996): Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd.2, Von der Reformära bis zur industriellen und politischen ‚Deutschen Doppelrevolution‘ 1815-1845/49. München: Beck.
- Wehler, Hans-Ulrich (1995): Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd.3, Von der ‚Deutschen Doppelrevolution‘ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914. München: Beck.
- Wette, Wolfram (1999): Beifreiung vom ‚Schwertglauben‘ – Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-1933. In: Derselbe (Hg.): Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-1933. Bremen, S. 9-40.
- Wette Wolfram (1999): Für eine Belebung der Militarismusforschung. In: Derselbe (Hg.): Militarismus in Deutschland 1871 bis 1945. Zeitgenössische Analysen und Kritik. Münster, Hamburg, London, S. 13-37.
- Wette, Wolfram (2005): Deutscher, französischer und englischer Militarismus im Vergleich. In: Derselbe (Hg.): Schule der Gewalt. Militarismus in Deutschland 1871-1945. Berlin, S. 24-26.

Wette, Wolfram (2005): Einleitung. In: Derselbe (Hg.): Schule der Gewalt. Militarismus in Deutschland 1871-1945. Berlin, S. 6-13.

Wette, Wolfram (2005): Militarismuskritik pazifistischer Offiziere und Politiker. In: Derselbe (Hg.): Schule der Gewalt. Militarismus in Deutschland 1871-1945. Berlin, S. 26-28.

Willems, Emilio (1984): Der preußisch-deutsche Militarismus. Ein Kulturkomplex im sozialen Wandel. Köln.

Winckelmann, Johannes (Hg.), Weber, Max (1964): Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Bd.2, Grundriss der verstehenden Soziologie. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Wietsch.

Wohlfeil, Rainer (1983): Vom stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht (1789-1814), Bd.1, Abschnitt II. In: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.) durch Forstmeier, Friedrich/Groote, Wolfgang von/Hackl, Othmar/Meier-Welcker, Hans/Messerschmidt, Manfred (Hg.): Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1648-1939. München, S. 9-188.

Ziemann, Benjamin (2002): Sozialmilitarismus und militärische Sozialisation im deutschen Kaiserreich 1870-1914. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 53, H. 3, S. 148-164.

9 Abbildungsverzeichnis

- Abbildung 1: Anton von Werner: Die Proklamierung des Deutschen Kaiserreiches (18. Januar 1871) – Dritte (oder Friedrichsruher) Fassung von 1880-82. (Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Original: Friedrichsruh, Bismarck – Museum; http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/sub_image.cfm?image_id=1403&language=german; Recherchedatum: 20.04.08)..... - 10 -
- Abbildung 2: Adolph Friedrich Erdmann von Menzel: Eisenwalzwerk (1875). (Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Original: Staatliche Museen zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz, Nationalgalerie; http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/sub_image.cfm?image_id=1312&language=german; Recherchedatum: 20.04.08)..... - 18 -
- Abbildung 3: Adolph Friedrich Erdmann von Menzel: Unter den Linden in Berlin, Abreise König Wilhelms I. zur Armee am Nachmittage des 31. Juli 1870 (1871). (Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Original: Staatliche Museen zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz, Nationalgalerie; http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/sub_image.cfm?image_id=1304&language=german; Recherchedatum: 20.04.08)..... - 20 -
- Abbildung 4: Scann der Photographie von H. von Rückwandt: Das Schloß in Berlin; vorn die lange Brücke mit dem Denkmal des Großen Kurfürsten von Schlüter (1888). (Lemmer, Klaus J. (1981): 1888 – ein deutsches Bilderbuch. Berlin und Preußen und das Reich; ein Schicksalsjahr im Spiegel der Pressebilder. Berlin) - 21 -
- Abbildung 5: Erwerbstätige mit Familienangehörigen in den Wirtschaftssektoren. (eigene Graphik, Werte entnommen aus: Hohorst, Kocka, Ritter, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch II. Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870-1914, S. 66 ff.) - 25 -
- Abbildung 6: Christian Sell: Wilhelm I. und Gefolgschaft bei der Schlacht von Königgrätz, 3. Juli 1866 (Gemälde von 1872). (Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Original: Rastatt, Wehrgeschichtliches Museum; http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/sub_image.cfm?image_id=1373; Recherchedatum: 11.05.08)..... - 81 -

Abbildung 7: Max Johann Bernhard Koner: Kaiser Wilhelm II. Staatsportrait mit der preußischen Königskrone (Gemälde von 1890).

(Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Original: Kriegsverlust;

http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/sub_image.cfm?image_id=2282;

Recherchedatum: 13.05.08)..... - 86 -

Abbildung 8: Dauer der Berichterstattung für den Fall ‚Bilse‘.
(eigene Graphik, anhand eigener Erhebung erstellt)..... - 124 -

Abbildung 9: Umfang der Berichterstattung für den Fall ‚Bilse‘.
(eigene Graphik, anhand eigener Erhebung erstellt)..... - 124 -

Abbildung 10: Zeitgenössische Postkarte: Der Hauptmann von Köpenick, (1906).
http://www.koepenickia.de/6_bgalerie/frames/AK41.htm;

Recherchedatum: 20.05.08)..... - 128 -

Abbildung 11: Dauer der Berichterstattung für den ‚Hauptmann von Köpenick‘.
(eigene Graphik, anhand eigener Erhebung erstellt)..... - 129 -

Abbildung 12: Umfang der Berichterstattung für den ‚Hauptmann von Köpenick‘.
(eigene Graphik, anhand eigener Erhebung erstellt)..... - 130 -

Abbildung 13: Dauer der Berichterstattung für die ‚Zabern-Affäre‘.
(eigene Graphik, anhand eigener Erhebung erstellt)..... - 137 -

Abbildung 14: Umfang der Berichterstattung für die ‚Zabern-Affäre‘.
(eigene Graphik, anhand eigener Erhebung erstellt)..... - 137 -

10 Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Aufgliederung der sozialen Herkunft der Kriegsschüler in Prozent (gerundet).....	
.....	- 72 -
Tabelle 2: Soziale Zusammensetzung des preußischen Reserveoffizierkorps in Prozent (gerundet)	- 73 -

Beachte:

1. Die von mir erstellten Graphiken habe ich bewusst nicht zusätzlich im Abbildungsverzeichnis aufgeführt.
2. In wörtlichen Zitaten wurden eigene Worteinschübe neben Wortauslassungen in eckige Klammern gesetzt.
3. Die historisch bedingten Abweichungen von der Rechtschreibung in verwendeten historischen Zitaten wurden bewusst unverändert übernommen.

Achtung, Gewerbegerichtswahl! Arbeiter-Verlust! Verfehlt Euch bis zum Sonntag mit Wahl-Legitimationen!

Ein Geniecirceit.

Es ist das wohl denkbarste Beispiel, das ich bis jetzt gesehen habe... (Text continues with a satirical anecdote about a man's behavior and a woman's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

Die Frau hat „eine Frau“ aus dem Himmel geholt... (Text continues with a satirical anecdote about a woman's behavior and a man's reaction).

= Eine Spalte

= 1/2 Spalte

= 1/4 Spalte

Partei-Angelegenheiten.

Freidenkerverein in Teltow-Verden-Ordnung.

Die Freidenker in Teltow-Verden... (Text discusses the activities and internal matters of the Freidenker club in Teltow-Verden).

Die Freidenkertroupen in Berlin.

Die Freidenkertroupen in Berlin... (Text discusses the activities and internal matters of the Freidenker troupes in Berlin).

Berliner Nachrichten.

Der Reichstags-Vertrag für die Arbeiter.

Der Reichstags-Vertrag für die Arbeiter... (Text discusses the Reichstag contract for workers and its implications).

Erklärung über die selbständige Erarbeitung meiner Diplomarbeit

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst habe.

Des Weiteren versichere ich, dass diese Arbeit weder teilweise noch insgesamt an der Universität der Bundeswehr Hamburg oder an einer anderen Hochschule von mir oder einer anderen Person eingereicht wurde. Alle Stellen, die wörtlich oder indirekt Veröffentlichungen anderer entnommen sind, habe ich kenntlich gemacht und mich keiner anderen als der angegebenen Literatur bedient.

Diese Versicherung gilt auch für alle der Arbeit beigegebenen Zeichnungen, Skizzen, Abbildungen etc.

.....

Ort, Datum, Unterschrift